# Geſchichte

der

# deutſchen Literatur

des achtzehnten Jahrhunderts.

---

In überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Zweiter Band.

---

Leipzig,
T. O. Weigel.
1856.

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes.

## Erstes Buch. Fortsetzung.


Seite

### Sechstes Capitel.

Lessing . . . . . 1—76

### Siebentes Capitel.

Wieland . . . . . 76—126


## Zweites Buch.

Von Herder's und Goethe's erstem Auftreten bis zu Schiller's Tode.
c. 1770 — c. 1805.


### Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Nationalliteratur . . . . . 127—150

### Zweites Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

1. Bürger . . . . . 151—173
2. Hölty . . . . . 173—181
3. Voß . . . . . 181—223
4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg . . . . . 223—249

## Sechstes Capitel.

### Leſſing.

Die literariſchen Erzeugniſſe, welche im erſten Bande den Gegenſtand unſerer Darſtellung ausmachten, ſchließen ihre Einwirkung auf die geiſtige Bewegung der Nation gewiſſermaßen mit ihrem Jahrhundert ab. Selbſt der größte unter den dort geſchilderten Dichtern, ſo hoch er unter ſeinen Genoſſen hervorragt und mit der Fülle ſeines poetiſchen Gefühls ſprachgewaltig die Gemüther erregt, ſelbſt ein Klopſtock reicht mit ſeinem unmittelbaren Einfluſſe kaum über die Grenze ſeines Lebens hinaus und gilt den Jetztlebenden mehr als eine ehrwürdige hiſtoriſche Erſcheinung, denn als ein mit jedem neuen Geſchlechte in unvergänglichem Glanze fortlebender Nationaldichter.

Wir gelangen jetzt zu dem mit Geiſteskraft und Geiſtesklarheit in gleichem Maße ausgerüſteten Manne, der nicht nur durch ſeine lebendige Einwirkung auf ſeine Zeit für das Geiſtesleben und die Literatur ſeines Volkes neue Bahnen eröffnete, von den Mitlebenden meiſt nur halb verſtanden und oberflächlich beurtheilt, ſondern noch unſerm Jahrhundert, das erſt zum vollen Verſtändniß ſeines geiſtigen Gehaltes durchgedrungen iſt, als ein Stern voranleuchtet, welcher aus den oftmals verworrenen Beſtrebungen zur Klarheit führt und Allen, die im Dienſte der Wahrheit ſtehen, das unverrückbare Ziel weiſt, beides ein Reformator ſeines Zeitalters und ein Seher der Zukunft — Leſſing.

Es kann nicht ſowohl unſere Aufgabe ſein, den Gehalt ſeiner wiſſenſchaftlichen Anſichten und Forſchungen ſowie die Bedeutſamkeit ſeiner literariſchen Thätigkeit für einzelne Zweige des Wiſſens ausführlich zu würdigen, als vielmehr deren individuelle Veranlaſſungen und Beziehungen zu den Ereigniſſen ſeines Lebens biographiſch nachzuweiſen und insbeſondere ſeine Stellung zur Nationalliteratur hervorzuheben.

In dem Schooße des patriarchaliſchen Familienlebens in einem frommen proteſtantiſchen Pfarrhauſe fand unſer Leſſing die erſte Erziehung und Bildung, eine Gunſt des Geſchickes, die ſich in dem Leben vieler unſrer größten Männer bewährt hat. Sein Vater Johann Gottfried Leſſing war ſeit 1714 Diaconus und ſeit 1733 erſter Prediger zu Camenz in der Lauſitz; die Mutter war die Tochter ſeines Vorgängers im Amte. Es war daher ein natürlicher Wunſch der Eltern, daß der älteſte Sohn, Gotthold Ephraim, der ihnen am 22. Januar 1729 geboren ward — eine Reihe von Söhnen und Töchtern folgte ihm noch nach —, in die Fußſtapfen des Vaters und Großvaters treten und dereinſt im geiſtlichen Amte ſeinen Lebensberuf finden möge. Um ſo ſorgfältiger wurde von vornherein auf den Unterricht des Sohnes, deſſen geiſtige Anlagen ſich frühzeitig verriethen, Bedacht genommen. Gottfried Leſſing war keineswegs ein Prediger gewöhnlichen Schlages. In ſeiner Jugend hatte er die Abſicht gehegt, ſich zu einem akademiſchen Lehramte vorzubereiten. In Wittenberg, wo er ſeine Studien mit einer Vielſeitigkeit, die ſich ſelbſt auf die engliſche Literatur erſtreckte, betrieben hatte, erwarb er ſich durch die 1717 zum Jubelfeſte der Kirchenreformation herausgegebenen Vindiciae reformationis Lutheri a nonnullis novatorum praejudiciis einen gelehrten

Ruf, den er ſpäter noch durch mehrere theologiſche Abhandlungen und eine Ueberſetzung von Tillotſon's Predigten ſo ſehr erhöhte, daß er mit den angeſehenſten der älteren Theologen, einem Mosheim, Rambach, Löſcher und anderen in fortgeſetztem Briefwechſel ſtand.

Nachdem der Sohn den erſten Unterricht vom Vater und eine Zeitlang zugleich von einem Privatlehrer, einem Bruder des nachmals mit Leſſing befreundeten Chriſtlob Mylius, erhalten hatte, wurde er der Camenzer Stadtſchule übergeben, bis der Vater Gelegenheit fand, ihn 1741 unter die Zöglinge der Fürſtenſchule zu Meißen aufnehmen zu laſſen. Unter der ſtrengen Zucht dieſer Anſtalt, mochte ſie auch manches Einengende und Pedantiſche für den nach friſcher geiſtiger Bewegung verlangenden begabten Jüngling haben, gewann er einen feſten Grund in den alten Sprachen, nicht ohne zugleich von dem poetiſchen Reiz der Literatur des Alterthums ergriffen zu werden. „Theophraſt, Plautus und Terenz," äußerte er ſpäter, „waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit ſtudirte." In dieſer Wahl ſpricht ſich ſchon ein Vorgefühl ſeiner künftigen Beſtimmung aus, wie uns ſein Fleiß in den mathematiſchen Lectionen ſchon auf die Neigung zu ſcharfer Denkthätigkeit hinzuweiſen ſcheint. Verſuche in deutſcher Poeſie fanden neben den lateiniſchen Versexercitien eine Stelle; er lernte Haller und das Beſte der halliſchen Dichter kennen, überſetzte nach ihrem Vorgang den Anakreon und entwarf nach den Erfahrungen und Beobachtungen, wozu ihm die kleine Welt, die ihn umſchloß, Gelegenheit gab, ein Luſtſpiel *der junge Gelehrte*, in deſſen Tendenz ſich ſchon ein Streben nach Befreiung von gelehrtem Pedantismus kundgiebt. Ein Gedicht über die Mehrheit der Welt und

ein anderes über die Keſſelsdorfer Schlacht, das verloren gegangen iſt, entſtanden in jenen Schülerjahren.

Mit ſeinem ſiebzehnten Jahre hatte er den Schulcurſus hinlänglich beendigt. Auf eine Anfrage des Vaters ertheilte ihm der Rector Grabener das Lob: „Es iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß; die Lectiones, die Andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht; wir können ihn faſt nicht mehr brauchen.“ Der Vater ſuchte daher höhern Orts um die Entlaſſung ſeines Sohnes vor dem Ablauf der geſetzmäßigen Friſt nach. Am 30. Juni 1746 hielt Leſſing ſeine Abſchiedsrede, in der er de mathematica barbarorum (d. h. der Nichtgriechen) handelte; ſie ſcheint nicht mehr vorhanden zu ſein. Dankbar verſicherte er öfters, daß er es der Meißner Fürſtenſchule verdanke, wenn ihm etwas Gelehrſamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden ſei. „Wie gern wünſchte ich,“ bekannte er acht Jahre ſpäter in der Vorrede zu ſeinen kleinen Schriften, „mir dieſe Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe.“

Nach einem kurzen Aufenthalt im elterlichen Hauſe begab ſich Leſſing im Herbſt des Jahres 1746 auf die Univerſität Leipzig. Nach dem Plane des Vaters ſollte er ſich der Theologie widmen, um in ein Predigtamt, vielleicht dereinſt in die geachtete Stellung des Vaters einzurücken oder ſich als akademiſcher Docent der theologiſchen Wiſſenſchaften einen Namen zu machen. So mochte ſich auch der Jüngling, der zum erſtenmal aus klöſterlicher Umgebung in die Welt eintrat, anfangs ſeine Zukunft ausmalen. „Ich komme jung von Schulen,“ ſchreibt er einige Jahre ſpäter an ſeine Mutter, „in der gewiſſen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im

Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt habe." Er fing an, verschiedenerlei Vorlesungen zu hören und vertiefte sich in die Büchergelehrsamkeit, namentlich in Wolff's philosophische Schriften; allein seinem Streben vermochte nichts ein Genüge zu leisten, nichts ihn auf die Dauer zu fesseln. Nicht lange, so „gingen ihm die Augen auf;" er sah ein, „die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen." Er kam in Umgang mit Leuten von einer andern als bloß gelehrten Bildung und schämte sich seiner Schüchternheit und Unbeholfenheit. Er lernte tanzen, reiten, fechten und „suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen."

Hieraus wird es schon klar, daß sich Lessing nicht zu den Jünglingen des sich damals bildenden Leipziger Dichtervereins hingezogen fühlen konnte. Diese hielten sich innerhalb der Schranken eines regelrechten Studienfleißes und bewahrten streng den sittlichen Anstand, mit dem es Lessing in seinem aufsprudelnden genialen Jugendmuthe nicht immer genau nahm. Dagegen fanden sich unter seinen frohen Genossen auch einige Schauspieler und jener Christlob Mylius, der mit dem Verein der Bremer Beiträger gebrochen hatte. Mylius, schon seit 1742 auf der Universität, lebte in großer Dürftigkeit; sein cynisches Wesen, seine zerrissene Kleidung, seine ganze äußere Erscheinung erregte in dem zierlichen Leipzig nicht geringen Anstoß. Obwohl er ohne höheres Streben und ohne edleren sittlichen Sinn war, zeigte er doch eine gewisse geistige Regsamkeit, besonders als Herausgeber der „Ermunterungen" und der mehr wissenschaftlichen Zeitschrift „der Naturforscher." Mehrere seiner naturhistorischen Abhandlungen zogen die Aufmerksamkeit gelehrter Naturforscher,

ſelbſt eines Haller, auf ihn. Auch ſeine poetiſchen Verſuche, in denen er zwar noch ganz auf dem Standpunct des Gottſchedianismus blieb, erhielten damals Beifall. Leſſing ſchloß ſich an ihn an und ward ſo ſehr in die gleiche Richtung hineingezogen, daß er auf den Gedanken fiel, Medicin zu ſtudiren, und Vorleſungen über Chemie und Botanik hörte. Die Eltern waren mit dem neuen Plane ihres Sohnes ſehr unzufrieden und wurden nur einigermaßen durch deſſen Verſicherung begütigt, daß er ſich zugleich auf Schulwiſſenſchaften legen wolle und „daß es ihm gleich ſein ſolle, ob er einmal durch dieſes oder jenes fortkäme.“

Obwohl er auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft noch unentſchieden und unſtät umherſchweifte, wie er denn nie die Studien in der Weiſe der Fachgelehrten betreiben lernte, ſo behielten doch im Ganzen die philologiſchen Studien den Vorrang. Am regelmäßigſten beſuchte er die Vorleſungen Erneſti's, welcher durch wiſſenſchaftliche Gründlichkeit und geſchmackvolle Behandlung des Alterthums einen weitgreifenden Einfluß auf die Bildung ſeines Jahrhunderts ausgeübt hat. Neben ihm that ſich im Fache der Alterthumswiſſenſchaft Johann Friedrich Chriſt hervor, ein geiſtvoller Ausleger der lateiniſchen Luſtſpieldichter und einer der Erſten, welche für eine richtige Auffaſſung der Kunſtwerke der Alten Bahn brachen. Auch war Leſſing ein fleißiges Mitglied des von Käſtner geleiteten Disputatoriums, das ihm größere Dienſte leiſten konnte, als das von Gellert geleitete Practicum. So ſehr daher Leſſing das herkömmliche regelmäßige Studium abging, ſo verſchwendete er doch nicht läſſig ſeine akademiſchen Jahre, ſondern ſammelte ſich einen Schatz von Kenntniſſen und bildete vor Allem den Sinn für wiſſenſchaftliche Behandlung und die Gewandtheit in der Form.

In jenen Kinderjahren unſerer Literatur wurden Studenten ihre Reformatoren. In Leipzig hatte Leſſing die Beiſpiele vor Augen; die Verfaſſer der bremiſchen Beiträge waren kaum über die Studienjahre hinaus. Auch er fühlte früh den Trieb als Autor hervorzutreten; doch begann er nicht mit kritiſchen und gelehrten Abhandlungen, wie man aus ſeiner nachmaligen literariſchen Thätigkeit ſchließen möchte, ſondern verſuchte ſich als Dichter. In Mylius' Ermunterungen, die ſeit dem Herbſt 1746 erſchienen, finden ſich von ihm anakreontiſche Lieder, Fabeln und ein Luſtſpiel „Damon oder die wahre Freundſchaft", das er nicht in die Sammlung ſeiner Schriften aufgenommen hat. Zahlreicher ſind ſeine Beiträge zu dem in den Jahren 1747 und 1748 erſchienenen „Naturforſcher;" hier ſtand er Mylius als Mitherausgeber zur Seite und vertrat vornehmlich das Belletriſtiſche, während er Mylius das Wiſſenſchaftliche überließ. Eine Verbindung mit Gottſched ſuchte er nicht.

Von beſonderer Bedeutung für die Entwickelung des Leſſing'ſchen Geiſtes war die Leipziger Bühne, die damals unter der Leitung der Frau Neuber zu den bedeutendſten in Deutſchland gehörte. Leſſing brachte, gleichwie Weiße, das Intereſſe für das Theater von der Schule nach Leipzig mit; beide wurden Freunde und beſuchten fleißig die Vorſtellungen. Um ſich ein Freibillet zu verſchaffen, überſetzten ſie gemeinſchaftlich mehrere franzöſiſche Stücke, den Hannibal des Marivaux in Alexandrinern, den Spieler des Regnard und andere. Leſſing trat mit mehreren Mitgliedern der Theatergeſellſchaft und ihrer Principalin in vertrauten Verkehr. Er nennt ſie ſpäter „eine Frau von männlichen Einſichten in ihrer Kunſt" und noch auf der Höhe ſeiner dramaturgiſchen Kritik „eine Schauſpielerin, wie Deutſchland ſie ſeitdem nicht wieder gehabt." Ge-

leitet durch richtigere Bühnenkenntniß, überarbeitete er 1747 ſein Luſtſpiel der junge Gelehrte. Käſtner, dem er es zur Beurtheilung vorlegte, erklärte ſich beifällig darüber. Frau Neuber, die er gleichfalls um ihr Urtheil anging, erzeigte ihm die Ehre einer Aufführung (im Januar 1748). Weiße ward durch den Erfolg des Stücks ebenfalls zu dramatiſchen Arbeiten veranlaßt, und wetteifernd verſuchten ſich die Freunde in Entwürfen zu Luſt- und Trauerſpielen. „Es war damals ſeine Luſt zum Theater ſo groß" — ſeine eigenen Worte — „daß ſich Alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte."

Mitten in dieſe frohen Tage, als ihm der Autorruhm zum erſtenmal entgegenkam, fiel ein Brief des beſorgten Vaters, der ihm mit ernſter Strafrede den Umgang mit dem im elterlichen Hauſe übelangeſchriebenen und als Freigeiſt verrufenen Mylius ſowie mit Komödianten, die dort für nicht minder liederlich und verführeriſch galten, vorwarf und ſeine Beſchäftigung mit Komödienſchreiben zu einer Zeit, wo er den gelehrten Studien leben ſolle, tadelte. In aufgeregter Stimmung lief Leſſing ſogleich mit dem Briefe zu Weiße und warf ihn auf den Tiſch mit den Worten: „Leſen Sie einmal den Brief, den ich ſo eben von meinem Vater erhalte!" In der erſten Aufwallung wollte er den Komödienzettel, auf dem die Aufführung des jungen Gelehrten angekündigt wurde, nach Camenz ſchicken; davon hielt ihn Weiße zurück. Das ausführliche Schreiben, in welchem er demnächſt ſeine Beſchäftigungen und ſeine Liebe zum Theater zu rechtfertigen ſuchte, vermochte indeß die Befürchtungen der Eltern nicht zu beſchwichtigen. Ein Freund des elterlichen Hauſes, der den Auftrag erhalten hatte, ſich bei ſeinem Aufenthalt auf der Leipziger Neujahrsmeſſe nach der Aufführung des Sohnes zu er-

kundigen, brachte die Nachricht zurück, daß dieſer wirklich ein Komödienſchreiber geworden ſei, mit Komödianten umgehe und ſogar den von der Mutter überſchickten Weihnachtsſtollen in ſolcher Geſellſchaft bei einer Flaſche Wein verzehrt habe. Die Mutter, über die Verirrung des Sohnes tief bekümmert, beſtimmte den Vater, ein durchgreifendes Heilmittel anzuwenden. Er ſchrieb dem Sohne: „Setze Dich nach Empfang dieſes ſogleich auf die Poſt und komm zu uns. Deine Mutter iſt todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen.“

Leſſing folgte ungeſäumt, wenn gleich in die Nachricht Zweifel ſetzend. Es war keine leichte Sache, in der Januarkälte auf den damaligen elenden Poſtwagen eine Reiſe von mehreren Tagen zu machen. Am ganzen Leibe vor Kälte zitternd trat er ins Elternhaus. Da wurde das Herz der Mutter weich, und aus den Vorwürfen, die ihm zugedacht waren, ward eine trauliche Unterredung. Bald überzeugte ſich auch der Vater, daß der junge Student ſeine Zeit nicht ſo unnütz verbracht hatte, wie gefürchtet war, und ſich mit ihm über Literatur und ſelbſt über theologiſche Fragen gern und mit Einſicht unterhielt. Als er endlich eine Predigt machte und den Beweis lieferte, daß ihm zu einem Predigtamte nichts abgehe, wurde auch die Mutter einigermaßen mit ihm ausgeſöhnt.

Bis Oſtern (1748) blieb Leſſing im Hauſe der Eltern, benutzte die gelehrte Bibliothek des Vaters und verfaßte nebenher anakreontiſche Lieder ſowie ein Luſtſpiel „die alte Jungfer,“ das er zwar nachmals herausgab, jedoch von der Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke ausſchloß. Er hatte das Vertrauen des Vaters in ſolchem Maße wiedergewonnen, daß ſeine Schulden bezahlt wurden und er nach der Univerſität Leipzig zurückkehren durfte.

Der Vorfall hatte auch ſeine ernſte Seite. Die durch den raſchen Entſchluß des Vaters herbeigeführte Unterbrechung ward für Leſſing ein Glück; ſie riß ihn aus dem verlockenden Rauſche des Beifalls, der ſeinem Luſtſpiel zu Theil ward, führte ihn zu wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zurück und verhinderte übereilte Schritte, welche ſeine fernere Lebensrichtung geändert hätten und ihn nie zu der Höhe hätten gelangen laſſen, die er ſpäter erreicht hat. Er hat oft erzählt, daß er ſelbſt Luſt bekommen habe mitzuſpielen, wenigſtens in ſeinen eigenen Stücken. Es klingt daher die Nachricht Anderer ſehr glaubhaft, daß er, kurz vor ſeiner Reiſe zu den Eltern, mit einem ſeiner Bekannten auf das Hamburger Theater habe gehen wollen. Zwar trat er auch nach ſeiner Rückkehr auf die Univerſität in die alten Verhältniſſe wieder ein und gab ſich der Liebe zu Theatervorſtellungen lebhaft hin. Allein dies währte nur kurze Zeit. Die beſten Mitglieder der Neuberſchen Truppe gingen fort; auch Mylius verließ Leipzig, um in Berlin ſein Glück zu verſuchen. Für Leſſing kam noch ein anderer Umſtand hinzu, ihm Leipzig zu verleiden. Er hatte ſich für einige Schauſpieler verbürgt, und dieſe ſchickten kein Geld; er gerieth dadurch aufs neue in Schulden. Weiße will ihn eines Tages beſuchen und erfährt, er ſei auf einige Tage verreiſt. Er war mit ſeinem Vetter Leſſing, der ihn in Leipzig beſucht hatte, nach Wittenberg, wo dieſer ſeine Studien betrieb, gereiſt, um von da ſich nach Berlin zu begeben. Da er in Wittenberg erkrankte, auch Mylius Berlin wieder verließ, ſo blieb er vor der Hand noch auf der Univerſität und ließ ſich im Auguſt 1748 unter die Studirenden aufnehmen, in der Abſicht, den Winter dort zuzubringen, wozu auch der Vater ſeine Einwilligung gab. Als jedoch Mylius im November nach

Berlin zurückging, beſchloß auch Leſſing ſeinen früheren Plan wieder aufzunehmen und ſich jetzt ſelbſtſtändig einen Weg durchs Leben zu bahnen. An die Eltern ſchrieb er: „Nach Hauſe komme ich nicht, auf Univerſitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden von meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen dieſen Aufwand nicht zumuthen kann.“ Seine akademiſchen Jahre ſind ſomit geſchloſſen.

In der That hatte bereits der zwanzigjährige Jüngling, der in Berlin als ſelbſtſtändiger Mann auftritt, ſich eine geachtete Stellung in der damaligen Literatur erworben. Seine lyriſchen Gedichte wurden neben denen von Hagedorn, Uz und Gleim mit Auszeichnung genannt; ſie ſind in der ſcherzhaften, ſpielenden Manier der Anakreontiker gehalten; denn das echte deutſche Lied kannte man bis auf Goethe nicht; doch läßt ſich zum Lobe Leſſing's ſagen, daß er mehr als ſeine Vorbilder hin und wieder den Ton des einfachen Liedes glücklich trifft. In den didaktiſchen Gedichten ſteht er auf dem Boden der Haller'ſchen Lehrdichtung, nicht ohne an den gelungenſten Stellen den Lehrling der Alten zu verrathen.

Zu den dramatiſchen Arbeiten der Leipziger Periode kam noch im Laufe des Jahres 1748 der Miſogyn (Weiberfeind) und im Beginn des folgenden Jahres die Juden in einem Acte und der Freigeiſt in fünf Acten hinzu, welche ſämmtlich nicht nur von der Kritik mit vielem Lobe willkommen geheißen wurden, ſondern ſich auch auf der Bühne großen Beifall erwarben und zwanzig Jahre hindurch in der Liebe des Publicums ſich behaupteten. Zwar ſind dieſe in jetziger Zeit wenig beachteten Leſſing'ſchen Jugenddramen in der Manier des franzöſiſchen Luſtſpiels gearbeitet; ſie erſcheinen uns breit und ohne in-

dividuelles Leben; allein in Vergleich mit der damaligen dramatiſchen Literatur, welche noch nicht über die Leiſtungen von Gellert und Elias Schlegel hinausgekommen war, iſt ein weſentlicher Fortſchritt nicht zu verkennen. Nicht nur war Leſſingen mehr als Anderen die Bühne eine Bildungsſchule geworden, in der er gelernt hatte, was zu einer wirkſamen Darſtellung gehöre: er hatte auch mit aufmerkſamem Blicke die Welt um ſich her betrachtet. Wie er im jungen Gelehrten damit begann, die Thorheiten, die er in ſeiner kleinen Welt beobachtet hatte, zu geißeln, ſo tragen auch die folgenden Stücke unverkennbare Spuren ſeiner Lebenserfahrungen wie ſeiner geiſtigen Jugendfriſche, ja es deutet Vieles auf die künftige Richtung ſeiner geiſtigen Individualität hin. Daß er den Freigeiſt durch einen frommen Theologen, in welchem uns das Bild ſeines Vaters entgegentritt, zurechtweiſen und beſchämen läßt, darf uns nicht befremden; denn nie wollte er den Freigeiſtern beigezählt werden; aber die Toleranzidee, die ſein Nathan verherrlichte, treffen wir ſchon in den Juden als einen in Leſſing's ſittlicher Natur liegenden Grundzug.

Leſſing hatte die dramatiſche Literatur fleißig ſtudirt. Er kannte nicht nur das Beſte der Franzoſen, unter denen er neben Molière beſonders Marivaux hochſchätzte; er kannte auch Holberg's Luſtſpiele und widmete der römiſchen Komödie, mit der er ſchon auf der Schule vertraut geworden war, ein tiefeindringendes Studium. Als er in Berlin in Gemeinſchaft mit Mylius die Herausgabe der Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters begann, ſchrieb er die ausführlichen und kenntnißreichen Abhandlungen über Plautus, überſetzte deſſen Captivi, nach ſeiner Anſicht „das vortrefflichſte Stück, welches jemals auf den Schauplatz gekommen iſt,“ ſowie den Pſeudolus

und bearbeitete deſſen Trinummus unter der Aufſchrift der Schatz, ein in lebendigem Dialog gehaltenes Luſtſpiel, das ſich lange auf der Bühne erhielt. Um des Drama's willen lernte er in Berlin das Spaniſche und machte den Plan zu einer Ueberſetzung von Calderon's „das Leben ein Traum."

Bis dahin war er nur als Dichter aufgetreten. Mit dem Jahre 1751 lernte ihn Deutſchland auch als Kritiker kennen. Den erſten Anſtoß gab die Nothwendigkeit, ſich in dem Druck der Armuth einigen Erwerb als Schriftſteller zu verſchaffen. Er verfaßte die kurzen Literaturberichte in der Voſſiſchen Zeitung, ſeit dem April 1751 als beſondere Beilage „das Neueſte aus dem Reiche des Witzes," worin alles Bedeutende von ſeiner Hand herrührt. Sein kritiſches Urtheil ſchließt ſich in den Grundprincipien den Theorieen der Schweizer an; doch iſt er nicht blind gegen ihre Mängel. Mit derſelben Schärfe, mit der er Schönaich die Strenge ſeines kritiſchen Richteramts fühlen läßt, wendet er ſich gegen Bodmer's Patriarchaden, und nicht minder bewies ſeine Kritik Klopſtock's, daß er mit ſeinem Urtheil über den Parteien ſtand.

Mit Anfang des nächſten Jahres zieht ſich Leſſing in das ſtille Wittenberg zurück, wo damals einer ſeiner Brüder ſtudirte, und beſchäftigt ſich, beinahe aller poetiſchen Production entſagend, mit gelehrten Forſchungen. Dieſe Richtung ſeiner Studien dauerte auch fort, als er im October wieder nach Berlin zurückkehrte. Mit kritiſchem Sinne durchforſchte er die Literaturgeſchichte, und die trockenſten Unterſuchungen hatten für ihn den nämlichen Reiz, wie ſonſt der Entwurf eines neuen Drama's. Daraus erwuchſen die Verbeſſerungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon, die er nachmals dieſem zur Benutzung überließ. Bayle's

hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch war in jener Epoche ſeiner Geiſtesbildung der Gegenſtand eines folgenreichen Studiums, das ihn nicht nur in die hiſtoriſche Forſchung, ſondern auch in die Hauptfragen der Philoſophie und Religion tiefer hineinführte. Aus dieſen kritiſchen Unterſuchungen ging der Plan zu den Rettungen hervor, apologetiſchen Abhandlungen meiſt theologiſchen Inhalts, welche ihm ein großes Anſehen ſelbſt im Kreiſe der Gelehrten verſchafften. Die Vertheidigung des Horaz gegen den Vorwurf der Unſittlichkeit ward mit Recht als eine bedeutende philologiſche Arbeit geſchätzt. Die Streitſchriften gegen Lange in Laublingen in Bezug auf deſſen mißrathene Ueberſetzung des Horaz, beſonders das 1754 erſchienene „Vademecum für Herrn Samuel Gotthold Lange", zeigten ſeine Meiſterſchaft in der vernichtenden Kritik und machten ihn als Kritiker zugleich geachtet und gefürchtet. Er erwarb ſich während ſeines Wittenberger Aufenthalts die Magiſterwürde und ſtand mit vielen angeſehenen Gelehrten, unter andern mit dem berühmten Göttinger Theologen Michaelis, in Briefwechſel. Jetzt hatte ſich auch das Verhältniß zu den Eltern freundlich geſtaltet. Der Vater erkannte die Tüchtigkeit ſeines Sohnes, welchen er, wie Goethe's Vater den in andere Bahnen einlenkenden Sohn, als einen „ſingularen Menſchen" anſehen mochte, und miſchte ſich mit ſeinen Wünſchen und Rathſchlägen nicht ferner in den Gang ſeines Lebens.

Es war unter den damaligen Verhältniſſen ſchwierig, ſich als Schriftſteller eine unabhängige Exiſtenz zu ſichern, und Leſſing hat unter dem Druck des Mangels mehrere Jahre hindurch hart gelitten. Vollends mußte es einem Geiſte, dem alles Oberflächliche verhaßt war, unerträglich dünken, die Schriftſtellerei als ein Handwerk zu betreiben,

um ſich gegen Dürftigkeit zu ſchützen. Indeß mußte er ſich auch manchmal zu ſolchen Arbeiten gebrauchen laſſen, wie er denn während ſeines erſten Berliner Aufenthalts einige Bände von Rollin's alter Geſchichte, dann zu Wittenberg die Schrift des Spaniers Huarte „Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften" und im Jahre 1753 den erſten Band von Marigny's „Geſchichte der Araber unter der Regierung der Kalifen" überſetzte. Er veranſtaltete jetzt auch eine Sammlung ſeiner Schriften, die von 1753 bis 1756 in ſechs Bänden erſchien. Das Verhältniß zu der Voſſiſchen Zeitung ſcheint er gegen 1755 ganz aufgegeben zu haben.

Mylius verließ im Frühjahr 1753 Berlin. Eine Geſellſchaft von Naturfreunden hatte ſich vereinigt, um für ihn die Koſten einer Reiſe nach Amerika zu beſtreiten; er ſollte Naturbeobachtungen anſtellen und Naturalien ſammeln. Allein nachdem er die ihm zugeſtellten Summen verthan hatte und in Schulden gerathen war, fand er in London am 6. März 1754 einen frühen Tod. Leſſing gab eine Sammlung der vermiſchten Schriften ſeines Jugendfreundes heraus. Der Freundſchaftsdienſt verwandelte ſich jedoch in eine ſtrenge Beurtheilung, deren Schärfe zu allgemeiner Ueberraſchung bewies — was ſpäter noch Andere erfahren ſollten —, daß Leſſing's Kritik ſich ihre Urtheile nie von der Freundſchaft dictiren ließ und die Mittelmäßigkeit auch bei denen, die zu ihm in nahem Verhältniß ſtanden, nicht mit Schonung behandelte.

Eine größere Bedeutung — wenn auch nicht für Leſſing's eigenen Bildungsgang, der ſich nur wenig durch ſeine Freunde, unter denen ihm keiner geiſtig ebenbürtig war, beſtimmen ließ, aber doch für die Literatur — hatten die demnächſt in Berlin angeknüpften Bekanntſchaften mit Nicolai

und Mendelsſohn, die ſich vorzugsweiſe als ſeine Vertrauteſten in der zweiten Hälfte ſeines Lebens, in der Periode ſeiner vollendeten Reife, betrachtet haben.

Friedrich Nicolai, der Sohn eines angeſehenen Berliner Buchhändlers, hatte den Geſchmack für wiſſenſchaftliche und belletriſtiſche Lectüre, den er vornehmlich der Berliner Realſchule verdankte, während ſeiner buchhändleriſchen Lehrjahre mit vielem Eifer auszubilden geſucht. Als nach dem Tode ſeines Vaters der ältere Bruder die Handlung übernahm, konnte er ſich ſeiner Lieblingsneigung unbeſchränkt hingeben. Wenngleich ohne geiſtige Tiefe und gründliche Durchbildung, erwarb er ſich doch als Autodidakt ein nicht unbedeutendes encyklopädiſches Wiſſen, das ſich in Sachen des Geſchmacks und literariſchen Urtheils ganz beſonders an den Leſſing'ſchen Kritiken erweiterte, ſo daß er in der ſchönen Literatur ſich deren unparteiiſchen Standpunct aneignete. In Leſſing'ſchem Sinne ſchrieb er 1754 mit einer gewiſſen jugendlichen Friſche die „Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland" (1755 erſchienen), welche, da ſie Gottſched und Bodmer gleichmäßig angriffen, großes Aufſehen erregten und für ihre Zeit von erheblichem Einfluſſe auf die äſthetiſche Beurtheilung waren. Der Stil der Leſſing'ſchen Kritiken war ſo glücklich copirt, daß Sulzer Leſſing ſelbſt für den Verfaſſer hielt. Durch eine zufällige Mittheilung waren Leſſing die erſten Aushängebogen zu Geſicht gekommen und hatten in ihm den Wunſch erregt, den Verfaſſer perſönlich kennen zu lernen. So entſpann ſich die erſte Bekanntſchaft. Nicolai, der bei allen wiſſenſchaftlichen Fragen nie einen andern Maßſtab als den des „geſunden Menſchenverſtands" kannte, ſtand zu tief unter Leſſing, als daß er im Stande geweſen wäre, wo es ſich um die höchſten

Angelegenheiten des menſchlichen Geiſtes handelte, die Größe ſeines Freundes auch nur zu faſſen, geſchweige ihm etwas zu geben.

Anders verhält es ſich mit den Freundſchaftsbeziehungen zu Moſes Mendelsſohn, den Leſſing um dieſelbe Zeit kennen lernte. Das Schachſpiel hatte ſie zuerſt zu einander geführt. Leſſing mußte ſich ſeinem innerſten Weſen nach, das von der pedantiſchen Fachgelehrſamkeit ſich fern zu halten liebte, von einem Manne angezogen fühlen, der, ein Jude und Seidenhändler, ſich in der philoſophiſchen und ſchönen Literatur tüchtig umgeſehen hatte, und, was für ihn mehr galt, ſich als einen ſelbſtſtändigen Denker zeigte. Einſt gab ihm Leſſing eine Abhandlung von Shaftesbury zu leſen. Als er nach einiger Zeit das Buch zurückbrachte, fragte ihn dieſer, wie es ihm gefallen habe. „Nun ja!“ erwiderte Mendelsſohn, „recht gut! aber ſo etwas kann ich auch machen.“ Leſſing nahm ihn beim Wort. Nach einiger Zeit brachte Mendelsſohn ein Manuſcript und bat Leſſing es durchzuleſen. Mehrere Monate vergingen, ohne daß Leſſing darüber ſprach. Endlich fragte ihn Mendelsſohn, ob er es geleſen habe, und war nicht wenig überraſcht, als ihm zur Antwort ein gedrucktes Exemplar der philoſophiſchen „Geſpräche“ überreicht wurde. Leſſing's Ermunterung hatte ihn zum Schriftſteller gemacht. Die Briefe „über die Empfindungen,“ welche den Namen des Verfaſſers auch im Auslande bekannt machten, folgten bald nach. Leſſing bewahrte bis an ſein Ende die größte Hochachtung vor Mendelsſohn's Geiſt und Charakter. Er war der einzige unter ſeinen Freunden, zu dem ihn eine innigere Geiſtesverwandtſchaft hinzog.

Ein gemeinſames Band in dieſem literariſchen Triumvirate war in jenen Jahren die engliſche Literatur,

mit der Leſſing durch Nicolai und Mendelsſohn, die ſich viel mit engliſcher Literatur beſchäftigt hatten, noch mehr als bisher vertraut wurde. Ein Denkmal ihrer erſten Freundſchaftsverbindung iſt die Schrift Pope ein Metaphyſiker! (1755). Die Berliner Akademie hatte 1753 eine Preisaufgabe ausgeſchrieben: „Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des Pope'ſchen Syſtems, welches in dem Satze: Alles iſt gut, enthalten iſt, und zwar ſo, daß man erſtlich den wahren Sinn dieſes Satzes der Hypotheſe ſeines Urhebers gemäß beſtimme, zweitens ihn mit dem Syſtem des Optimismus oder der Wahl des Beſten genau vergleiche, und drittens die Gründe anführe, warum dieſes Pope'ſche Syſtem entweder zu behaupten oder zu verwerfen ſei.“ Mendelsſohn gab zu dieſer Abhandlung nur einiges Material; die meiſterhafte Kritik, die hier geübt wird, iſt Leſſing's Werk. Er bewies mit der feinſten Ironie, daß die Akademie ſich mit ihrer Preisaufgabe lächerlich gemacht habe, und führte mit ſchlagender Kritik aus, daß ein Dichter als ſolcher kein philoſophiſches Syſtem haben könne. Dadurch wurde zugleich die Scheidelinie zwiſchen Philoſophie und Poeſie gezogen und die Lehrdichtung vom Gebiet der eigentlichen Poeſie ausgeſchloſſen.

Das Studium der engliſchen Literatur erkennt man in mehreren Aufſätzen der im Jahre 1754 begonnenen theatraliſchen Bibliothek, welche gleichſam als Fortſetzung der Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters erſchien; doch iſt es noch nicht Shakſpeare, auf den hier vorzugsweiſe der Blick fällt, ſondern die Theorieen und Dramen eines Dryden und Thomſon, während dem italieniſchen und franzöſiſchen Drama noch eine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt wird. Aber ſelbſt unter den Franzoſen ſind es diejenigen Kritiker und Dramatiker, welche

von der ſtelzenhaften heroiſchen Manier zur Natur zurückzulenken und die Darſtellung des bürgerlichen Lebens in den Kreis des ernſten Drama's ziehen. Leſſing ſympathiſirte mit Diderot, der gegen das ältere franzöſiſche Drama in Oppoſition trat, und theoretiſirte über das weinerliche oder rührende Luſtſpiel. Da Leſſing den Standpunct ſeiner Kritik in die Production zu übertragen pflegte, ſo iſt für ſeine dermalige Anſicht das dramatiſche Fragment Samuel Henzi ſehr charakteriſtiſch. Zwar iſt es in Alexandrinern geſchrieben und bewahrt noch mit Strenge die Einheit des Orts und der Zeit. Wie er jedoch über dieſen Zwang der franzöſiſchen Kunſtregeln dachte, liegt ſchon in den Worten ausgeſprochen: „Gewiſſe große Geiſter würden dieſe kleinen Regeln ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig geſchätzt haben; wir aber, wir anderen Anfänger der Dichtkunſt, müſſen uns denſelben nun ſchon unterwerfen.“ Darin jedoch entfernte ſich Leſſing weſentlich von der franzöſiſchen Tragödie, daß er eine gleichzeitige Begebenheit, die Verſchwörung des Henzi gegen das Patriciterregiment des Cantons Bern, behandelte und ſtatt in die Geſellſchaft von Fürſten und hochſtehenden Helden uns unter die bürgerlichen Republikaner der Schweiz führt. Die äſthetiſche Neuerung erregte indeß beim Erſcheinen des 1753 gedruckten Bruchſtücks weniger Aufſehen, als die dadurch hervorgerufene politiſche Polemik, welche die hiſtoriſche Treue in der Darſtellung der Handlung und der Charaktere zum Gegenſtand hatte und dadurch zugleich bewies, welche Wirkung ein Drama haben mußte, das die Conflicte des modernen Lebens zur Anſchauung brachte. Von dieſem Verſuche war nur noch ein Schritt zu dem „bürgerlichen Trauerſpiel“ Miß Sara Sampſon, das im Jahre 1755 vollendet ward.

Das bürgerliche Trauerſpiel hatte ſich in Frankreich in den Dramen des Nivelle de la Chauſſée und des George Lillo Bahn zu brechen verſucht; beſonders war Lillo's merchant of London (1731) für Leſſing das nächſte Vorbild geworden. Allein man hatte nur die heroiſchen Handlungen ihrer Sphäre entrückt und auf bürgerliche Verhältniſſe übertragen, war aber dadurch aufs neue ins Unnatürliche und Widerliche gerathen, ſo daß dem Pranger und Galgen zuletzt die Ausübung der poetiſchen Gerechtigkeit zufiel. Leſſing dagegen ſuchte den tragiſchen Conflict inmitten der Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens auf, wobei er unſtreitig von Richardſon's Romanen geleitet ward, der in der Clariſſa für ein tugendhaftes, durch die Künſte der Verführung ins Unglück geſtürztes Mädchen die allgemeinſte Theilnahme erregt hatte.

Aehnlich ſind die Motive in Leſſing's Miß Sara Sampſon; England iſt auch hier der Schauplatz der Handlung. Die unglückliche, durch die Verſprechungen des Geliebten entführte Sara ſteht in erhabener Tugendreinheit neben der in allen Buhlkünſten erfahrenen leidenſchaftlichen Marwood und zwiſchen ihnen der hin und her ſchwankende Melleſont, der zuletzt, als Sara der Eiferſucht der Buhlerin zum Opfer gefallen iſt, durch Selbſtmord endet. Es iſt das Urbild der veredelten Emilia Galotti wie der nachſtrömenden bürgerlichen Tragödien überhaupt, welche dieſe Seite des bürgerlichen Lebens, die Liebe neben der Cabale und Schwäche, möglichſt ausgebeutet haben. An friſcher lebendiger Kraft überragte dies Trauerſpiel alles Bisherige ſo ſehr, daß es allenthalben lauten Beifall und reichliche Thränen hervorrief. Der Dichter legte diesmal ſelbſt ſo viel Werth auf den Erfolg der erſten Aufführung, daß er zu der erſten Vorſtellung durch die Acker-

mann'ſche Geſellſchaft nach Frankfurt an der Oder hinüberreiſte.

Der Grund, daß ſich Miß Sara Sampſon nicht auf der Bühne hat halten können, liegt in der Breite der ganzen Anlage und der rhetoriſchen Ueberfülle des Dialogs, der noch eine gewiſſe Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit des mehr in Büchern als in dem Leben bewanderten Gelehrten verräth. Die volle Naturwahrheit in der Schilderung der Situationen, die lebendige Individualiſirung der Charaktere iſt noch nicht erreicht; aber der Weg war gewieſen, den das Drama der nachfolgenden Periode einzuſchlagen hatte, um der franzöſiſchen Stützen entrathen zu können und zu ſelbſtſtändigem Gange fähig zu werden. Wäre nicht gleich darauf die Kriegszeit dazwiſchen getreten, welche die Schauſpielertruppen zerſtreute und ſelbſt in den größeren Städten das Theater in Verfall brachte, ſo würde die unmittelbare Wirkung noch mächtiger geweſen ſein.

Die Bearbeitung dieſes Drama's hatte Leſſing dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß er ſich eine Zeitlang von allen Berliner Verbindungen losſagte und aus den Zerſtreuungen der großen Stadt ſich nach dem ſtillen Potsdam zurückzog, wo er ſelbſt Kleiſt, deſſen Umgang er ſonſt ſchätzte, ſelten aufſuchte. In Berlin jagte wieder ein literariſcher Plan den andern, ohne daß ein einziger zur Reife kam. Es handelte ſich zunächſt um neue journaliſtiſche Unternehmungen, unter denen die in Gemeinſchaft mit Mendelsſohn projectirte Zeitſchrift „Das Beſte aus ſchlechten Büchern", wovon ein Heftchen gedruckt worden zu ſein ſcheint, durch ihre echt Leſſing'ſche Originalität vornehmlich merkwürdig iſt. Auch beſchäftigten ihn Pläne zu einer feſten Anſtellung, wozu ſich damals ſogar an der Moskauer Univerſität, wo man die Profeſſur der deutſchen

Sprache und Beredſamkeit beſetzen wollte, eine Ausſicht eröffnete, die bald wieder verſchwand. Sein eigentlicher Platz war das Theater; zu dieſem zog ihn ein ſtets von neuem wieder erwachendes Bedürfniß ſein ganzes Leben hindurch hin.

In Leipzig war um dieſe Zeit die Theaterunternehmung Koch's, mit dem Leſſing ſchon bei ſeinem früheren Aufenthalt daſelbſt in vertrautem Verkehr ſtand, zu großer Bedeutung gelangt; in ſeiner Geſellſchaft befand ſich ſeit einigen Jahren als erſter Schauſpieler der talentvolle Brückner, welcher Leſſing zum Theil ſeine theatraliſche Bildung verdankte. Im Herbſte 1755 verſchwand Leſſing plötzlich aus Berlin und lebte in Leipzig wieder mit Schauſpielern und unter dramatiſchen Arbeiten. Er gerieth in das Studium der Luſtſpiele Goldoni's und faßte ſogleich den Entſchluß, einen Band von ſechs Luſtſpielen drucken zu laſſen. Indeß als er mit dem erſten „der glücklichen Erbin" (nach Goldoni's l'erede fortunata) bis zum Schluß des zweiten Aufzugs gelangt war, verlor der Verleger, dem das Manuſcript nicht raſch genug geliefert ward, und dann auch der Autor die Luſt. Nur der erſte Aufzug iſt uns erhalten; man erſieht aus dieſem Bruchſtück, daß Leſſing im Luſtſpiel noch auf der Stufe ſeiner früheren Stücke ſtand.

Mit Weiße erneuerte er den freundſchaftlichen Verkehr. Durch ſeine Operetten hatte ſich dieſer aufs neue den Beifall der Menge erworben; doch ließ ſich Leſſing's Urtheil dadurch nicht beſtechen. In der kurzen von Weiße ſelbſt mitgetheilten Aeußerung ſpricht es ſich aufs treffendſte aus: „Wenn es Ihnen," ſagte Leſſing zu ihm, „nur nicht immer ſo leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht ſchwer machen könnte, ſo würden Sie ein Schriftſteller

werden — ich sage nichts mehr.“ Weiße überließ er, da er sich selbst nicht dazu verstehen mochte, die Abkürzung der Miß Sara Sampson für die erste Aufführung auf der Leipziger Bühne. Mit ihm machte er auch kleine Ausflüge nach Altenburg und Gera. Gegen das Frühjahr 1756 besuchte er Dresden und Camenz; nach langer Trennung sah er seine Eltern wieder.

Um diese Zeit bot sich ihm eine unerwartete Gelegenheit dar, das Verlangen, die Welt zu sehen und sich aus dem einförmigen literarischen Leben herauszureißen, zu befriedigen. Mit welcher Freude er diese Gelegenheit ergriff, schildern uns seine Briefe. „Ich muß allerdings,“ schreibt er an Mendelssohn, „zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Ich werde nicht als ein Hofmeister — [eine solche Stelle als Reisebegleiter hatte Sulzer schon in Berlin für ihn gehabt] — nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich sie mir selbst nur werde machen wollen. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereist sein.“ Es war ein junger, unabhängiger Leipziger, Namens Winkler, Besitzer eines ansehnlichen Vermögens. Da dieser eine große Reise unternehmen wollte, wurde ihm Lessing durch einen Freund als Gesellschafter vorgeschlagen. Die Reise sollte vier Jahre dauern und vertragsmäßig sollte Lessing jährlich einen Gehalt von 200 Thalern erhalten und ganz freie Station haben. Am 10. Mai 1756 verließen die Reisenden Leipzig und wandten sich über Magdeburg, Halberstadt, wo er Gleim sah, Braun-

ſchweig und Hannover, überall mit Muße verweilend, nach Hamburg. Hier machte Leſſing die Bekanntſchaft Eckhof's, des größten Schauſpielers ſeiner Zeit, der ſich in einem Briefe an Weiße über die Tage ihres Umgangs mit lebhafter Freude äußert. Von dort ſchlugen ſie über Bremen, Oldenburg und Emden den Weg nach dem nördlichen Holland ein und fuhren über die Zuiderſee nach Amſterdam, wo ſie am 28. Juli anlangten. In Amſterdam, von wo ſie demnächſt nach England überzuſetzen beabſichtigten, fand die Reiſe ſchon ihr Ziel. Der Krieg war ausgebrochen; die Preußen waren in Sachſen eingefallen, hatten Leipzig beſetzt, und der Commandant der Stadt, General von Hauſen, wählte das Haus zur großen Feuerkugel, das Winkler's Eigenthum war, zur Wohnung. Dieſer beeilte ſich daher zurückzukehren, und Leſſing befand ſich ſeit Anfang des Octobers wieder in Leipzig.

Zwar war der Reiſeplan noch nicht völlig aufgegeben, allein in Folge von mancherlei Mißhelligkeiten, die ſchon auf der Reiſe zu Zeiten das gute Einvernehmen geſtört hatten, löſte ſich das Verhältniß bald völlig auf. Beſonders hatte Leſſing durch witzige Aeußerungen, in denen er für Preußen Partei zu nehmen ſchien, ſowie durch ſeinen Umgang mit preußiſchen Offizieren den ſächſiſchen Patriotismus gegen ſich aufgebracht. Da ſich Winkler trotz des Contracts zu keiner Entſchädigung beſtimmen laſſen wollte, ſo blieb Leſſing nichts übrig, als ſeine Anſprüche auf dem Rechtswege geltend zu machen. Doch gelangte er erſt nach einem achtjährigen Proceſſe zu ſeinem Rechte; von der Summe, die ihm Winkler 1764 auszahlen mußte, blieben ihm nach Abzug der Koſten kaum 300 Thaler übrig.

Leſſing blieb die erſte Zeit nach ſeiner Reiſe, ſo ſehr er ſich zu ſeinen Berliner Freunden ſehnte, in Leipzig, um

den Gang ſeines Proceſſes abzuwarten. Seine Lage war ſo kümmerlich und drückend, wie nur je vorher. Durch ſeine literariſchen Arbeiten mußte er ſich ſeinen kärglichen Unterhalt verſchaffen; allein dieſe Erwerbsquelle verſiegte in den Kriegsjahren, und ums tägliche Brod zu arbeiten war überhaupt ſeine Sache nicht. Daher ſchlug er auch Hofmeiſterſtellen beharrlich aus. Die Noth veranlaßte die Uebernahme einiger Ueberſetzungen. Er übertrug um dieſe Zeit Hutcheſon's Sittenlehre der Vernunft, Richardſon's Sittenlehre für die Jugend in den auserleſenſten äſopiſchen Fabeln und Law's ernſthafte Ermunterungen an alle Chriſten zu einem frommen und heiligen Leben; die letzte dieſer Ueberſetzungen mußte Weiße vollenden, da Leſſing, dem in Leipzig, wie er Mendelsſohn geſteht, „Zeit und Weile lang wurde" — und vor Allem bei ſolchen Arbeiten — auf mehrere Wochen nach Dresden gereiſt war.

Der Aufenthalt in Leipzig ward ihm am meiſten durch den Umgang mit dem Major von Kleiſt verſüßt; zu ihnen fanden ſich deſſen vertrauter Freund Ewald, als Verfaſſer von Sinngedichten bekannt, Weiße, von Brawe, der in Leipzig ſtudirte und mit dramatiſchen Arbeiten ſich beſchäftigte, überdies ein Freund philoſophiſcher Discuſſionen. Es bildete ſich ſonach ein Kreis von Literaturfreunden, in welchem mannigfache geiſtige Intereſſen zur Sprache kamen. Kleiſt ſpricht oft mit Wärme von dem biederen Leſſing — man fühlt die gegenſeitige Anziehungskraft edler Charaktere —; er bekennt, daß er ſeinem erheiternden Umgang ſeine Geneſung verdanke, und doch war Leſſing's Gemüth gerade damals von Sorge und Unmuth umwölkt. Mit inniger Theilnahme gedenkt Kleiſt mehrmals der troſtloſen Lage ſeines trefflichen Leſſing und hat ihm auch auf zarte Weiſe manche Unterſtützung zukommen laſſen. Noch nach

Leſſing's Ueberſiedelung nach Berlin ſtellte er ihm durch Gleim ein Geſchenk von hundert Thalern zu; Leſſing ſchreibt darauf unterm 6. Auguſt 1758 an Gleim: „Der Herr von Kleiſt iſt ein zu großmüthiger Freund, und auch das heißt ſchon ſein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur Alles annimmt, was er freiwillig thut. Ich habe mir dieſe Vorwürfe ſchon längſt zu machen und bin nicht ſelten darüber mißvergnügt."

Es konnte den Anſchein gewinnen, als ob Leſſing, nachdem der Krieg die Koch'ſche Geſellſchaft von Leipzig vertrieben hatte, der Beſchäftigung mit dem Drama ganz entſagt habe, und in der That urtheilt Weiße ſo, was indeß nur ſo viel beweiſt, daß Leſſing im Verkehr mit Weiße auf ein tieferes Eingehen in dramatiſche Theorieen und Entwürfe Verzicht leiſtete. Das Drama war ſein Lebenselement geworden, zu dem es ihn immer unwillkürlich zurückzog. Zwar gerieth die „theatraliſche Bibliothek" ins Stocken, und erſt 1758 erſchien nach dreijähriger Unterbrechung das letzte Heft derſelben. Allein eine neue Anregung ging von der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte" aus, einem umfaſſenden literariſchen Unternehmen Nicolai's, der kurz vor dem Ausbruche des Kriegs ſein Project ankündigte, womit eine Aufforderung zu einer dramatiſchen Preisbewerbung verbunden war, worin der Herausgeber funfzig Thaler für das beſte Trauerſpiel ausſetzte. Seitdem war es ſchwieriger geworden, einen Verleger für die neue Zeitſchrift zu gewinnen. Leſſing's Bemühen gelang es, den Buchhändler Dyk in Leipzig zur Uebernahme willig zu machen, ſo daß mit dem Jahre 1757 der erſte Band erſcheinen konnte. Leſſing übernahm, ſo lange er in Leipzig war, die Correctur, hat jedoch nur wenige Beiträge geliefert. Mendelsſohn ward ein fleißiger Mitarbeiter

und Mitherausgeber. Da die Bibliothek mit Nicolai's „Abhandlung vom Trauerſpiele" beginnen ſollte, gleichſam als dem Inbegriff der Regeln, nach denen die Preisrichter zu entſcheiden gedachten, ſo wurde Leſſing durch ſeine Berliner Freunde in eine briefliche Discuſſion des Begriffes der Tragödie hingezogen, welche, durch eine Reihe von Briefen fortgeführt, ein anziehendes Vorſpiel zu den Erörterungen der Dramaturgie wird.

Cronegk's „Codrus", dem nachmals der Preis ertheilt ward, hatte Leſſing's Beifall nicht; denn er gehörte noch ganz der alten Schule an. Höher ſchätzte Leſſing das vorwärtsſtrebende Talent ſeines Freundes Brawe, deſſen „Freigeiſt" er zur Preisbewerbung einſandte. Das alles hatte auch in Leſſing den Productionstrieb wieder rege gemacht. Schon am 22. October 1757 ſchreibt er: „Es arbeitet hier noch ein junger Menſch an einem Trauerſpiele, welches vielleicht unter allen das beſte werden dürfte, wenn er noch ein Paar Monat Zeit darauf verwenden könnte." Er räth daher halb ſcherzend, Nicolai möge, da Cronegk inzwiſchen geſtorben war, fürs nächſte Jahr wiederum einen Preis für ein Trauerſpiel ausſetzen. „Unterdeß", ſchreibt er am 21. Januar 1758, „würde mein junger Tragicus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verſpreche; denn er arbeitet ziemlich, wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nämlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant machte; er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre

Tugend werther iſt als ihr Leben, für ſich ſchon tragiſch genug und fähig genug ſei, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgte. Seine Anlage iſt nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen. So viel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Sujets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben." In Beziehung auf eben dieſe Arbeit ſchreibt er am 2. April an Mendelsſohn: „Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen, in der ich mich gern auf keine Weiſe unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich ſelbſt. Ich muß meine erſte Hitze zu nutzen ſuchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. Unterdeſſen haben Sie nicht Urſache, auf dieſe Arbeit neugierig zu ſein. Gegen Sie werde ich am wenigſten damit groß thun. Sie iſt faſt von der Art, von der nur Sie mich in Berlin ziemlich abgezogen haben." Das Werk blieb liegen, um erſt viele Jahre ſpäter in veränderter Geſtalt ans Licht zu treten.

Aus derſelben Quelle, der Liebe zu einer individuellen, an das wirkliche Leben der Gegenwart anknüpfenden Poeſie, haben wir ſein Intereſſe für die Gleim'ſchen Kriegslieder des Grenadiers herzuleiten, die er gleich beim Bekanntwerden der erſten Siegeslieder als eine bedeutende Erſcheinung der Lyrik begrüßte. Er beſorgte die erſte Ausgabe der Sammlung und empfahl ſie durch eine Vorrede der Liebe und Anerkennung der Nation. Da um dieſe Zeit auch Kleiſt Leipzig verließ, ſo war er jetzt entſchloſſen, wieder nach Preußen ſeinen Wohnſitz zu verlegen und die Berliner Freunde aufzuſuchen. Am 4. Mai 1758 reiſte er von Leipzig ab.

Geiſtig verjüngt und mit der Entſchiedenheit eines Mannes, welcher ſeines Zwecks ſich deutlich bewußt iſt, begann Leſſing ſeine literariſche Thätigkeit in Berlin. Hatte er beim Ausbruch des Kriegs ſich beſchwert, er habe mit dem Könige von Preußen eine Rechnung abzumachen, weil er ihn gehindert, die Welt zu ſehen, ſo war dieſe durch die Schlacht bei Roßbach bezahlt. Von dem neugeweckten deutſchen Nationalgefühl war auch Leſſing inniger denn je ergriffen. Er warf den letzten Reſt franzöſiſcher Theorieen von ſich, und die Idee einer nationalen Literatur war ihm klar geworden. Deßhalb hieß er Gleim's Kriegslieder freudig willkommen und warf einen forſchenden Blick in die ältere deutſche Literatur. Er las das Heldenbuch und die Ritterdichtungen des dreizehnten Jahrhunderts; er richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf die kernhafte ältere Lehr- und Fabeldichtung ſowie auf die Dichter des dreißigjährigen Krieges. In Gemeinſchaft mit Ramler, deſſen Tact für Correctheit der Form er ſehr hoch ſchätzte, unternahm er die Auswahl und Ueberarbeitung der Sinngedichte Friedrichs von Logau und gab in dem angehängten Gloſſar eine für jene Zeit höchſt beachtenswerthe Probe deutſcher Sprachforſchung.

Das müſſige Beiwerk der Kunſtpoeſie war ihm jetzt vollends zuwider geworden. Er ſuchte die Poeſie auf ihre einfachen Grundnormen zurückzuführen. Dies Verfahren wandte er zunächſt bei der Fabeldichtung an, die er in ihrer Aeſopiſchen Einfachheit herſtellte. Die erſte Anregung ging unſtreitig von dem Richardſonſchen Fabelbuche aus, das er in Leipzig überſetzte. Als er darauf ſich mit einer Kritik der Gleim'ſchen Fabeln beſchäftigte, gewann ſeine Fabeltheorie eine feſtere Geſtalt. 1759 erſchienen „Fabeln, drei Bücher, nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart

verwandten Inhalts.“ Die Fabeln ſind in einfacher Proſa verfaßt, ausgezeichnet durch Neuheit der Erfindung und treffende Präciſion des Gedankens; die Abhandlungen verbreiten ſich über das Weſen, die Behandlungsart und die Geſchichte der Fabel.

Auch im Drama tritt das Streben nach Vereinfachung und Gedrungenheit der Darſtellung hervor. Das herrlichſte Beiſpiel würde uns ſein Doctor Fauſt geben, den er ſeit einigen Jahren bearbeitete, wenn nicht dieſe Arbeit Fragment geblieben wäre, wovon uns nur wenige vortreffliche Scenen aufbewahrt worden ſind. Im Jahre 1758 ſchreibt er an Gleim (8. Juli): „Ich ſchreibe Tag und Nacht, und mein kleinſter Wunſch iſt jetzt, wenigſtens noch dreimal ſo viel Schauſpiele zu machen als Lope de Vega. Eheſtens werde ich meinen Doctor Fauſt hier ſpielen laſſen.“ Sein 1759 erſchienenes Trauerſpiel Philotas, das aus einem einzigen Acte beſteht, hat die einfachſte Anlage, die Darſtellung der Heldenthat eines Jünglings, der ſeinem Vaterlande freiwillig ſein Leben opfert. Es wird klar, daß Leſſing mit dem griechiſchen Drama vertrauter geworden war. Ein Zeugniß dieſer gründlichen Studien giebt uns ſein Leben des Sophokles, wovon er 1760 ein aus gelehrten philologiſchen Unterſuchungen beſtehendes biographiſches Fragment, dem wahrſcheinlich eine Analyſe der uns erhaltenen Sophokleiſchen Dramen ſich anſchließen ſollte, der Oeffentlichkeit übergab. Indeß verfolgte er mit gleicher Theilnahme die mit ſeiner Tendenz verwandten modernen dramatiſchen Beſtrebungen; daher entſchloß er ſich zu einer Ueberſetzung von Diderot's Theater, („der Hausvater“, „der natürliche Sohn“), da dieſe bürgerlichen Dramen, wenn ſie gleich nicht durchweg ſeinen Beifall hatten, mit ſeiner Oppoſition gegen das franzöſiſche Heldendrama zuſammen-

trafen. Zu gleicher Zeit vermochte er mit jener großartigen Anſicht, welche die tragiſche Größe des griechiſchen Drama's zum erſtenmal klar erfaßte, die Tragödien Shakſpeare's zu würdigen. Damals ſprach er das kühne, weithin in die Halle unſerer Literatur hineinſchallende Wort aus: „Wenn man die Meiſterſtücke des Shakſpeare mit einigen beſcheidenen Veränderungen unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſein, als daß man ſie mit den Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volk an jenen weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichteſten von ſo einem, das Alles bloß der Natur zu danken zu haben ſcheint und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket. Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakſpeare ein weit größerer tragiſcher Dichter als Corneille, obgleich dieſer die Alten ſehr wohl, und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung und Shakſpeare in dem Weſentlichen näher.“ Damit ſtehen wir wieder mitten in der Leſſing'ſchen Kritik, die während ſeines Aufenthalts in Berlin ihr goldenes Zeitalter feierte.

Gegen den Herbſt 1758 ſtarb Nicolai's Bruder, der bisherige Inhaber der Buchhandlung. Dadurch ſah ſich jener genöthigt, ſeine Abſicht, in Muße nach ſeiner Neigung den literariſchen Beſchäftigungen zu leben, aufzugeben und das Geſchäft zu übernehmen. Sowohl weil dies ſeine Zeit ſehr in Anſpruch nahm, als auch weil es unpaſſend erſchien, als Buchhändler ein in einem fremden Verlage

erſcheinendes Journal zu redigiren, übergab er die Herausgabe der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte an Weiße in Leipzig.

Im erſten Augenblicke dachte er nicht an das Unternehmen einer neuen Zeitſchrift. Der Plan zu einer ſolchen ging von Leſſing aus. Nicolai's Worte: „die damaligen Journale waren faſt alle froſtig, ſeicht, parteiiſch, voll Complimente; der Gedanke, daß man ein beſſeres ſchreiben ſollte, worin beſonders die Wahrheit deutlich herausgeſagt würde, war ganz natürlich" — enthalten den erſten Keim der Briefe die neueſte Literatur betreffend, welche mit dem Jahre 1759 in Nicolai's Verlage zu erſcheinen begannen. Von Leſſing ging auch die Idee aus, die Form von Briefen zu wählen; er machte ſich anheiſchig, die meiſten Beiträge zu liefern, wie denn auch die erſten ſechs Theile ihrem erheblichſten Inhalte nach von ihm herrühren, und beſtimmte dadurch den einzuhaltenden Standpunct und den Ton der Kritik. Später griff Mendelsſohn thätig mit ein; Nicolai hat an dem Inhalt nur geringen Antheil.

Die Wirkung, die von den Literaturbriefen ausging, iſt recht eigentlich Leſſing's Verdienſt. Ihr Hauptzweck war eine freie, ſelbſtſtändige, über alle perſönlichen Rückſichten ſich hinwegſetzende Kritik, ein offener Kampf gegen veraltete Theorieen, gegen Engherzigkeit und geiſtloſe Mittelmäßigkeit, während in den übrigen kritiſchen Zeitſchriften bald das lobhudelnde Cliquenweſen, bald die rückſichtsvolle Zahmheit kein entſchiedenes Urtheil aufkommen ließ. Der letzte Schweif von Gottſched und Bodmer, die matten Lehrdichter, die Verfaſſer des nordiſchen Aufſehers, ſelbſt Klopſtock nicht ausgenommen, — kurz Alles, was in erſtorbenen Formen ein ſchwächliches Daſein friſtete, ward von den

Streichen der lebensfriſchen Kritik getroffen, und während auf der einen Seite vernichtet ward, wies auf der anderen die Kritik eine neue Bahn für die werdende Literatur. Herder durfte in Beziehung auf die Literaturbriefe ſagen, die Quelle des guten Geſchmacks ſei geöffnet; man ſolle nur kommen und trinken.

Leſſing's beweglichem Geiſte, der immer nach neuen Lebenselementen ſuchte und ſie raſch ergriff, ward es ſchwer, an Einem Orte lange auszuhalten. Was zuſammentreffen mochte, um ihm Berlin wieder zu verleiden, iſt nirgends mit deutlichen Worten ausgeſprochen; doch läßt es ſich aus den dortigen Verhältniſſen einigermaßen ſchließen. Daß die Geiſtesgemeinſchaft mit ſeinen Freunden nicht innig genug war, um ihm den Verkehr mit ihnen unentbehrlich zu machen, daß er ſtets das Gefühl in ſich trug, von ihnen nicht verſtanden zu werden und ſie zu der freien Höhe ſeiner geiſtigen Anſchauung nicht heraufziehen zu können, während ſie doch häufig Miene machten gegen ihn einen hofmeiſterlichen Ton anzunehmen, geht ſchon aus unſern obigen Andeutungen hervor. Etwas der Art läßt ſich zwiſchen den Zeilen leſen, wenn er nach ſeiner Abreiſe von Berlin in einem Briefe an Ramler ſich ſelbſt mit den Worten apoſtrophirt: „Wareſt du nicht Berlins ſatt? Glaubteſt du nicht, daß deine Freunde deiner ſatt ſein müßten? daß es bald wieder einmal Zeit ſei, *mehr unter Menſchen als unter Büchern zu leben*? daß man nicht bloß den Kopf, ſondern nach dem dreißigſten Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht ſein müſſe?“ In der letzten Aeußerung erkennen wir zugleich das Verlangen, endlich durch eine Anſtellung der Nothwendigkeit überhoben zu ſein, nur von der Feder zu leben. Zur Erfüllung dieſes Wunſches bot ſich ihm 1760 eine Gelegenheit. Der General

Graf Tauenzien, Commandant von Breslau, machte ihn zu ſeinem Secretär. Ohne ſeinen Freunden etwas von der Sache mitzutheilen, entfernte er ſich aus Berlin, wo man ihm noch kurz vor ſeiner Abreiſe die Ehre erwieſen hatte, ihn zum Ehrenmitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften zu ernennen. Er reiſte über Frankfurt an der Oder — eine „Wallfahrt" zu dem Grabe ſeines Kleiſt — und traf in den erſten Decembertagen in Breslau ein.

Die oberflächlichen Beurtheiler konnten ſich nicht erklären, was Leſſing zu dieſem Schritte vermocht haben möge. Zu dieſen gehörten auch ſeine Berliner Freunde, die Leſſing ſeiner Gewohnheit gemäß nicht einmal dabei zu Rathe gezogen hatte. Sie glaubten ihn für die Literatur verloren, weil er nicht mehr ein fleißiger Mitarbeiter an den Literaturbriefen war, deren Fortbeſtehen durch ſeinen Abgang ernſtlich bedroht war; weil er nicht mehr, wie von Leipzig aus, mit ihnen in Briefen philoſophiſche Erörterungen pflog. Ihnen ſchien Leſſing's Exiſtenz jetzt zwiſchen mechaniſchen Secretärarbeiten und dem lockeren Zeitvertreib der vornehmen militäriſchen Welt getheilt zu ſein. Es war allerdings in ihren Klagen etwas Wahrheit. Die beſten Vormittagsſtunden wurden durch ſeine Geſchäfte in Anſpruch genommen, die Mußeſtunden durch die zahlreiche Bekanntſchaft, in die er gerieth. Er ging der großen Welt nicht, wie in ſeinen früheren Verhältniſſen, aus dem Wege, ſondern gab ſich den Zerſtreuungen des Umganges hin, war abends in Geſellſchaft und — ſpielte. Er bekam einen leidenſchaftlichen Hang zum Hazardſpiel, der ihn nie wieder verlaſſen hat. Gewinn und Verluſt, meinte er, habe ſich bei ihm ſo ziemlich ausgeglichen. Die Ermahnungen der Freunde überhörte er. Mendelsſohn warnte ihn durch die „Zueignungsſchrift an einen ſeltſamen Menſchen," die er

einigen für ihn und vertraute Freunde beſtimmten Exemplaren ſeiner philoſophiſchen Schriften vordrucken ließ; der Schluß derſelben lautet: „Die Spötter ſagen: rufe laut! er dichtet, hat zu ſchaffen, iſt über Feld oder ſchläft vielleicht, daß er erwache! O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht. Reiſen möchte er, aber kann ja nicht. Zum Schlafen iſt ſein Geiſt zu munter, und zu Geſchäften zu faul. Sonſt war ſein Ernſt das Orakel der Weiſen und ſein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt iſt das Orakel verſtummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat ſeine Geißel Andern übergeben, aber ſie ſtreichen zu ſanft, denn ſie fürchten Blut zu ſehen — Und er,

Wenn er nicht hört noch ſpricht, nicht fühlt
Noch ſieht, was thut er denn? — Er ſpielt."

Leſſing ſelbſt hatte Momente des Mißmuths, in denen er ſich ſelbſt bitterer anklagt, als die beſorgten Freunde es nur je hätten thun können. „Nein, das hätte ich mir nicht vorgeſtellt," ſchreibt er am 30. März 1761 an Mendelsſohn, „aus dieſem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorſtellen ſollen und können, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten, als das anſtrengendſte Studiren, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden, daß — — Ach, beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gutmachen?" Er fügt aber dieſem

Ausbruch der Schwermuth gleich die Worte hinzu, er habe vielleicht heute nur einen ſo finſtern Tag, an welchem ſich nichts in ſeinem wahren Lichte zeige.

Es iſt dies nur die eine Seite. Auf der andern ſteht ſein muthiges Wort: „Ich beginne ein Mann zu werden!“ Der Aufenthalt in Breslau ward für Leſſing eine Bildungsſchule, wie ſie ihm die einſame Studirſtube nimmer hätte gewähren können. Er trat auf eine größere Weltbühne, verkehrte mit Menſchen von verſchiedenartigem Weſen und Charakter, mit dem Adel und den Offizieren wie mit dem Bürger und Bauern, mit denen ihn ſein Amt in die vielfachſten Berührungen brachte. 1762 begleitete er den General zur Belagerung von Schweidnitz und im folgenden Jahre nach Potsdam zum Könige, von wo aus er ſeinen Freunden in Berlin einen Beſuch abſtattete. Bei ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe erwarb er ſich einen Reichthum von Menſchenkenntniß und Welterfahrungen; er ſpielte mit in dem Drama des gegenwärtigen nationalen Lebens. Waren ſeine bisherigen dramatiſchen Arbeiten das Ergebniß kritiſcher Literaturſtudien, ſo ward Minna von Barnhelm das erſte wahre Nationaldrama. Er ſchrieb den Entwurf 1763 in heiteren Frühlingsmorgenſtunden in einem Garten bei der Stadt. Das Theater beſuchte er fleißig, wenn er gleich in keiner Vorſtellung bis zu Ende auszuhalten vermochte. Die Schuch'ſche Truppe, die damals in Breslau ſpielte, war zwar nicht ausgezeichnet; aber er holte ſich Nahrung für ſeinen Geiſt auch aus dem kernhaften Witz der Burlesken, in denen für ihn noch Goldkörner nationaler Komik zu finden waren. „Nur ſelten,“ ſagt der Schauſpieler Brandes in ſeiner Selbſtbiographie, „wurden die Vorſtellungen guter Burlesken, beſonders zu des älteren Schuch's Zeiten, von ihm verſäumt.“ Er

empfand wieder Luſt an ſeinem Fauſt zu arbeiten, und mancherlei andere dramatiſche Entwürfe entſtanden, die nicht einmal fragmentariſch zur Ausführung kamen.

Am wenigſten ahnten ſeine Freunde, daß er ſeine gelehrten Studien „keineswegs an den Nagel hänge.“ Sein Einkommen verwandte er keineswegs bloß für den Tand der großen Welt, ſondern er ſammelte ſich eine bedeutende Bibliothek, durchſuchte die öffentlichen Bücherſchätze und verkehrte mit gelehrten Philologen, auch wenn ſie, wie Arletius, ausgemachte Pedanten waren. Beſonders nachdem er 1764 eine ſchwere Krankheit überſtanden hatte, erhielt ſein Geiſt ſeine volle Spannkraft wieder. Es tritt uns wieder der ganze Leſſing entgegen, wenn er mitten unter Zerſtreuungen Materialien zum Laokoon ſammelt, an den altdeutſchen Anekdoten- und Novellenſammlungen ſich erfriſcht, die Gedichte des Andreas Scultetus aus dem Staube der Bibliotheken hervorzieht und die Kirchenväter lieſt, um der Verfaſſung und dem Dogma der älteſten chriſtlichen Kirche vorurtheilsfrei in den Quellſchriften nachzuforſchen. Der Baum war wieder in friſchem Wachsthum; die Früchte reiften ſchnell, und die Zeit war nicht mehr fern, wo er nur zu ſchütteln brauchte, um ſie der deutſchen Nation in den Schooß fallen zu laſſen.

Schon im November 1763 ſchrieb er dem Vater: „es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Geleiſe komme,“ und noch beſtimmter in einem Briefe vom 13. Juni 1764: „Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begriff gemacht hätten. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, ſondern mehr als einmal geäußert, daß mein jetziges Engagement von keiner Dauer ſein könne, daß ich meinen

alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr als jemals entſchloſſen ſei, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinn iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzeren Reſt deſſelben noch zum Sklaven zu machen." Weil er eine ſolche Sklaverei fürchtete, ſchlug er einen Ruf an die Königsberger Univerſität aus. Seitdem er in das Studium der alten Kunſtgeſchichte ſich vertieft hatte, beſchäftigte ihn der Lieblingsgedanke, nach Wien zu gehen und die kaiſerliche Bibliothek für ſeinen Zweck zu benutzen, von dort Italien und vielleicht das Heimatland der antiken Kunſt mit eigenen Augen zu ſehen. Um Oſtern 1765 verließ er Breslau und ſeine bisherige Stellung. „Wie es weiter werden wird," äußert er in dem ſchon erwähnten Briefe an den Vater, „iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umſtände befürchten, die außer Stand zu arbeiten ſetzen können, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſehung. Ich habe ein beſſeres und habe Freunde." Er nahm ſeinen Weg über Camenz nach Leipzig und reiſte von dort in Nicolai's Geſellſchaft nach Berlin.

Als Leſſing nach Berlin in die früheren Verhältniſſe zurückkehrte, war es nicht, wie die Welt von ihm glaubte, ſeine Abſicht, ſich aufs neue als Journaliſt der Kritik der Tagesliteratur zu unterziehen. Er ſchloß 1765 die Literaturbriefe, wie er ſie ins Leben gerufen und eingeleitet hatte, und überließ es Nicolai, die allgemeine Bibliothek, welche das geſammte Literaturgebiet umfaſſen ſollte, nach deſſen eigenem Plane herauszugeben, ohne ſich in die Tendenz und die Redaction dieſer Zeitſchrift einzumiſchen.

Da man damals in den kritiſchen Journalen ſehr ängſtlich die Anonymität wahrte, ſo konnte es bei ſeinem früheren Verhältniſſe zu den Literaturbriefen nicht ausbleiben, daß man ihn bei manchen Angriffen der allgemeinen Bibliothek für den Urheber oder den Mitſchuldigen hielt und ſeiner Verſicherung, daß von ihm in der neuen Zeitſchrift keine Zeile ſtehe, nur geringen Glauben ſchenkte.

Leſſing benutzte ſeine zweijährige Muße in Berlin hauptſächlich zur Ausarbeitung der Breslauer Entwürfe Laokoon und Minna von Barnhelm.

Im Jahre 1766 erſchien „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie, mit beiläufigen Erläuterungen verſchiedener Punkte der alten Kunſtgeſchichte — erſter Theil.“ Die Ausarbeitung eines zweiten und dritten Theils, die noch folgen ſollten, iſt unterblieben. Indem er von Winckelmann's Abhandlung „Gedanken über die Nachahmung der griechiſchen Werke in der Malerei und Bildhauerkunſt“ und der Erörterung der berühmten Laokoons-Gruppe ausging, entwickelte er das Weſen der bildenden Kunſt in ihrem Verhältniſſe zur Poeſie. Mit jener Schärfe, mit der er überall in ſeiner Kritik die Begriffe zu ſondern und die Grenzen jedes einzelnen geiſtigen Gebiets zu beſtimmen ſuchte, entwickelte er in ſeinem Laokoon, geleitet vornehmlich von der Plaſtik griechiſcher Poeſie, mit der er vertrauter war, als mit den Werken der bildenden Kunſt, die jedem der beiden Kunſtgebiete eigenthümlichen Principien. Das Weſen der bildenden Kunſt ſetzte er in die Schönheit, das der Poeſie vorzugsweiſe in die Handlung. Die durch Breitinger's Theorie geförderte Vermiſchung der Poeſie und Malerei, ſomit die in der ganzen vorangehenden Literaturperiode mit Vorliebe gepflegte didaktiſche und beſchreibende Dichtung ward beſeitigt, dagegen

die dramatiſche und dieſer zunächſt die epiſche Poeſie als die höchſte Stufe poetiſcher Darſtellung bezeichnet. Man muß ſich den Zuſtand der damaligen poetiſchen Literatur vergegenwärtigen, um die Zaubermacht der Einwirkung dieſes Werkes, das für alle ſtrebenden Geiſter den heiteren Himmel wahrer Dichtung ausbreitete, nachzuempfinden. Die Poeſie erſchien zu ihrer reinſten erhabenſten Würde verklärt, indem ſie der ideale Ausdruck freier Menſchheit ward. „Wie mit einem Blitz," ſagt Goethe, auf ſeine Jugend zurückblickend, „erleuchteten ſich uns alle Folgen dieſes herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöſt." Nicht bloß durch den tiefen Gedankengehalt, ſondern auch durch die unübertreffliche Schönheit der Darſtellung iſt dieſe Schrift unter Leſſing's wiſſenſchaftlichen Arbeiten das vollendetſte Kunſtwerk geworden. Er zieht uns mit dramatiſcher Gewandtheit mitten in die Unterſuchung hinein, feſſelt unſer Intereſſe durch anmuthige Seitenwege und führt uns unerwartet auf neue Standpuncte, von wo ſich uns freie Ausſichten nach verſchiedenen Seiten eröffnen. Herder konnte daher mit Recht ſagen, Leſſing's Laokoon ſei ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menſchlichen Wiſſenſchaften, die Muſe der Philoſophie, der Poeſie und der Kunſt des Schönen geſchäftig geweſen ſind.

Minna von Barnhelm brachte Leſſing ſchon größtentheils ausgearbeitet von Breslau, ſo daß „verfertiget im Jahre 1763" auf den Titel geſetzt ward. In Berlin wurde das Stück vollendet und abgerundet, wobei der Dichter Ramler zu Rathe zog, zu deſſen Tact für Correctheit er großes Vertrauen hegte. Die meiſten ſeiner Verbeſſerungsvorſchläge, die indeß nur Einzelnheiten betrafen, hat

er durch die Aufnahme in den Text gebilligt. 1767 erſchien Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück in der Sammlung ſeiner Luſtſpiele, und das erſte deutſche nationale Luſtſpiel begann von der Bühne herab, auf Liebhabertheatern und in Familiencirkeln eine ſo gewaltige, allgemeine Wirkung zu äußern, daß der Verfaſſer einſah, er habe nicht nur, wie er gewünſcht, ſich ſelbſt, ſondern auch alles bis dahin Vorhandene übertroffen. Blicken wir auf die Geſchichte unſerer deutſchen Bühne zurück, ſo ſind alle dramatiſchen Dichtungen, die der Minna vorangingen, Leſſing's eigene Dramen nicht ausgenommen, von der Bühne verſchwunden; mit dieſem Stücke treten wir in die neue Aera der dramatiſchen Kunſt. „Dieſe Production," ſagt Goethe, „war es, die den Blick in eine höhere bedeutendere Welt aus der literariſchen und bürgerlichen, in welcher ſich die Dichtkunſt bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." Die deutſche Dichtung bemächtigte ſich hier zum erſtenmal des nationalen Lebens und erſchien als eine aus der kaum verſchwundenen kriegeriſchen Zeitepoche unmittelbar hervorgegangene Schöpfung. Die Charaktere tragen im Ernſt wie im Scherz die Züge deutſchen Gemüths, dabei ſo mannigfaltig und durch die Handlung ſelbſt entwickelt, daß gerade auf deren ſcharfer Zeichnung weſentlich das Intereſſe des Stücks beruht. Der Franzoſe, ein Typus der damals in großer Anzahl in Deutſchland umherirrenden franzöſiſchen Glücksritter bildet dazu den heiterſten Contraſt. In dem Plane und der Anlage des Ganzen herrſcht eine muſterhafte Klarheit und in der Verkettung der Handlung eine alles Einzelne ſcharfſinnig erwägende Motivirung. Einige Längen entſtehen nur durch die dialektiſche Behandlung des Dialogs in dem zum ernſten Drama hinüberneigenden Kampf zwiſchen Ehre und Liebe, wo man mit dem

Dichter ausrufen möchte: „bald wäre der Spaß auch zu weit gegangen;“ allein der Geiſt, der alle Theile des Drama's durchweht, iſt von ſo unverwelklicher Friſche, daß es das ſpäter lebende Geſchlecht, für welches jener Reiz, den es für die Zeitgenoſſen von den Beziehungen zu den gegenwärtigen Ereigniſſen entlehnte, längſt verſchwunden iſt, noch durch ſeinen bleibenden inneren Werth feſſelt und an dem Prüfſtein der Zeit ſich als claſſiſches nationales Drama bewährt hat.

Mit dieſem Drama, in welchem das patriotiſche Selbſtgefühl des Preußen den ſchönſten Ausdruck gefunden hatte, nahm Leſſing von dem preußiſchen Staat für immer Abſchied. Der große König wußte den Geiſt des deutſchen Denkers und Dichters nicht zu würdigen und wies den ihm wiederholt gemachten Vorſchlag, Leſſing als Bibliothekar in Berlin feſtzuhalten, zurück. Dieſer folgte daher im Frühling 1767 dem lockenden Ruf, der von Hamburg aus an ihn erging.

Nächſt dem Leipziger Theater hat das Hamburger die größte Bedeutung für den Aufſchwung unſerer dramatiſchen Kunſt und Literatur. Unter Schönemann's Direction bildeten ſich dort die erſten namhaften deutſchen Schauſpieler, ein Eckhof, Ackermann und Schröder, Männer voll hoher Begeiſterung für ihre Kunſt und von der Nachwelt unvergeſſen. In der Koch'ſchen Geſellſchaft, die während des Kriegs von Leipzig nach Hamburg zog, glänzte Brückner, der Freund Leſſing's. Unter Ackermann's Leitung, der 1763 das Hamburger Theater übernahm, erlangte Schröder's ausgezeichnetes Talent ſeine völlige Ausbildung. Als Dramaturg ward Löwen, ein umſichtiger Kenner der Bühne und auch als Dichter nicht ohne Verdienſt, ein Vorläufer Leſſing's. Das Intereſſe für die Bühne hatte

ſich der höheren Stände dergeſtalt bemächtigt, daß aus deren Mitte ein Unternehmen hervorging, welches eine Neugeſtaltung der deutſchen Bühnenverhältniſſe verſprach. In der Ueberzeugung, wenn das Theater den Namen eines Tempels der Kunſt verdienen ſolle, müſſe es von den Geldſpeculationen der Directionen unabhängig ſein, bildete ſich 1766 aus einigen Mitgliedern der reichen Kaufmannſchaft ein Verein, um ein deutſches „Nationaltheater" zu gründen. Die Idee war vornehmlich von Eckhof ausgegangen. Ackermann vermiethete der Geſellſchaft das Haus, Löwen und Eckhof übernahmen Direction und Regie; Leſſing wurde auf ihren Vorſchlag der Antrag gemacht, als Theaterkritiker und Dichter mitzuwirken. Eine ſolche Thätigkeit lag zu ſehr in der Richtung ſeiner Lieblingsneigungen, als daß er dem an ihn ergangenen Rufe ſich hätte entziehen können. „Ich ſtand" — ſchreibt er — „eben am Markte und war müſſig; niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf dieſe Freunde. — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen; ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſein glauben konnte." Eine Anſtellung als „Theaterdichter" lehnte er ab; nicht einmal die Auswahl des Repertoire's hing von ihm ab; er wollte als Theaterkritiker wirkſam ſein. Zu dem Ende ward die Hamburgiſche Dramaturgie ins Leben gerufen, welche ſchrittweiſe mit ihrer Beurtheilung die Leiſtungen der Künſtler und die zur Darſtellung gebrachten Dramen begleiten ſollte. Die Worte, mit denen er ſeine theatraliſche Zeitſchrift einleitete, ſprechen ſeine hohen Erwartungen aus, zu denen er im Beginn des Unternehmens

berechtigt war, wenn auch ſchon einige Befürchtungen, die ſpäter eintrafen, ſich zwiſchen den Zeilen leſen laſſen. „Aus dieſer erſten Veränderung,“ heißt es unter Anderm, „können auch bei einer nur mäßigen Begünſtigung des Publicums leicht und geſchwind alle anderen Verbeſſerungen erwachſen, deren unſer Theater bedarf. An Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſpart werden. Ob es an Geſchmack und Einſicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in ſeiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden ſollte, abſtellen und verbeſſern zu laſſen? Es komme nur und ſehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme ſoll nie geringſchätzig verhört, ſein Urtheil nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Nur daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für das Publicum halte — —.“

Es kam jedoch Vieles zuſammen, um die Unternehmung im Beginn zu hemmen und auch Leſſing ſeine Stellung zu verleiden. Das Theaterperſonal wollte von der Kritik nicht lernen und fühlte ſich durch den leiſeſten Tadel verletzt. So gern ſich Leſſing mit der Kunſt des Schauſpielers beſchäftigte, gab er doch, um ferneren Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu gehen, mit der fünfundzwanzigſten Nummer der Dramaturgie die Beurtheilung der Aufführungen ganz auf und beſchränkte ſich auf die Kritik der vorgeſtellten Stücke; aus ähnlichen Gründen ließ auch Löwen den Unterricht der Schauſpieler fallen. Das ganze Unternehmen war von kurzer Dauer; man hatte ſich in dem Publicum verrechnet; die Theilnahme erkaltete ſehr bald. Es wurde noch ein Verſuch gemacht, die Geſellſchaft zuſammenzuhalten, indem man ſie im Winter in Hannover Vorſtellungen geben ließ. Leſſing folgte ihr nicht dahin und beſchäftigte ſich während des Winters mit der Ausarbeitung der Dra-

maturgie ſowie mit der Fortſetzung ſeines Doctor Fauſt, den er in Hamburg zur Aufführung bringen wollte.

Da er den Untergang des Theaterunternehmens vor Augen ſah, ſo gründete er inzwiſchen „um ſeine Verſorgung und ſein Glück von ſich ſelber abhängen zu laſſen," in Gemeinſchaft mit Bode, dem vortrefflichen Ueberſetzer engliſcher Romane, eine Buchdruckerei und Buchhandlung. Im Mai 1767 begann die Theatergeſellſchaft ihre Vorſtellungen aufs neue in Hamburg, doch mit ſehr geringem Erfolg, obgleich Schröder, der ihr anfangs gefehlt hatte, ſich ihr wieder anſchloß. Löwen legte im Juli die Direction nieder; auch Leſſing gab bald darauf ſeine Stellung zur Bühne auf, doch dehnte er ſeine dramaturgiſchen Kritiken noch bis zum Schluß der Vorſtellungen aus, der am 25. November mit Weiße's Eduard III. erfolgte. Ackermann übernahm aufs neue das Haus und die Leitung der Hamburger Bühne, deren Seele jetzt Schröder ward; mit ihm ſtand Leſſing während ſeines Aufenthalts in Hamburg im vertrauteſten Verkehr, ſo daß das Beſte, was er gewollt und erſtrebt hatte, zum Nutzen der deutſchen Bühne durch ſeinen Zögling ins Leben gerufen wurde. Der Unmuth, mit dem Leſſing das vielverſprechende Unternehmen ſcheitern ſah, hat ihm das herbe Schlußwort der Dramaturgie eingegeben, und es erklärt ſich daraus, daß er gegen ſein eigenes Dichtertalent ungerecht ward. „Ueber den gutherzigen Einfall" — ſo ruft er ſchmerzlich-bitter aus — „den Deutſchen ein Nationaltheater zu ſchaffen, da wir Deutſchen noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern bloß von dem ſittlichen Charakter; faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchworenen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die

unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen. Alles, was uns von jenſeits des Rheins kommt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich. Lieber verleugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten."

Hatte ſich auch das Project in nichts aufgelöſt, ſo trug es doch eine für alle Zeiten dauernde Frucht, die Leſſing'ſche Dramaturgie. Der Verfaſſer riß ſich von dem flüchtigen Intereſſe der theatraliſchen Aufführungen los und erweiterte ſeine Beurtheilung zu kritiſchen Abhandlungen, in denen die Geſetze der dramatiſchen Dichtkunſt, beſonders der Tragödie, eine umfaſſende Erörterung fanden und eine Grundlage für das deutſche Drama gewonnen ward. Die Kritiken der Trauerſpiele Corneille's und Voltaire's vollendeten ſeine Polemik gegen die Tragödie der Franzoſen, denen er nur in der Luſtſpieldichtung, in welcher er namentlich Molière's hohe Bedeutung anerkannte, einen eigenthümlichen Werth zugeſteht. Im Weſentlichen ſtellt er ſich, von den im Laokoon entwickelten Principien ausgehend, auf den Boden der griechiſchen Poeſie und weiſt in der Auslegung der Poetik des Ariſtoteles, die er für eben ſo unfehlbar hält, wie die Elemente des Euklides, die unabänderlichen Grundgeſetze, den Kanon der dramatiſchen Poeſie nach. Sein Blick erhebt ſich deſſenungeachtet frei zu der wärmſten Anerkennung des Shakſpeare, ohne darum, gleich ſpäteren Bewunderern des großen Briten, der Regelloſigkeit das Wort zu reden. Selbſt dem ſpaniſchen Drama, mit deſſen Literatur er ſich in Hamburg genauer bekannt machte, geſteht er bis zu einem gewiſſen Grade ſeine Berechtigung in der Literatur zu. Ueberall ſtellt er die „Wahrheit" als die erſte dramatiſche Forderung hin, indem nichts groß ſei, was nicht wahr ſei, und bringt, ſo vielfach er auch auf die Literatur

des Auslandes eingeht, auf die Selbſtſtändigkeit des deutſchen Geiſtes. Eben von dieſem Geiſte iſt das ganze Werk, das in der Schönheit der Form ſich dem Laokoon an die Seite ſtellt, erfüllt; die ſittliche Energie, welche die kritiſchen Unterſuchungen begleitet, iſt nicht der kleinſte Theil ſeines Werthes und ſeiner Bedeutung für die Literatur der Folgezeit.

Das mit Bode unternommene Buchhändlergeſchäft hielt Leſſing noch die nächſte Zeit in Hamburg zurück. Er war zu ſehr Gelehrter im großen Stil und in finanzieller Berechnung zu wenig bewandert, um es durch praktiſche Gewandtheit für ſich einträglich zu machen. Seine Pläne, dem Nachdruck zu wehren und durch eine Vereinigung der Schriftſteller den Verfaſſern einen größeren Antheil an dem aus dem Verkauf der Bücher erlangten Gewinne zu ſichern, eine erweiterte Art des Selbſtverlags, ſind für ihn charakteriſtiſch, ſtießen aber in der Ausführung auf Hinderniſſe und Widerſtand von allen Seiten. Die Hoffnung auf die Wiener Gelehrtenakademie, von der in Klopſtock's Leben das Nähere berichtet worden iſt, mußte er, wie ſo manche andere, wieder verſchwinden ſehen. Eine Einladung, nach Wien als Dramaturg zu gehen, wies er zurück. Aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln mußte er auf ſeinen Lieblingswunſch, nach Italien zu reiſen, verzichten. Seine in Breslau geſammelte Bibliothek von 6000 Bänden hatte er größtentheils ſchon vor ſeiner Reiſe nach Hamburg veräußert; jetzt verkaufte er auch den letzten Reſt derſelben, ohne im Stande zu ſein, ſich von Schulden frei zu machen. Unter dieſen trüben Umſtänden erheiterte ihn der vielſeitige Umgang, wie er ihm in ähnlichem Maße in keiner Periode ſeines Lebens zu Theil geworden iſt. Er verkehrte mit Gelehrten und Künſtlern, Kaufleuten und Offizieren, und

unter dieſen waren Männer wie Büſch, Reimarus, Claudius, Bach, Schröder, anderer bedeutender Namen zu geſchweigen. Auch mit geiſtvollen Frauen kam er mehr als früher in näheren Verkehr; wir erinnern nur an Eliſe Reimarus und die liebenswürdige Frau ſeines Freundes König.

„Solche Umſtände waren nothwendig," ſchrieb Leſſing an Gleim, als der Ruf nach Hamburg erfolgt war, „die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andern Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon iſt nun wieder die Nebenarbeit." Früher, als er ſich's damals dachte, kehrte er zu gelehrten Studien zurück; auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte focht er während ſeines Hamburger Aufenthalts den Streit mit dem Philologen Klotz aus.

Chriſtian Adolf Klotz hatte als ein talentvoller junger Gelehrter, der die philologiſchen Studien mit der ſchöngeiſtigen Bildung ſeiner Zeit zu verbinden ſuchte, ſich früh zu Ehre und Anſehen emporgearbeitet. Faſt noch ein Jüngling, ward er von Göttingen zur Profeſſur der Philoſophie und Beredſamkeit an die Univerſität zu Halle berufen und zum Geheimrath erhoben. Eine Reihe philologiſcher Schriften, die ſich mehr durch einen eleganten lateiniſchen Stil als durch wiſſenſchaftliche Tiefe und Gründlichkeit auszeichneten, erwarb ihm einen bedeutenden Rang unter den Gelehrten; ſeine Zeitſchrift Acta literaria machte ihn als Kritiker gefürchtet, wie ſie andrerſeits einen Anhang von Literaten um ihn ſchaarte. Allein der früh erworbene Ruhm und die von Schmeichlern genährte Eitelkeit ward die Klippe, an der er ſcheitern ſollte. Seine literariſche Vielgeſchäftigkeit hinderte ihn an gründlichen

Studien und bildete höchſtens die formelle Seite ſeines Talents aus. Da ſeinen Werken die ſittliche Grundlage fehlte und ſeine Thätigkeit nur auf die Befriedigung der flachſten Eitelkeit berechnet war, ſo griff er bald zu den niedrigen Mitteln, wodurch ſich ein Anhang erwerben und eine Clique zuſammenhalten ließ. Lob und Tadel galten nicht der Sache, nicht den höheren Zwecken der Wiſſenſchaft, ſondern Schmeichelei zog die Einen heran, und die gemeinſte Mediſance und Zwiſchenträgerei ſuchte denen etwas aufzuheften, die außerhalb der Partei ſtanden, und die Neutralen zu ſchrecken. Vor Leſſing hatte Klotz zu viel Reſpect, um ſeine Angriffe gegen ihn zu richten; er ſprach mit Achtung von ihm und drückte ſie ihm nach dem Erſcheinen des Laokoon auch in einem ohne Zweifel aufrichtig gemeinten Schreiben aus. Allein Leſſing widerte das Cabalenweſen der Klotziſchen Partei an; hin und wieder berührte es ihn auch näher, als Klotz und ſeine Genoſſen, unter ihnen beſonders Riedel in Erfurt, ſich mit immer lauterer Anmaßung zu Richtern des Geſchmacks in der ſchönen Literatur aufwarfen. Leſſing war auf einer Reiſe nach Leipzig im Jahre 1768 mit dem Treiben der Partei näher bekannt geworden; er gab ſeine anfängliche Abſicht, bei einem Beſuche in Halle Klotz perſönlich kennen zu lernen, auf. Er ging ſchon mit dem Gedanken um, an ihm ein Beiſpiel zu ſtatuiren, daß die mit Unwiſſenheit gepaarte Anmaßung nicht ungeſtraft bleibe. Eine literariſche Veranlaſſung gaben ihm die jüngſt erſchienenen Klotziſchen Schriften, eine Abhandlung „über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke" und Vorreden zu Meuſel's Ueberſetzung der kunſtgeſchichtlichen Abhandlungen des Grafen Caylus, ſowie zu deſſen Ueberſetzung des Apollodor. „Der Mann nimmt das Maul gar

zu voll," ſchrieb Leſſing nach ſeiner Rückkehr von Leipzig an Nicolai, „und möchte lieber ein Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſenderen armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öfters gar nicht verſtanden hat; und Alles, was er von dem Seinigen dazugethan, iſt jämmerlich."

Die antiquariſchen Briefe, deren erſten Theil Leſſing gegen das Ende des Jahres 1768 herausgab, ſchließen ſich dem behandelten Gegenſtande nach an den Laokoon an; allein er wollte diesmal nicht Theoretiker ſein und ließ den äſthetiſchen Geſichtspunct ganz fallen; er war nur der gelehrte Forſcher, welcher die verſteckteſten und ſchwierigſten Pfade archäologiſcher Gelehrſamkeit mit einer Beleſenheit und Gründlichkeit durchwanderte, als ob er dieſes Studium, das er doch ſelbſt hinterher „ein armſeliges" nennen muß, zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht hätte. Und ſo frei ſtand er wieder über ſeinem Studium, daß er nach dem Erſcheinen des erſten Theils der antiquariſchen Briefe an Mendelsſohn ſchreibt: „Ich ſchätze das Studium der Alterthümer gerade ſo viel als es werth iſt: ein Steckenpferd mehr, ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unſerer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lange wird." Der zweite Theil führte mehr die perſönliche, man möchte ſagen, ſittliche Polemik gegen Klotz und ſeinen Anhang und deckte die Schleichwege des literariſchen Coterieweſens mit einer ſo vernichtenden Schärfe und Energie auf, daß der Klotzianismus für alle Zeiten gezeichnet iſt. Was den leidenſchaftlichen Ton betrifft, der in einigen Puncten den Geg-

ner ſchneidender trifft, als er verdiente, ſo iſt uns darüber eine charakteriſtiſche Aeußerung Leſſing's erhalten: „Wenn die Wage auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu ſehr überſchlägt, ſo muß man ſich aus aller Leibeskraft auf die andere Schale legen, um wo möglich das Uebergewicht des Rechts wieder herzuſtellen.“

Zu dieſen polemiſchen Schriften bildet die vortreffliche Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ (1769) einen verſöhnenden Abſchluß. Klotz hatte behauptet, daß die Alten den Tod als Skelett dargeſtellt hätten, was allerdings der Fall iſt, aber nur in Sculpturen aus der ſpäteren Zeit. Leſſing ſuchte dagegen zu erweiſen, daß er auf den Kunſtwerken der Griechen als der Genius mit der umgekehrten Fackel erſcheine, eine Auffaſſung, welche, ſo treffend auch von ihm die Schönheitsidee der Griechen hervorgehoben iſt, ſchon von Herder dahin berichtigt ward, daß es der Genius des Lebens ſei, welcher die Fackel ſenkt.

Während Leſſing mit ſeinen antiquariſchen Unterſuchungen beſchäftigt war, wurde Winckelmann in Trieſt ermordet. Leſſing konnte wohl in manchen Puncten von dem genialen Schöpfer der neuern Kunſtgeſchichte abweichen; aber er hegte für ihn die größte Hochachtung und trug ſich bis ans Ende ſeines Lebens mit dem Gedanken, eine Ausgabe ſeiner Werke zu veranſtalten und ſie mit Anmerkungen zu begleiten. Viele dachten damals, daß Leſſing, deſſen Verlangen nach Italien längſt kein Geheimniß war, dazu beſtimmt ſein könne, deſſen Nachfolger in Rom zu werden. Allein ein anderes Anerbieten verhinderte die Ausführung ſeiner Reiſeprojecte, zu der ihm überdies die Mittel unerſchwinglich waren, in einer Lage, die er ſelbſt mit einem Moraſte vergleicht, in den man immer tiefer hineinſinke, je mehr man ſich herausarbeiten wolle.

Im October 1769 machte ihm ſein Freund Ebert, Profeſſor am Carolinum zu Braunſchweig, im Namen des Erbprinzen Ferdinand den Antrag, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Die Achtung, welche der Prinz, ein Verehrer deutſcher Wiſſenſchaft, für Leſſing als Schriftſteller hegte, ward durch deſſen perſönliche Anweſenheit in Braunſchweig im November 1769 ſo ſehr erhöht, daß er die Erwartungen des Prinzen, wie dieſer ſelbſt äußerte, übertroffen hatte. Seine Berufung war entſchieden und erſchien um ſo ehrenvoller, als man die Stelle erſt für ihn freimachen mußte. Um Oſtern 1770 machte er ſich von Hamburg los und ward am 7. Mai in ſein neues Amt eingeführt. Ueber ſeine Stellung ſchreibt er dem Vater: „Eigentliche Amtsgeſchäfte habe ich dabei keine andern, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll. Gewiß werde ich beides zu verbinden ſuchen, oder, eigentlich zu reden, folget ſchon eines aus dem Andern ..... Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als wenn ſie von jeher für mich gemacht wäre, und ich habe es nun ſo viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewieſen.“ In einem großen wiſſenſchaftlichen Sinne faßte Leſſing ſeinen Beruf auf, und in dieſer Hinſicht war er, wie in Allem, was er mit Liebe erfaßte, auch als Bibliothekar groß. Das Mechaniſche ſollte ſeinen Gehülfen überlaſſen bleiben. Man konnte ſeiner Verwaltung vorwerfen, daß keine ordentliche Regiſtratur der angeſchafften Bücher ſtattfand, daß das Verliehene nicht immer aufgezeichnet wurde, daß er keine Rechnung ablegte; jedoch ließ der Nachweis über ſeine Verwaltung, welcher nach ſeinem Tode gegeben ward, nicht den geringſten Zweifel an ſeiner Un-

eigennützigkeit aufkommen. Wichtiger, als der pünctliche Mechanismus, für den er nicht geeignet war, ſind die literariſchen Entdeckungen, die er unter den ihm übergebenen Bücherſchätzen machte und für die Wiſſenſchaft nutzte. Ein höchſt ſchätzenswerther Beitrag zur Dogmengeſchichte war gleich anfangs die Entdeckung einer ungedruckten Schrift des Berengarius Turonenſis, des Gegners der Lehre von der Transſubſtantiation. Die Abhandlung, in der er dieſen „Fund" (denn ſo wollte er ſeine Entdeckung nur genannt wiſſen) der gelehrten Welt bekannt machte, zeigte ihn zur Ueberraſchung der Theologen als einen eben ſo ſcharfſinnigen Forſcher auf dem kirchengeſchichtlichen Gebiete, wie kurz zuvor auf dem der Archäologie. Erneſti war darüber ſo erfreut, daß er ihn in ſeinen Vorleſungen als ein Beiſpiel erwähnte, daß man, wenn man die alten Sprachen gründlich ſtudire, Alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. Den Berliner Freunden kam es unbegreiflich vor, ihrem Leſſing ſtatt unter den rationalen Aufklärern mitten unter den orthodoxen Dogmatikern zu begegnen. Die Freundſchaft mit Nicolai war ſchon im Erkalten; Leſſing konnte nicht mehr mit den Verfaſſern der allgemeinen deutſchen Bibliothek gehen.

Seine gelehrten Studien ſchienen in dieſer Zeit an Vielſeitigkeit noch mehr zu gewinnen. Die Beſchäftigung mit der älteren deutſchen Literatur, für die er ſchon in Breslau und Hamburg viel Intereſſe gehabt hatte, zog ihn aufs neue an, vor Allem die Zeit, wo ſich aus dem Schooße des Bürgerthums die volksmäßige Erzählung und Lehrdichtung entwickelte. Er ſchrieb über die Fabeln des Bonerius, deſſen Namen er zum erſtenmal nachwies, und verfertigte eine Abſchrift des Hugo von Trimberg, ſowie er auch 1771 den ſchon in Schleſien aufgefundenen

Scultetus herausgab. Eine Reihe von Notizen und Abhandlungen über ungedruckte Schriften erſchien ſeit 1772 in dem Werke: Zur Geſchichte und Literatur, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, bis zum Jahre 1781 ſechs „Beiträge", welche die Univerſalität des Leſſing'ſchen Geiſtes ins hellſte Licht ſetzen.

Die Herausgabe einer Sammlung ſeiner kleinen Schriften fällt ebenfalls in die erſte Zeit ſeines Aufenthalts in Wolfenbüttel. Während er Ramlern nicht nur die Correctur überließ, ſondern auch die Erlaubniß ertheilte, in den Gedichten zu ändern und, was ihm nicht gefiele, nach Belieben zu ſtreichen, beſchenkte er die Welt mit der meiſterhaften Abhandlung „zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten." Der Poeſie ſchien er ſomit entſagen zu wollen, ſelbſt dem Drama. In Betreff eines durch Sulzer vermittelten Auftrags, nach Wien als Dramaturg zu gehen, äußerte er in einem Briefe an ſeinen Bruder (am 14. November 1771) ihm werde das Theater von Tage zu Tage gleichgültiger. Allein gerade in den nächſtfolgenden Wintermonaten reifte ſein neues Trauerſpiel Emilia Galotti zur Vollendung, ſo daß es am 13. März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin von Braunſchweig aufgeführt werden konnte.

Faſt ein Menſchenalter hindurch galt Emilia Galotti für die größte deutſche Tragödie. Und mit Recht! denn eine ganze dramatiſche Literatur rankt ſich an dieſem Stamme empor. Es waren erſt wenige Jahre verfloſſen, ſeit Leſſing in den Schlußworten der Dramaturgie, zu einer Zeit, da er Emilia Galotti keineswegs aus den Augen verloren hatte, von ſich das berühmte Bekenntniß ablegte: „Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter. Man erweiſet mir zwar manch-

mal die Ehre, mich für den letzteren zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man mich nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpreſſen.“ Das ſtrenge Urtheil, welches Leſſing, der oft ſo großartig beſcheiden iſt, hier gegen ſich ausſpricht, hätte die romantiſche Schule gern ſo ausgelegt, daß Leſſing aus der Reihe unſerer großen dramatiſchen Dichter geſtrichen worden wäre. Allein das eben iſt die Größe von Leſſing's Genius, daß die Kritik unter ſeinen Händen in die poetiſche Production übergeht, daß ſeine kritiſche Forſchung immer zuletzt in einem Dichtwerke ihren Abſchluß erhält. Er konnte von ſich ſagen, daß er die dramatiſche Kunſt ſtudirt habe. Emilia Galotti iſt die volle, reife Frucht der umfaſſendſten Kenntniß der tragiſchen Kunſt, der durchdachteſten Prüfung ihrer Geſetze. Von dem in Minna von Barnhelm betretenen Wege, die Handlung durch ihre Beziehung zur Gegenwart unſerer Auffaſſung näher zu rücken, wich er auch in ſeiner Tragödie nicht ab. Sie gehört der ſchwülen Atmoſphäre an, die der franzöſiſchen Staatsumwälzung vorangeht. Die Handlung führt uns nicht eine Virginia, nicht entlegene römiſche Zuſtände vor, ſondern ſie iſt an einen der kleinen italieniſchen Für-

ſtenhöfe verſetzt, wo die Vergleichung mit den dermaligen deutſchen Sittenzuſtänden, der ähnliche Contraſt zwiſchen reiner Bürgertugend und der Verdorbenheit der höhern Stände ſo nahe lag, daß man beim Erſcheinen des Stückes darin Hindeutungen auf die Verhältniſſe am Braunſchweiger Hofe finden wollte.

Obgleich der Dichter das Motiv der Tragödie, die Rettung des Mädchens aus der Gewalt des Verführers durch den Tod von der Hand des Vaters, der Erzählung von der Virginia entlehnte, ſo ſtreifte er doch alles Nebenwerk der römiſchen Zuſtände und vor Allem das mitwirkende politiſche Motiv ab, um nicht die dramatiſche Handlung zu verwirren. Der Plan iſt mit bewundernswürdiger Conſequenz bis ins Kleinſte ſorgfältig gezeichnet; nichts ſteht überflüſſig; jeder der Charaktere, auf die wir im Einzelnen hier nicht näher eingehen können, ſteht an ſeiner Stelle. Durch den Hauptcharakter, durch Emilia ſelbſt, die im Kampfe zwiſchen ſittlicher Würde und einer, wenn auch nur dunkel gefühlten, aber ſchon im Keime mächtigen Neigung zu dem Prinzen ſich zum Tode hindrängt, als dem einzigen Mittel der Rettung vor der dämoniſchen Gewalt, iſt die Kataſtrophe in echttragiſchem Sinne motivirt; durch das Auftreten der Orſina, in der das der Emilia drohende Geſchick lebendig vor uns ſteht, wird die Entſcheidung herbeigeführt. Die völlig ſchuldloſe, ihrer ſittlichen Stärke ſich bewußte Emilia wäre zu retten, aber nicht die den herannahenden Sturm der Leidenſchaft im Buſen und zugleich ihre Schwäche fühlt. Immerhin mögen wir es verletzend und dem modernen Charakter der Situation widerſprechend nennen, daß die Löſung in die Hand des Vaters gelegt iſt; doch hat der Dichter durch die feinſte Motivirung darauf vorbereitet. Die Sprache des Dialogs iſt

knapp und gedrängt; ſie verſchmäht mehr als billig den Schmuck der Rede und die poetiſche Fülle; aber ſie iſt kernig und aus dem reinſten Born der deutſchen Sprache geſchöpft; auf lange Zeit klingt ſie durch alle deutſchen Proſatragödien und dramatiſchen Familiengemälde hindurch.

Nach der Vollendung der Emilia Galotti fühlte ſich Leſſing ſehr abgeſpannt. Bei der ſitzenden Lebensart und der Einſamkeit ſeines Wolfenbüttel litten Körper und Geiſt zugleich. Einige unangenehme Vorfälle, die ſein Selbſtgefühl kränkten, verſchlimmerten ſeine hypochondriſche Stimmung, die ſich in ſeinen Briefen oft in den ſchmerzlichſten Ausbrüchen kund giebt. Man hat es auch hieraus zu erklären, weßhalb er über den Erfolg ſeiner mit ſo vieler Mühe zu Stande gebrachten Dichtung ſo gleichgültig war, ſowie auch weßhalb er über die durch Herder's und Goethe's jugendlichen Flug ermunterten jungen Dichtertalente, welche die von ihm gezogene Grenzlinie der Freiheit vom Regelzwange überſchritten, ſich ſo kalt und ungünſtig äußert. Goethe's aufſteigender Genius fand jedoch auch bei ihm Anerkennung, trotz ſeines herben Urtheils über den Wertherroman, deſſen lyriſche Tiefe er nicht nachzuempfinden vermochte. Ihn verletzte überdies, daß in der Darſtellung des Werther der Charakter des jungen Jeruſalem, der ihm perſönlich nahe geſtanden und ſeine Achtung gewonnen hatte, in ein falſches Licht geſtellt war, weßhalb er deſſen philoſophiſche Aufſätze in polemiſch-apologetiſcher Abſicht herausgab.

Selten betrat er nur noch das Gebiet der Kunſtgeſchichte. Laokoon mahnte zur Fortſetzung, aber vergebens. Die Abhandlung „vom Alter der Oelmalerei" (1774) gab wenigſtens den Beweis, daß er noch gern den Blick dahin ſtreifen ließ. Es ſollte ihm auch endlich der langgehegte

Wunſch in Erfüllung gehen, im Vaterlande der Kunſt mit ihren herrlichſten Schöpfungen vertrauter zu werden und durch deren Anſchauung ſowie zugleich durch den Genuß der ſchönen Natur des Südens ſeine Seele zu erfriſchen und zu erweitern. In das Jahr 1775 fällt ſeine Reiſe nach Italien in Geſellſchaft des edlen Prinzen Leopold von Braunſchweig und ſeines Hofmeiſters. Auf der Hinreiſe beſuchte er die Freunde in Leipzig und Berlin und begab ſich darauf nach Wien, wo ihm eine glänzende Aufnahme zu Theil ward. Die Kaiſerin Maria Thereſia beſchied ihn zu ſich und unterhielt ſich mit ihm über die Bildungszuſtände Oeſtreichs. Er konnte ſeine eben nicht ſchmeichelhaften Anſichten darüber hinter der Erwiderung verſtecken, daß er ſich bei einem ſo kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen. Die Kaiſerin nahm dies Geſtändniß für einen Tadel. „Ich glaube Ihn zu verſtehen," ſagte ſie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geſchmack nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe Alles gethan, was meine Einſichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich ſei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in ſolchen Dingen nicht viel ausrichten." Wir kennen nicht den weiteren Verlauf des Geſprächs, außer daß ſie ihm zum Schluß der Audienz ein Empfehlungsſchreiben an den Grafen Firmian in Mailand anbot, das Leſſing kurz vor ſeiner Abreiſe (25. April) zugeſchickt erhielt.

Leſſing betrat Italien gegen Anfang des Mai und verweilte dort über ein halbes Jahr. Dennoch hatte er von dieſer Reiſe nicht den Gewinn, als wenn er ſie ein Jahrzehend früher in einer jugendlicheren Stimmung und als Herr ſeiner Zeit in völliger Unabhängigkeit, die für ihn die eigentliche geiſtige Lebensluft war, hätte machen können.

Sie wurde daher für ihn nicht, wie für Goethe, eine neue Lebensepoche; kaum läßt ſich die Nachwirkung der dort empfangenen Eindrücke in ſeinen ſpäteren Schriften bemerken, obwohl wir bei der Regſamkeit ſeines Geiſtes vorausſetzen können und auch theilweiſe aus den Aufzeichnungen ſeines Tagebuchs erfahren, daß er die Schätze der Bibliotheken und Kunſtſammlungen ſeiner aufmerkſamen Beobachtung nicht entgehen ließ. Die Reiſe berührte zunächſt Mailand und Venedig, wo er zum Himmelfahrtsfeſte der Vermählungsfeier der Republik mit dem adriatiſchen Meere beiwohnte. Von da gelangte er über Bologna nach Florenz, wo ihn Hitze und hypochondriſche Stimmung um allen Genuß brachten. Corſica wurde beſucht, ſodann Genua und Turin, welches ihm durch den Verkehr mit mehreren bedeutenden Gelehrten lieb wurde. Ueber Pavia, Modena und Bologna trafen die Reiſenden endlich am 22. September in Rom ein. Kunſtdenkmäler und Bibliotheken wurden, wie ſein Tagebuch lehrt, eifrig aufgeſucht, aber zu tiefem Studium reichte die durch mancherlei Zerſtreuungen beſchränkte Zeit des Aufenthalts nicht hin. Man erzählt, daß er in Rom eines Tages ſtundenlang vergebens geſucht wurde; endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon einſam und beſchäftigt, über dies Kunſtwerk neue Bemerkungen zu ſammeln. Er begleitete den Prinzen zur Audienz bei dem Papſte Pius VI., deſſen ſchöne, imponirende Geſtalt und leutſeliges Weſen ihn ſehr überraſchte und gewann. Neapel, wo ſie den 17. October anlangten, war der Endpunct ihrer Reiſe. Der Prinz erhielt die Nachricht, daß er zum Inhaber eines preußiſchen Regiments in Frankfurt an der Oder ernannt ſei, und ſah ſich dadurch genöthigt, in der kürzeſten Richtung die Rückreiſe nach Deutſchland anzutreten. In München trennte ſich Leſ-

fing von ihm, um nochmals Wien zu beſuchen, wo er am 24. December eintraf. Längere Zeit verweilte er ſodann in Dresden, um noch einmal mit ſeiner ſeit fünf Jahren verwittweten alten Mutter zuſammen zu ſein. Er erfreute ſich beſonderer Gunſt von dem jungen Kurfürſten Friedrich Auguſt, der gegen ihn den Wunſch ausſprach, ihn durch eine paſſende Anſtellung an ſein Heimatland zu feſſeln. Berlin beſuchte er zum letzten Mal in ſeinem Leben. Am 23. Februar kam er nach Braunſchweig zurück. Die Verhandlungen über eine Verbeſſerung ſeiner Lage, die er hier am Hofe betrieb, führten endlich dahin, daß er eine Erhöhung ſeines Gehalts auf 800 Thaler und eine beſſere Wohnung erhielt, außerdem durch die Ertheilung des Hofrathstitels eine Auszeichnung empfing, die freilich, wie alle Titel, in ſeinen Augen keinen Werth hatte. Dieſer Ausgang der Sache war deßhalb für ihn von beſonderer Wichtigkeit, weil er ſich dadurch in Stand geſetzt ſah, eine Verbindung zu ſchließen, die ſchon ſeit mehreren Jahren ſein ſehnlicher Wunſch geweſen war.

Während ſeines Aufenthalts in Hamburg zählte Leſſing den Seidenhändler König zu ſeinen vertrauteſten Freunden. Als dieſer im Jahre 1769 die Reiſe nach dem Süden antrat, von der er nicht zurückkehren ſollte, empfahl er ihm, gleichſam ſein nahes Ende ahnend, die Sorge für ſeine Familie. Leſſing erfüllte treu die Freundespflicht. Zu den Hinterbliebenen beſtand das innigſte Verhältniß fort und führte zu dem Wunſche, es zu einer Vereinigung fürs Leben zu geſtalten. Der Briefwechſel, den er mit der Wittwe ſeines Freundes nach ſeiner Trennung von Hamburg, bis er das Ziel ſeiner Wünſche erreichte, mehrere Jahre hindurch führte, gewährt uns einen Blick in eine ſchöne Seelengemeinſchaft, wenn ſie gleich, wie von der vor-

gerückten Lebensſtufe beider nicht anders erwartet werden kann, der Frühlingswärme einer jugendlichen Liebe entbehrt. Als Leſſing 1771 nach Hamburg gereiſt war, wurde die Neigung zum Entſchluß. Die Heirath wurde verſchoben, bis Frau König die verwickelten Fabrikangelegenheiten ihres verſtorbenen Mannes in Hamburg und in Wien geordnet und die Auseinanderſetzung mit deſſen Gläubigern beendigt haben würde. Bei dieſem Beſuche war es, wo Leſſing ſich in den Orden der Freimaurer aufnehmen ließ. Der Abſchluß ihrer Geſchäftsverhandlungen zögerte ſich noch mehrere Jahre hin, wie denn auch Leſſing für die in Ausſicht geſtellte Vergrößerung ſeines Hausweſens eine Verbeſſerung ſeiner Bibliothekarſtelle wünſchen mußte. Inzwiſchen machte Leſſing die Reiſe nach Italien, auf der er in Wien mit ſeiner Verlobten zuſammentraf, die erſt jetzt durch ihre perſönliche Anweſenheit ihre Angelegenheit geordnet ſah. Nach ſeiner Rückkehr traf er im Sommer 1776 die Vorbereitungen zum Empfange ſeiner Frau, richtete die neue Wohnung für ſie ein und begab ſich im October nach Hamburg, wo er am 8. ſeine Vermählung in dem Hauſe einer Freundin ſeiner Frau in aller Stille feierte. An ſeinen Bruder ſchreibt er bald darauf von Wolfenbüttel aus: „Wenn ich Dich verſichere, daß ich ſie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, ſo wirſt Du wohl glauben, daß ſie Alles hat, was ich an einer Frau ſuche. Wenn ich alſo nicht glücklich mit ihr bin, ſo würde ich gewiß mit jeder anderen noch unglücklicher geweſen ſein.“ Daß ſein Lob nur die unparteiiſche Stimme der Wahrheit iſt, geht aus den Aeußerungen aller derer hervor, welche die vortreffliche Frau kennen lernten. Wir gedenken hier vor allen der ſchönen Worte, mit denen Spittler (in einem Briefe an

Meuſel) den Eindruck ſchildert, welchen er in dem Familienkreiſe Leſſing's empfangen hatte. „Ich weiß nicht, ob Sie Leſſing perſönlich kennen. Ich darf Sie verſichern, daß er der größte Menſchenfreund, der thätigſte Beförderer aller Gelehrſamkeit, der hülfreichſte und der herablaſſendſte Gönner iſt. Man wird unvermerkt ſo vertraut mit ihm, daß man ſchlechterdings vergeſſen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menſchenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen, als bei Leſſing — ſo wär's bei Leſſing's Gattin. Eine ſolche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unſtudirte Güte des Herzens, immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die ſie auch durch die bezauberndſte Sympathie Allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehen. Das Beiſpiel dieſer großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geſchlechte unendlich erhöht, und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel geweſen, um ſie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Bald darauf eröffnete ſich Leſſingen die Ausſicht, eine ſeinen Wünſchen entſprechende Verſetzung nach Mannheim zu erhalten, das ihn um ſo mehr anzog, als ſeine Frau von dort gebürtig war. Nachdem man ihm im Herbſt 1776, gleichſam die Unterhandlung einleitend, das Diplom eines Mitglieds der Mannheimer Akademie der Wiſſenſchaften überſchickt hatte, bot man ihm die Stelle eines Dramaturgen an dem Mannheimer „Nationaltheater" an. Da dieſes ſchon mit dem nächſten Winter eröffnet werden ſollte, ſo ward ihm überlaſſen, Schauſpieler zu engagiren und nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen des von ihm anzunehmenden Perſonals zu beſtimmen. Leſſing hegte große Erwartungen von dem neuen Unternehmen, das ſeiner

nie ganz entſchlummerten Neigung zum Theater entgegenkam. Er nahm daher Urlaub und reiſte im Januar 1777 nach Mannheim. Obwohl er vom Kurfürſten ſehr gnädig empfangen wurde, ward ihm doch bei den näheren Verhandlungen bald klar, daß die Cabalen einer mächtigen Gegenpartei ſeine Pläne durchkreuzten und ſeine künftige Stellung unſicher und beſchwerlich machen würden. Die weiteren Anträge, die man ihm noch nach ſeiner Rückkehr machte, waren nicht nach ſeinem Sinne; er war zu rückhaltlos, zu wenig fügſam, um auf Vorſchläge einzugehen, die ihm nicht aufrichtig gemeint ſchienen und ihn in eine Lage zu bringen drohten, die ſeinem geraden Charakter zuwider war. Es war daher für Leſſing beſſer, daß er das Verhältniß bei Zeiten löſte, ehe er bindende Verpflichtungen übernommen hatte. Für die Literatur hätte man es vielleicht einen Gewinn nennen können, wenn er die theologiſchen Streitigkeiten, in die er hineingerathen war, mit der dramaturgiſchen Wirkſamkeit vertauſcht hätte, und zwar an einer Bühne, die bald zu den vorzüglichſten Deutſchlands zählte.

Man würde indeß ſehr voreilig urtheilen, wollte man Leſſing's Beſchäftigung mit den höchſten Problemen der Philoſophie und Theologie einer bloß zufälligen äußern Veranlaſſung zuſchreiben. Auch dieſe Richtung ſeines Denkens folgt aus der innerſten Entwickelung ſeines Geiſtes. Philoſophiſche Studien außerhalb des Gebietes der äſthetiſchen Kritik hatten ihn in verſchiedenen Lebensepochen lebhaft angezogen, und mit Ariſtoteles, Leibnitz und Spinoza war er vertrauter, als die meiſten Philoſophen von Fach. Seit er in Wolfenbüttel eine ruhigere Exiſtenz gewonnen hatte, trat die Neigung zur metaphyſiſchen Speculation mehr und mehr in den Vordergrund, und ſeine erſte theologiſche Schrift bewies, daß er dogmatiſche Fragen mit demſelben

Ernſt zu behandeln verſtand, wie die Grundprincipien äſthetiſcher Theorieen. Von welchem Geſichtspuncte ſeine religionsphiloſophiſche Speculation ausging, erkennt man aus einer bedeutungsvollen Stelle in einem Briefe an Mendelsſohn (vom 9. Januar 1771), dem er das Manuſcript der unten zu erwähnenden Reimarus'ſchen Schrift mitgetheilt hatte: „Ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müſſen. Daß ich es zum Theil nicht ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll, und Tauſenden für Einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſeres Ungenannten [Reimarus] geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen.“ Nichts Geringeres war das Ziel von Leſſing's philoſophiſcher Speculation, als eine Religionsphiloſophie, welche Religion und Philoſophie durch eine höhere ſpeculative Einheit verbindet, welche jedoch in der wiſſenſchaftlichen Behandlung die Gebiete beider getrennt hält und zwiſchen der Religion als Sache des Gefühls und der Philoſophie als den Reſultaten der abſtracten Verſtandesthätigkeit eine Scheidelinie zu ziehen ſucht. Dort hält er an der Glaubensregel feſt, wie ſie in den älteſten Symbolen der chriſtlichen Kirche beſtimmt iſt, als dem gemeinſamen Grunde derſelben; hier will er den Gebrauch der Vernunft und der freien Forſchung in keiner Weiſe beſchränkt und gehindert wiſſen. Auf dieſem ſpeculativen Standpuncte mußte er einſam und unverſtanden bleiben. Wenn er ſich nach beiden Seiten gegen die geiſtige Beſchränktheit der Parteiführer wandte, ward

er von den Orthodoxen wie von den Rationaliſten gleichmäßig verſchmäht, wenn auch die Letzteren den bedeutenden Mann gern zu den Ihrigen zählten. Allerdings richtet er die ganze Schärfe ſeiner Beredſamkeit gegen die geiſtloſe Orthodoxie, welche in bequemem Buchſtabendienſt verknöchert war. „O ihr Thoren!“ ruft er den orthodoxen Zionswächtern zu, „die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felſichten Ufer zerſchmettert! O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um dieſe unglücklichen Schiffe iſt euch zu thun, ihr hättet ſie denn verſichert; euch iſt lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung.“ Daher das berühmte Wort: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luther's Schriften, er will bei Luther's Geiſte geſchützt ſein, und Luther's Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen; denn ohne dieſe Mittheilung im Einzelnen iſt kein Fortgang im Ganzen möglich.“ Jedoch mit gleichem ſittlichen Unwillen wendet er ſich von den ſeichten Nicolaitiſchen Aufklärern hinweg. „Ich muß Dir doch ſagen,“ ſchreibt er am 2. Februar 1774 an ſeinen Bruder Karl, „daß Du . . . mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſtehſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? . . . . . Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wiſſen: ich

will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?"

Leſſing gelangte in Hamburg in den Beſitz eines von Hermann Samuel Reimarus handſchriftlich hinterlaſſenen Werks „Apologie oder Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes," in welchem dieſer als Wolffianer durch mehrere Schriften bekannte Philoſoph die Offenbarungstheorie und die hiſtoriſche Grundlage des Chriſtenthums vom Standpuncte des negativen Rationalismus beſtritt. Nicht weil Leſſing mit dem aufkläreriſchen Nihilismus Hand in Hand ging, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen vorausſetzten, ſondern die Ueberzeugung, daß, um ſeine eigenen Worte zu gebrauchen, der Streit den Geiſt der Prüfung genährt, Vorurtheile und Anſehen in einer beſtändigen Erſchütterung erhalten und die geſchminkte Unwahrheit verhindert habe, ſich an der Stelle der Wahrheit feſtzuſetzen, dieſe war das Motiv, weßhalb er in den Wolfenbüttler Beiträgen einzelne Abſchnitte herausgab. Vor allen erregte das 1778 als beſondere Schrift herausgegebene Fragment „vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger" in der theologiſchen Welt einen gewaltigen Sturm. Leſſing wurde dadurch mitten in den Streit der Parteien hineingezogen. Es half ihm den Orthodoxen gegenüber nicht, daß er in beurtheilenden Zuſätzen und Abhandlungen ſeine abweichenden Anſichten ausgeſprochen hatte; der Herausgeber ward als der Mitſchuldige angeſehen. Goeze, Hauptpaſtor in Hamburg, erhob vor Allen die Stimme der orthodoxen Entrüſtung und drängte Leſſing in die offene

Polemik. Antigoeze war der Titel einer Reihe von polemiſchen Schriften, die durch Gehalt wie durch die höchſte Meiſterſchaft des Stils, der ſeine dramatiſche Kraft niemals in ſolcher Vollendung bewährt hat, gleich ausgezeichnet ſind.

Auf den Inhalt der theologiſchen Schriften näher einzugehen, verbietet uns die dieſer Schilderung geſteckte Grenze. Der Streit nahm für Leſſing den verdrießlichen Ausgang, daß ihm von der herzoglichen Regierung die Cenſurfreiheit, die er als Bibliothekar bisher genoſſen hatte, genommen ward und man ihm ſogar verwehren wollte, auswärts etwas drucken zu laſſen. Doch ließ er dieſe letztere Beſchränkung ſich nicht gefallen, und ſeine Feinde irrten, wenn ſie ihm ein gänzliches Stillſchweigen auferlegt zu haben glaubten. Es gab für ihn noch ein anderes Gebiet, auf welches ſie ihm nicht folgen konnten.

Außer dieſen Verdrießlichkeiten brachte ihm das Jahr 1778 tiefen häuslichen Kummer. Im December 1777 wurde ihm ein Sohn geboren, der bald nach der Geburt ſtarb. Mit jenem bitteren Humor des Schmerzes, der ſich in manchen Shakſpeariſchen Scenen mit einer ſo erſchütternden Wahrheit ausſpricht, ſchreibt Leſſing am 3. Jan. 1778 an Eſchenburg: „Meine Freude war ſo kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage! — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie

behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen, aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ Doch hatte er in dieſen Tagen, wie er an den Bruder ſchreibt, noch Hoffnung, daß er ſie behalten werde, „deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.“ Aber ſchon am 12. Januar meldet er eben dieſem ihren Tod. „Wenn Du ſie gekannt hätteſt!“ ſo äußert er ſich in den einfachen Worten des tiefſten Schmerzes; „aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat, ſo ruhig, ſo zufrieden, in meinen vier Wänden!“ Seinen Stiefkindern, deren Erziehung ihm jetzt allein zufiel, widmete er die treuſte väterliche Sorge.

Seine Geſundheit litt, ſeit ihn der ſchwere Schlag betroffen; doch ſein Geiſt leuchtete in ſeinem vollſten Glanze, als habe ihn der Schmerz nur gereift und zur reinſten Humanität verklärt. Er begann die Bearbeitung der freimaureriſchen Geſpräche *Ernſt und Falk* und gab in *Nathan dem Weiſen* und in der gedankenſchweren Abhandlung *die Erziehung des Menſchengeſchlechts* das letzte Vermächtniß ſeines Geiſtes. Ihrem Inhalte nach bilden dieſe drei Schriften ein zuſammengehörendes Ganzes. Sie ſind nicht die unmittelbaren Früchte der Polemik, ſondern faſſen unter einem höhern Geſichtspuncte die Ergebniſſe ſeiner religionsphiloſophiſchen Speculation zuſammen. Der gemeinſame Grundzug iſt die Idee der *Humanität*, welche Leſſing dahin auffaßt: Es beſteht unter den Menſchen eine innere, durch die Natur und die geſchichtlichen Verhältniſſe begründete Ungleichheit; alle aber ſind zu einem höheren Ziele berufen, und dieſe ihre Fortentwicklung iſt

„die Erziehung des Menſchengeſchlechts.“ Alle Religionen ſind Stufen der Erziehung; ſie ſtehen im Zuſammenhange mit der Idee der Religion, welche in der einzelnen Erſcheinung in der Geſchichte der Menſchheit niemals zur vollkommenſten Reinheit gelangen kann. Hier liegt der Schlüſſel zu dem Gleichniß von den drei Ringen. Je höher die Religion ſteht, deſto mehr bewährt ſie ſich durch thätige Menſchenliebe, durch Duldung der Mitmenſchen, die ſelbſt in den minder Vorgeſchrittenen nur „ſchwächere Mitſchüler“ ſieht. Dieſe Toleranz ſchließt nicht den Glauben an eine poſitive Religion aus; darüber giebt Leſſing in der Vorrede zu Nathan eine charakteriſtiſche Erklärung: „Wenn man ſagen wird, dieſes Stück lehre, daß es nicht erſt von geſtern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die ſich über alle geoffenbarte Religion hinweggeſetzt hätten und doch gute Leute geweſen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz ſichtbar meine Abſicht dahin gegangen ſei, dergleichen Leute in einem weniger abſcheulichen Lichte vorzuſtellen, als in welchem der chriſtliche Pöbel ſie gemeiniglich erblickt: ſo werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Menſch lehren und zur Abſicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen ſolchen zu ſtellen, bin ich nicht verſchlagen genug; doch dreiſt genug, mich als einen ſolchen nicht zu verſtellen.“

Der erſte Entwurf zu Nathan dem Weiſen ward nicht durch die Polemik gegen Goeze veranlaßt. „Ich habe“, ſchreibt er am 11. Auguſt 1778 an ſeinen Bruder, „vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.“ Er gedenkt dann ſeiner Quelle, einer Erzählung

in dem Decamerone des Boccaccio und fügt hinzu: „Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich Alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will, als noch mit zehn Fragmenten.“ Eine didaktiſche Tendenz lag von vornherein zum Grunde und wurde jetzt nur mehr in den Vordergrund gezogen, indem er verſuchen wollte, ob man „ihn auf ſeiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigſtens, ungeſtört würde predigen laſſen.“ Dennoch war er weit entfernt, ein polemiſches Stück zu machen. In Bezug auf dieſe anfänglichen Befürchtungen ſeiner Freunde ſchreibt er: „Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.“

Im November 1778 war der neue Entwurf vollendet. Der Dichter beſchloß, in der Bearbeitung ſich nicht, wie in den vorhergehenden Stücken, der Proſa zu bedienen, ſondern der fünffüßigen Jamben, wohin ihn der ideale Inhalt des Stücks faſt unwillkürlich drängte. Nur ſcherzend warf er die Bemerkung hin, er mache es bloß deßhalb in Verſen, um ſchneller fertig zu werden; denn ſeine Proſa habe ihm von jeher mehr Zeit gekoſtet, als Verſe. Im Metriſchen und Grammatiſchen benutzte er auch bei dieſem Werke Ramler's Urtheil und ſandte ihm das Manuſcript partieenweiſe zu. Doch können die Vorſchläge ſeines kritiſchen Freundes nur ſehr oberflächlich geweſen ſein, da er den Verfaſſer nicht einmal auf die Unregelmäßigkeiten im Bau und in der Verslänge der Jamben aufmerkſam ge-

macht hat. Leſſing arbeitete langſam und vermochte nur mit Mühe die ungewohnte Form zu beherrſchen. Die Vollendung der Dichtung zögerte ſich bis zur Oſtermeſſe 1779 hin. Das beabſichtigte Nachſpiel „Der Derwiſch" unterblieb, da das Stück ſchon eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als anfangs beabſichtigt war.

Leſſing nannte es „ein dramatiſches Gedicht", weil es ſich den herkömmlichen Kategorieen dramatiſcher Dichtungen ſchwer unterordnen ließ. Indeß wollte er damit keineswegs die dramatiſche Form als unweſentlich und als den äußern Rahmen eines didaktiſchen Gedichts bezeichnen. Er hatte die Bühne auch bei dieſem ſeinem letzten dramatiſchen Werke nicht aus den Augen verloren. „Noch kenne ich", ſchreibt er, „keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt wird." So hat es ſich auch erfüllt. Die erſten Aufführungen waren ohne Erfolg; allein in unſerm Jahrhundert hat es ſeine Anziehungskraft in der Bühnendarſtellung bewährt. Mag auch ſeiner inneren Natur nach das ruhige Räſonnement manchmal der dramatiſchen Bewegung des Dialogs Eintrag thun, mögen auch die Charaktere mehr durch ihre gleichmäßige Stetigkeit und ſittliche Würde, als durch Leidenſchaft und lebendige Entwicklung anziehen: gleichwohl iſt die Handlung nach einem kunſtvoll verſchlungenen Plan angelegt, in welchem die zufällig ſcheinenden Einzelnheiten unter der Fügung einer liebevollen Vorſehung höheren Zwecken dienen müſſen und ſchließlich die menſchlichen Beſtrebungen ſich zur reinſten Humanität verklären, ſo daß innige Liebe ein Band zwiſchen Menſchen verſchiedenen Glaubens und Charakters knüpft. Das iſt nicht Indifferenz in der Religion, ſondern die Religion ſelbſt in ihrer ſchönſten menſchlichen Erſcheinung. „Introite, nam

et hic dii sunt" war das Motto der Dichtung. Allein wie war die richtige Würdigung von ſeiner Zeit zu erwarten, da ſelbſt die Nachwelt nur ſelten den hohen Sinn des Dichters zu erfaſſen vermocht hat und noch gar Viele in dem Nathan einen gehäſſigen Angriff auf das Chriſtenthum ſehen! Eben ſo fand die tiefgedachte Abhandlung „die Erziehung des Menſchengeſchlechts" nur Wenige, die den Gehalt der kleinen Schrift begriffen.

Die Anfeindungen, die Leſſing um ſeines Nathan willen zu erdulden hatte, thaten, obgleich er auf Alles gefaßt war, ſeiner äußeren Stellung keinen Eintrag, da inzwiſchen der Prinz Ferdinand, der ihm ſeine Gunſt und ſeinen Schutz niemals entzogen hatte, zur Regierung gelangt war. Allein die Art, wie die Welt das Beſte, was er zu geben vermocht hatte, aufnahm, erweckte ihm oft ein ſchmerzliches Gefühl der Iſolirung, und den Freunden ſchloß er nur ſelten ſein Herz auf. Körperlich leidend, verlor er auch das Vertrauen zu ſeinen geiſtigen Kräften, und das Daſein lag ſchwer auf ihm. In ſeinem letzten Briefe an Mendelsſohn, vom 17. December 1780, iſt die hoffnungsloſe Sprache des Scheidenden. „Ich glaube nicht," heißt es darin, „daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, womit die Welt gewiſſen Leuten zu bezeugen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts mehr recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht Alles gefällt, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben; das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen, denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes, ſchlankes Bäumchen, und bin jetzt ein ſo fauler

knorrichter Stamm! Ach! lieber Freund! dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal ſprechen!" Er litt damals ſehr an körperlicher Erſchlaffung; es befiel ihn oft mitten in der geſellſchaftlichen Unterhaltung eine plötzliche Ermattung und Schlafſucht; ſein Gedächtniß verſagte ihm oft den Dienſt; das Feuer ſeiner Augen fing an zu verlöſchen.

In dieſe Zeit ſeiner Kränklichkeit fiel ein Beſuch des Philoſophen Jacobi. Nur beiläufig können wir ihres berühmt gewordenen Geſprächs über den Spinozismus gedenken, durch das die Frage, ob Leſſing Spinoziſt geweſen, veranlaßt ward und nach deſſen Tode einen lebhaften Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn, der ſeinen Freund gegen die Beſchuldigung Jacobi's in Schutz nahm, hervorrief. Jacobi's Anerbieten, Leſſing möge zur Stärkung ſeiner Geſundheit eine Zeitlang in Pempelfort verweilen, konnte er nicht mehr annehmen; zu größeren Reiſen fehlte Muth und Kraft.

Im nächſten Winter nahm ſeine Schwäche zuſehends zu; er konnte nicht mehr arbeiten und war gegen Alles gleichgültig; die Bruſtwaſſerſucht war hinzugetreten; er litt oft an Beängſtigungen. Zu ſeiner Zerſtreuung begab er ſich im Februar 1781 nach Braunſchweig. Am 13. kam er aus einer Geſellſchaft engbrüſtig und erſchöpft nach ſeiner Wohnung: er fing an Blut auszuwerfen. Aerztliche Hülfe verſchaffte ihm einige Erleichterung; er ſcherzte mitunter noch mit den ihn beſuchenden Freunden. Die letzten Momente erzählen wir am beſten mit den Worten ſeiner Stieftochter Amalie, die auf die Nachricht von ſeiner Erkrankung von Wolfenbüttel zu ſeiner Pflege herbeigeeilt war. „Am Abend dieſes verhängnißvollen Tages [15. Febr.] ſaß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Kranken-

zimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Beſuch ſeien. Da öffnet ſich die Thür, und Leſſing tritt herein, ein Bild des herzzerſchneidendſten Anblicks! Das edle Antlitz, ſchon durch Hippokratiſche Züge markirt und vom kalten Todesſchweiße überdeckt, leuchtet von himmliſcher Verklärung. Stumm und unter einem unausſprechlich ſeelenvollen Blicke drückt er ſeiner Tochter Hand. Darauf neigt er ſich freundlich gegen die übrigen Anweſenden, und mit ſo entſetzlicher Anſtrengung es auch geſchieht, nimmt er ehrerbietig ſeine Mütze vom Haupte; aber die Füße verſagen den Dienſt; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängſtlichſten Beſorgniß noch überraſchend, das theure Leben!" Am 20. Februar wurden die ſterblichen Ueberreſte von den Freunden zu der Gruft auf dem Magnikirchhofe begleitet. Mehrere der erſten Bühnen Deutſchlands veranſtalteten eine würdige Todtenfeier, worin die Berliner Bühne mit einer Aufführung der Emilia Galotti voranging.

Wir haben den ſeltenen Mann nach dem Verlauf ſeines Lebens und in ſeinen einzelnen Werken gezeichnet. Wo eine ſo vielſeitige Wirkſamkeit ſich vor unſern Blicken entfaltet, wo nach den verſchiedenſten Seiten menſchlichen Denkens und Wiſſens Licht und Leben verbreitet wird, würde mit allgemeinen Worten nicht ein treues Bild zu entwerfen ſein, wenn es nicht ſchon aus der Schilderung des Einzelnen klar hervorträte.

Vor Allem iſt hervorzuheben, daß in Leſſing die ſittliche und die geiſtige Größe im engſten Bunde ſtanden! Wahrheit und Freiheit waren die Grundbedingungen ſeines Seelenlebens, ſeines Charakters wie ſeines Denkens. Nicht als ob Leſſing in den Reſultaten ſeines Denkens unfehlbar

ſei — der Adel ſeines Geiſtes iſt eben das unabläſſige Streben nach Wahrheit, das ihm höher gilt als der Beſitz der Wahrheit, der oft träge mache, der rückhaltloſe Kampf für ihren Sieg, für die höchſten Schätze der Menſchheit.

Er war mehr Denker, als Schriftſteller. Niemals vermochte er es über ſich, ſein ſchriftſtelleriſches Talent zu einer literariſchen Induſtrie herabzuwürdigen. Weil er Alles mit ganzem Ernſt behandelte, ſo arbeitete er doch langſam, und die Meiſterſchaft ſeines Stils iſt die Frucht der Sorgfalt. Was er geſchrieben hat, iſt nur ein geringes Fragment der Geiſtesarbeit, die ihn unausgeſetzt beſchäftigte und ihm nur ſelten die Ruhepuncte geſtattete, die zu der Verarbeitung eines einzelnen Gegenſtandes nöthig waren.

Abhold aller Sentimentalität, war ſein Gemüth doch weich, zur Mildthätigkeit und Großmuth geneigt, mehr, als Klugheit und Vorſicht geboten; oft ward er von Bedienten betrogen, von Unwürdigen hintergangen. Gelderwerb und Sparſamkeit waren ſeine Sache nicht.

Seine perſönliche Erſcheinung machte den Eindruck der Offenheit und Wahrheit, der Biederkeit und freien Männlichkeit. Würde und Entſchloſſenheit war in der Haltung ſeines Hauptes, Anmuth und Sicherheit in allen ſeinen Bewegungen. Die Lebendigkeit ſeines Geiſtes ergriff ſchon in ſeiner klangreichen ausdrucksvollen Stimme; aus dem klaren Blick ſeines blauen Auges ſprachen Geiſt und Herzensgüte zugleich.

So hat ihn Rietſchel's Meiſterhand in dem Standbilde zu Braunſchweig als lebenvolle Geſtalt, die durch das Coſtüm jener Zeit an charaktervoller Plaſtik nur gewonnen hat, wieder vor die nachlebenden Geſchlechter hingeſtellt.

Während die Linke ein eben vollendetes Werk hält, ruht die Rechte auf der Bruſt, gleichſam den lebendig empor-wallenden Drang des kühnen Forſchens andeutend. Mit männlicher Hoheit hebt ſich das ſchöne Haupt empor, ein wenig zur Rechten gewendet, als erwarte er mit feſtem Blicke den Gegner zum Kampfe.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

## Siebentes Capitel.

### Wieland.

„Dieſer vorzügliche Mann darf als Repräſentant ſeiner Zeit angeſehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er ſich's zueignete und es wieder mittheilte, auch ſeinen Zeitgenoſſen angenehm und genießbar begegnete.“ Mit dieſen Worten bezeichnet Goethe treffend den Platz, welchen Wieland in der Geſchichte der deutſchen Literatur einnimmt. In dem Antheil an deren Fortbildung, in der Macht des Einfluſſes auf ſein Zeitalter ſteht er gegen Klopſtock und Leſſing nicht zurück und darf in dieſem Sinne als der Dritte in dem Triumvirat der Regeneratoren unſerer Dichtung gelten, mag er gleich von Leſſing an geiſtiger Selbſtſtändigkeit und ſittlicher Energie ſowie von Klopſtock an poetiſcher Begabung, von beiden an ſchöpferiſcher Genialität übertroffen werden. Da die Richtung ſeines innern Lebens vornehmlich durch die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und Einwirkungen, und zwar weit mehr der Lectüre als des Selbſterlebten, beſtimmt wird, und ſeine geiſtige Individualität, nachdem die Schwankungen der Jugend überwunden ſind, frühzeitig mit ſich abſchließt, anſtatt ſtufenweiſe eine höhere Bahn zu verfolgen, ſo können uns nur die erſten Abſchnitte ſeines Schriftſtellerlebens durch den ſie begleitenden Reiz pſychologiſcher Entwicklung anziehen. Weiter bleibt nur die gleichförmige, wenn auch mannigfache, literariſche Ge-

ſchäftigkeit. War es doch ſelbſt bei Klopſtock nicht anders. Denn nur wenigen Auserwählten ward es zu Theil, in der Poeſie die Quelle einer fortwährenden Verjüngung der geiſtigen Kraft zu genießen.

Chriſtoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 geboren. Sein Vater war ein durch Charakter und Gelehrſamkeit ausgezeichneter proteſtantiſcher Geiſtlicher, der damals zu Oberholzheim im Gebiete der freien Reichsſtadt Biberach eine Pfarrſtelle bekleidete; nach einiger Zeit ward er nach Biberach verſetzt, wo er, zuletzt Senior, allgemeiner Achtung genoß. Seine Lehrgabe übte er an ſeinem Sohne von deſſen drittem Jahre an und konnte es bei dem Talente des empfänglichen, frühreifen Kindes dahin bringen, daß es im ſiebenten Jahre den Cornelius Nepos las und im neunten lateiniſche und deutſche Verſe machte.

Eine Zeit lang beſuchte Wieland die lateiniſche Schule in Biberach. Er beſchäftigte ſich in ſeinem dreizehnten Jahre beſonders mit Virgil und Horaz, ſtudirte Gottſched's Dichtkunſt, begeiſterte ſich für Brockes' fromme Lehrdichtung und machte den Plan zu einem Epos „das zerſtörte Jeruſalem". Mit dem vierzehnten Jahre übergab ihn der Vater der Schule zu Kloſterbergen bei Magdeburg, welche, gleich den ſächſiſchen Fürſtenſchulen klöſterlich eingerichtet, damals unter der Leitung des Abts Steinmetz ſtand, deſſen pietiſtiſche Richtung der Vater, ein Zögling der Halleſchen Theologenſchule, theilte. Während die häufigen Andachtsübungen in dem reizbaren Gemüthe des Knaben die ſchon keimende Neigung zu religiöſer Schwärmerei entwickelten, verwirrten ſich ſeine Begriffe noch mehr durch die maſſenhafte Lectüre, welche den Xenophon und die römiſchen Autoren neben Haller und Wolff, Bayle und Voltaire

verſchlang. Die fromme Ascetik ward von religiöſen Zweifeln bedrängt, die ihm „viele Thränen und ſchlafloſe Nächte koſteten.“ „Damals machte ich“, ſo erzählt er ſpäter, „nach Art des Pygmalion des S. Hyacinthe einen philoſophiſchen Aufſatz, worin ich aus philoſophiſchen Principiis, die ich durch einen Synkretismum der Demokritiſch-Leibnitziſchen Lehren herausbrachte, zeigen wollte, wie die Venus gar wohl hätte ohne Zuthun eines Gottes durch die innerlichen Geſetze der Bewegung der Atomen aus Meerſchaum entſtehen können, und daraus den Schluß machte, die Welt könne ohne Gottes Zuthun entſtanden ſein. Ich bewies aber in eben dieſer Schrift, daß Gott nichts deſto weniger als die Seele dieſer Welt exiſtire. Dieſer Aufſatz fiel meinen Lehrern in die Hände und machte mir viel Verdruß, welcher noch größer würde geweſen ſein, wenn nicht meine übrige Aufführung ſo ſehr moraliſch geweſen wäre.“

Im Jahre 1749 verließ er die Schule und verweilte, da er nicht ſogleich die Univerſität beziehen ſollte, in dem Hauſe eines gelehrten Verwandten, des Profeſſors Baumer in Erfurt, bei welchem er einen Curſus der Wolffiſchen Philoſophie durchmachte, daneben jedoch auch den Don Quixote las.

Nach der Rückkehr ins elterliche Haus begann für ihn eine ſchöne Lebensepoche, an der er auch dann noch, als er das quantum mutatus ab illo häufig wiederholte, mit unverkennbarer Innigkeit hing. Nie hat ſeine Dichtung wärmere Farben, nie fühlt man eine ſo lebhafte Herzenstheilnahme heraus, als wenn ſie das Entzücken der erſten Liebe ſchildert. Er empfand dieſe mit all dem Jubel eines unſchuldvollen Herzens, mit all dem Entzücken jugendlicher Schwärmerei, als ihm in der lieblichen Sophie die ideal-

ſten Träume der Poeſie verkörpert erſchienen. Viele Jahre ſpäter, als er längſt mit den Idealen ſeiner Jugend gebrochen hatte, ſchrieb er noch in einem Briefe an Zimmermann das rührende Bekenntniß nieder: „Wie oft ſehe ich mit einem traurigen Blick in dieſe ſeligen Tage der Unſchuld zurück! Nichts, nichts kann uns dieſe wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, dieſe namenloſen Entzückungen wieder geben, die uns die erſte Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht..... Sie mögen mich ſo ſehr auslachen, als Sie wollen, ſo werde ich dennoch niemals aufhören, den Verluſt dieſer ſeligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn ſie einmal verloren iſt..... Die Umarmungen der Liebesgöttin ſelbſt haben nichts, das dieſe ſtillentzückende Empfindung erſetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Seele der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiſeſte Berühren der Hand der Geliebten unſer ganzes Weſen erfüllte.“ Sophie von Guttermann, eine um zwei Jahre ältere Verwandte des jungen Dichters, lebte in Biberach bei ihren Großeltern, während ihr Vater, Decan der mediciniſchen Facultät zu Augsburg, auf einer Reiſe in Italien begriffen war. Schon damals, als er ſie kennen lernte, war ſie nicht mehr ganz frei, indem von dem Vater ihre Hand dem Leibarzte Bianconi, ſeinem Reiſebegleiter, zugedacht war, eine Verbindung, die der Vater aus eifrigem Proteſtantismus ſelbſt wieder rückgängig machte. Wieland gewann ihr Herz, und beide überließen ſich dem Glücke der Gegenwart. „Mein Charakter gefiel ihr“, ſchreibt er nachmals an Bodmer, „ehe ſie mich geſehen hatte, ſie fand ihn mit dem ihrigen übereinſtimmig. Ein Liebhaber, der ſie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas Neues, und das, was ſie ſich

immer gewünſcht hätte..... Sie beweinte öfters heimlich die ſehr ſcheinbare Unmöglichkeit unſerer Liebe; meine Mama war zuweilen ein Zeuge davon..... Unterdeſſen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit ohne ihre Liebe glücklich zu ſein, und es war nichts Unwahrſcheinlichers, als zu hoffen, daß ich es werden könne."

An einem ſchönen Sonntage, nachdem er eine erbauliche Betrachtung ſeines Vaters über das Thema „Gott iſt die Liebe" angehört hatte, machte er mit ſeiner Geliebten einen Spaziergang ins Freie. Ihre Unterhaltung knüpfte ſich an den Inhalt der heutigen Predigt. „Ich redete", fährt er in dem Briefe an Bodmer fort, „von der Beſtimmung der Geiſter und Menſchen, der Würde der menſchlichen Seele und der Ewigkeit mit ihr. Niemalen bin ich beredter geweſen als damals. Ich vergaß nicht in der himmliſchen Liebe einen großen Theil des Glückes der Geiſter zu ſetzen. Dieſe Unterredung rührte die Liebenswürdige ſo ſehr, daß ſie etliche vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte.... Damals verſprach ſie mir, mir ihre Empfindungen zu ſchreiben." Und allerdings ließen ſie eine Zeit lang die mündliche Unterredung durch einen empfindſamen Briefwechſel vertreten! Wieland faßte in Folge dieſer Unterhaltung die Idee zu dem erſten Gedichte, das er der Aufbewahrung werth gehalten hat, der Lehrdichtung *die Natur der Dinge oder die vollkommenſte Welt*, worin er nach Leibnitziſchen Ideen das Thema, daß alle Weſen zur Glückſeligkeit beſtimmt ſeien, auszuführen beabſichtigte. Mit ſolchen Liebesträumen und poetiſchen Entwürfen begab er ſich im Herbſt 1750 nach *Tübingen*, um ſeine Studien zu beginnen.

„Meiner Eltern Abſicht war" — ſo berichtet er uns

ſelbſt — „daß ich mich auf eins von den gelehrten Handwerken legen ſollte, durch welche man, wo nicht ſein Glück machen, doch wenigſtens ſein Brod verdienen kann. Soll ich ſagen, daß es mein Glück oder Unglück geweſen, daß ich ihnen nicht gefolgt? Ich folgte in meinen Studien bloß meinem Geſchmacke und einem gewiſſen Triebe meines guten oder böſen Dämons. Ein unüberwindlicher Abſcheu hielt mich von der Juriſterei, die Schwäche meiner Bruſt vom Predigen und ein gleichfalls mechaniſcher Ekel vor todten Körpern, Krankenſtuben und Spitälern von der Medicin ab.“ Aus dieſem Geſtändniſſe kann man ſchon den Schluß ziehen, daß aus dem Studium der Jurisprudenz, welchem er ſich dem Namen nach widmete, nicht viel geworden ſei. Er beſchäftigte ſich mit Philoſophie und ſchöner Literatur und arbeitete in der kurzen Zeit von zwei Monaten ſein philoſophiſches Lehrgedicht aus, das, von einer Vorrede des halliſchen Aeſthetikers Meier begleitet, ſogleich der Oeffentlichkeit übergeben und von der Kritik mit großem Beifall und noch größeren Hoffnungen begrüßt ward. Die ſchmeichelhafte Aufnahme, welche das Werk des ſiebzehnjährigen Jünglings fand, regte in ihm einen Productionstrieb an, der dadurch nachtheilig ward, daß er ihn hinderte ſich irgend zu vertiefen. Was er durch Lectüre in ſich aufnahm, ſuchte er raſch in den damals üblichen Dichtungsformen zu reproduciren; nichts ward aus dem Innern geſchaffen, weßhalb auch die Lyrik kaum zum Vorſchein kommt. „Lieblingslectüren“ — ſo berichtet er ſelbſt — „pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) allezeit ſo ſtark auf ihn zu wirken, daß er unvermerkt, ja meiſtens gegen ſeinen eignen Wunſch und Willen, etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zur Zeit, wenn er etwas componirte, am meiſten bei ihm galt.“ Im einſamen Verkehr

mit Büchern ſtatt mit der Welt ſchrieb er in den akademiſchen Jahren 1751 und 1752 außer jenem Lehrgedichte (in ſechs Büchern) ein „Lobgedicht" und einen „Lobgeſang auf die Liebe", ein (ſpäter vernichtetes) Epos Hermann, moraliſche Briefe (elf an der Zahl), eine Nachahmung der épîtres diverses des Herrn von Bar, warf „in wenig Tagen" zwei Geſänge eines Anti-Ovid hin, und verſuchte nach Kleiſt den Frühling noch einmal zu beſingen. Bei dieſer letzten Dichtung begann die Einwirkung Klopſtock's mächtig zu werden, den er „zu leſen nicht ſatt werden konnte". „Mit ſolcher Gewalt", äußerte er ſpäter gegen einen Freund, „hat kein anderer Dichter auf mich gewirkt, keiner ſo mein ganzes Gefühl in Anſpruch genommen, mein ganzes Weſen geſtimmt und ſelbſt auf meine Sprachdarſtellung Einfluß gehabt, als Klopſtock. Als ich den Meſſias las, glaubte ich erſt mich ſelbſt zu verſtehen, und mir war immer, als fände ich hier erſt ausgeſprochen, was ich ſelbſt hätte ausſprechen wollen. Ob ich ſeine Elegieen, die künftige Geliebte und Selmar und Selma, die in der Zeit meines Aufkeimens erſchienen, ob ich die ſo oft las, bis ich ſie auswendig wußte, das werden Sie mich nun gar nicht fragen."

Im Juni 1752 kehrte er nach Biberach zurück, noch ungewiß wegen ſeiner Pläne für die Zukunft. Ihm ſchwebte als ein wünſchenswerthes Ziel eine Lehrerſtelle an einem Gymnaſium vor, und er fühlte deßhalb Neigung, zu ſeiner ferneren Ausbildung nach Göttingen zu gehen. Dann zog es ihn auch wieder nach Zürich, dem Sitz der verehrten Altmeiſter der ſchönen Literatur. Sein Epos „Hermann" hatte er an Bodmer geſchickt und ihn um ſein Urtheil gebeten. Dies gab Veranlaſſung zu einen Briefwechſel mit Bodmer, der dem ziemlich nachdrücklich ausgeſprochenen

Verlangen des jungen Dichters um ſo mehr mit großer Freundlichkeit entgegenkam, als er in ihm einen Erſatz für den abtrünnig gewordenen Sänger des Meſſias zu finden hoffte. Im Herbſt 1752 öffnete er dem neugewonnenen Schützling ſein gaſtliches Haus. Leichter fügte ſich der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, der „in Bodmer's Umgange in etlichen Wochen mehr gebeſſert zu werden hofft, als es bisher in ganzen Jahren geſchehen konnte", den Eigenheiten des eiteln Mannes, und wenn er auch nicht überall billigen konnte, glich doch das warme Gefühl der Dankbarkeit, das er auch in ſpäteren Jahren, als er ebenfalls zu den Abtrünnigen gehörte, wiederholt ausſprach, alle Differenzen wieder aus. Es war die Anhänglichkeit des Sohnes zum Vater. Wieland lernte erſt in Zürich an ſich die Wirkungen eines geiſtvollen Umgangs kennen. Bodmer's Haus war der Sammelplatz ausgezeichneter literariſcher Talente, an denen Zürich damals reicher war, als irgend eine deutſche Stadt. Der gefeierte und gefürchtete Kritiker ſtand mit dem geſammten deutſchen Parnaß in engſter Beziehung und unterhielt eine ausgebreitete Correſpondenz; Wieland ſah ſich in den Mittelpunct der Literatur verſetzt. Deſſenungeachtet war in anderer Beziehung Bodmer ein ſchlechtes Vorbild für einen noch im Werden begriffenen Dichter, beſonders für eine ſo weiche, unſelbſtſtändige Natur, wie Wieland war. Herriſch und eiferſüchtig gegen ſeine Zöglinge, ſobald ſie eigene Wege gehen wollten, war er dennoch ſelbſt nur ein Nachahmer fremder Manier. Wenn Wieland damals den „Noah" bewunderte und zum Lobe des matten Gedichts, das ihm noch als „ein göttliches" gilt, unter des Verfaſſers Augen eine beſondere Abhandlung ſchrieb, ſo rechtfertigte er dies dadurch, daß er erſt ſpäter entdeckt habe, daß von dem Schönen und

Vortrefflichen in Bodmer's Werken vielleicht das Wenigſte ihm eigenthümlich gehöre, und daß ihm bloß das Verdienſt der Verpflanzung auf unſern Boden bleibe. „Sonſt kann man aber", fährt er fort, „unmöglich vom ſchriftſtelleriſchen Eigenthumsrechte laxere Begriffe haben, als Bodmer hatte, der den Grundſatz, wo ich etwas Schönes finde, iſt es mein, im allerweiteſten Umfange in Ausübung brachte und die Sünde des Plagiats ſein Gewiſſen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, ſo muß ich ſagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe ſtahl. Mein eigenes Talent zum Stehlen entwickelte ſich denn auch bei ihm, und wenn ich's nicht zuvorthat, hab' ich's ihm wenigſtens gleich gethan. Aus dem, was ich in Bodmer's Hauſe ſchrieb, mag darum Mancher ein Recht haben dies und jenes als ſein Eigenthum zu reclamiren."

Sein Aufenthalt in Bodmer's Hauſe war eine ſehr productive Zeit. Alle ſeine derzeitigen Dichtungen tragen den Charakter einer naturwidrigen Verſtiegenheit, welche die religiöſe Phraſeologie der Klopſtockiſchen und Bodmer'ſchen Poeſie mit Gewandtheit reproducirte. Er verfaßte 1753 die Patriarchade der geprüfte Abraham, ſodann nach dem Muſter der damals in Klopſtock's Kreiſen ſehr gefeierten engliſchen Dichterin Rowe die Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde, ferner einige Hymnen, unter denen er auch ſpäter noch die Hymne an Gott als ein Werk ſchöner Stunden in Ehren hielt. In der Proſaſprache der Pſalmen ſchrieb er die Empfindungen eines Chriſten und machte in der Zuſchrift an den Conſiſtorialrath Sack jenen unbeſonnenen Angriff auf die Anakreontiker, an welchen er nachmals mit Reue und Unwillen zurückdachte. Endlich ſetzte er in den Sym-

pathieen dem finſtern Zelotismus die Krone auf; er tadelte Gleim, daß er „Gaben, welche ihn geſchickt machen, mit den himmliſchen Chören harmoniſch die Wunder Gottes in herzentzückenden Tönen zu ſingen, im Lob einer erdichteten Phyllis verſchwende;" er bedauerte Petrarka, daß er von ſeiner Laura mit einem Entzücken ſpreche, worein uns keine menſchliche Vortrefflichkeit verſetzen ſolle, ſo wie Pindar, daß er ſeinen erhabenen Geiſt zur Verſchönerung der Göttergeſchichte mißbraucht habe. Endlich erklärte er, „daß ein jeder, der ſich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechne, auch die ſchlechteſten Kirchenlieder dem reizendſten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen ſollte."

Einigen Antheil an dieſer weltfeindlichen Stimmung hatte die in dieſe Zeit fallende Entſcheidung ſeines Verhältniſſes zu ſeiner geliebten Sophie. Sie ward „durch einen Concurs der ſeltſamſten Widerwärtigkeiten" gezwungen ſich mit dem in kurmainziſchen Staatsdienſten angeſtellten Herrn von la Roche zu verheirathen. Wieland ſchreibt darüber am 2. Juni 1754 an Bodmer, deſſen Haus er vor kurzem verlaſſen hatte: „Sie werden nun ohne Zweifel überführt werden, daß meine Sophie unſchuldig iſt, und daß es ein Schickſal iſt, das mich des liebenswürdigſten und redlichſten Mädchens beraubt hat..... Ich faſſe mich, ſo gut wie möglich iſt, und gewiß, die Verſicherung, daß meine geliebteſte Sophie unſchuldig iſt, giebt mir eine ſo reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine intereſſirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die ſicherſte Hoffnung, dieſe Seele, die unſerer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollеſten Zufriedenheit wiederzuſehen. Was für Empfindungen wird dies Wiederſehen geben!" Man erwartet die ſeelenvolle Lyrik einer tieferen Weh-

muth; allein dieſe Töne klingen bei Wieland immer nur ſchwach an.

Wieland blieb in Zürich und verſchaffte ſich die Mittel zu ſeiner äußeren Exiſtenz durch Privatunterricht, indem er fünf Jahre lang die Ausbildung und Leitung der Söhne zweier Züricher Familien übernahm. In dem Umgange, den er in Zürich genoß, heiterte ſich ſein ascetiſcher Ernſt und ſeine ſchwermüthige Stimmung mehr und mehr auf. Es entſtand ein inniges Verhältniß zu einer verwittweten Frau, das einen leidenſchaftlicheren Charakter angenommen haben würde, wenn nicht bald darauf ein junges Mädchen ihre Liebenswürdigkeit und ihre blühenderen Reize in die andere Wagſchale gelegt und dadurch das Gleichgewicht hergeſtellt hätte.

Wieland's poetiſches Talent, das ſich nach und nach von Bodmer's Einfluß losmachte, ergriff im Beginne des ſiebenjährigen Krieges, da Friedrichs Großthaten bis in die Schweiz hinein Bewunderung und Theilnahme erweckten, den Stoff der Cyropädie Xenophon's und begann in einem epiſchen Gedichte Cyrus das Ideal eines Regenten und Helden darzuſtellen. Fünf Geſänge, deren Form den Schüler Klopſtock's verräth, wurden 1756—58 vollendet; es blieb ein Bruchſtück, ſowohl weil das Publicum nur geringe Theilnahme zeigte, als auch weil mit dem Dichter ſelbſt eine Umwandlung vorging. Nicht nur beurtheilte er jetzt Young, Bodmer und Klopſtock anders als früher; es war ſeine Anſicht vom Leben wie vom Dichten eine ganz andere geworden. Der Zeitpunct iſt gekommen, welchen Nicolai ſchon 1753 richtig vorausgeſehen hatte, als er in den Briefen über den jetzigen Zuſtand ꝛc. äußerte: „Wieland's Muſe iſt ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmeriſche, die Betſchweſter ſpielen will und, der alten Wittwe

zu gefallen, ſich in ein altväteriſches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemühet ſich eine verſtändige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtſamkeit nur zu ſehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauſpiel, wenn dieſe junge Frömmigkeitslehrerin ſich wieder in eine muntere Modeſchönheit verwandelte." Die Bekenntniſſe über die mit ſeinen Anſichten und Empfindungen vorgegangene Veränderung hatte er in mehreren Briefen an Zimmermann niedergelegt; ſie laufen auf den Satz hinaus: „Je ne confonds pas la sagesse avec l'austérité, et je ne sais pas bon gré à ces auteurs qui nous veulent obliger à aimer une vertu si laide et dégoûtante comme celle qu'ils nous peignent. Je crois comme vous, que le sage cultive tous ses sens intérieurs et extérieurs, qu'il exerce toutes ses facultés, qu'il jouit de toute la nature, et que c'est lui seul qui sait véritablement l'art de vivre."

Indeß iſt Wieland noch nicht mit einem Sprunge auf der entgegengeſetzten Seite. Zunächſt ſucht er mit dramatiſchen Verſuchen ſich den Dingen dieſer Welt mehr zu nähern, obwohl ſein Talent ihn am wenigſten zum Drama befähigte. Ohne eine äußere Veranlaſſung hätte er ſich wohl nicht dazu entſchloſſen. Die Ackermann'ſche Schauſpielertruppe war während des Kriegslärms nach Zürich verſchlagen. Raſch verfaßte Wieland das Trauerſpiel Lady Johanna Gray (1758). Es ward bei der Aufführung mit vielem Beifall aufgenommen. Nur die Form verdient inſofern Anerkennung, als Wieland eins der erſten Beiſpiele gab, die fünffüßigen Jamben im Drama zu gebrauchen. Was den Plan und die Zeichnung der Charaktere betrifft, ſo waren die Mängel auffällig genug, um den Verfaſſer auf immer von dem dramatiſchen Gebiete zu verſcheuchen.

Leſſing deckte in den Literaturbriefen nicht nur auf, daß Wieland's Dichtung größtentheils aus dem engliſchen Stücke des Nicholas Rowe entlehnt ſei, ſondern wies auch die fehlerhafte Anlage und ſchwache Schilderung der Charaktere nach. „Sie ſind alle", heißt es dort, „in einer Form gegoſſen, in der idealiſchen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätheriſchen Gegenden gebracht hat. Laſſen Sie es gut ſein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menſchen geweſen ſein, ſo wird ſich dieſer Fehler ſeines Geſichts ſchon verlieren. Er wird die Menſchen in ihrer wahren Geſtalt wieder erblicken und alsdann, wenn er die innere Miſchung des Guten und Böſen in dem Menſchen wird erkannt und ſtudirt haben, alsdann geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerſpiele er uns liefern wird. Bis jetzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerſpiels nur halb erreicht; er hat das Große und Schöne der Tugend vorgeſtellt, aber nicht auf die rührendſte Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben." Wieland machte ſich dieſe Bemerkungen nicht zu Nutze; er trat 1760 nochmals mit einem matten Trauerſpiel Clementina von Porretta hervor, wozu der Stoff aus Richardſon's Grandiſon entnommen war, und tröſtete ſich zum Voraus über die zu erwartende ſtrenge Kritik der Kunſtrichter mit „den Thränen der Leſerinnen". Damit nahm er jedoch vom Trauerſpiel Abſchied. Es trugen übrigens dieſe Verſuche dazu bei, ſein Talent für den philoſophiſchen Dialog und dialogiſirten Roman auszubilden. Mit der Bearbeitung von Araſpes und Panthea nach einer Epiſode in Xenophon's Cyropädie, welche er in ſeinen Cyrus zu verweben beabſichtigt hatte, war damit ein gelungener Anfang gemacht worden.

Inzwiſchen hatte er 1759 den Aufenthalt in Zürich mit Bern vertauſcht, wo er in der Familie des Landvogts Sinner eine Hauslehrerſtelle übernahm. Der dortige Umgang, der ihn mit mehreren bedeutenden Männern und geiſtvollen Frauen in Berührung brachte, wirkte ſehr bildend auf ihn, beſonders das vertraute Verhältniß zu Julie Bondeli, der Freundin Rouſſeau's, einer Philoſophin in der Kunſt zu lieben. Bald abgeſtoßen, bald wieder mächtig angezogen, ward Wieland nach und nach von dieſer eigenthümlichen weiblichen Natur ſo ſehr gefeſſelt, daß er ſich mehrere Jahre mit dem Wunſche und der Hoffnung trug, ſie zu beſitzen. In dieſer lebhaft erregten Stimmung wuchſen wieder literariſche Pläne in Menge empor; bald wollte er den Xenophon, jetzt ſeinen Liebling, bald den Shaftesbury, mit deſſen philoſophiſchen Schriften er ſich viel beſchäftigte, und noch manches Andere überſetzen. Er fiel ſogar auf das Project, im Canton Bern eine Buchdruckerei und Buchhandlung zu errichten. Die Umwandlung ſeiner Denkungsart trat entſchiedener hervor. Es fällt in dieſe Zeit das Fragment Theages, Schönheit und Liebe (1760), worin ſich die handelnden Perſonen ſchon mehr mit den Freuden dieſer Welt befreunden, eine Aſpaſia, welche die Männer nur verachtet, weil ſie das Ideal eines Mannes noch nicht gefunden hat, aber dabei eine feine Weltdame von fröhlichen Launen, ein Theages, der die ſinnliche Natur gegen die Ueberſchwänglichen in Schutz nimmt; und wenn Diotima dem geiſtigen Amor gegen den ſinnlichen das Wort reden, ſo warnt Aſpaſia: „Dieſe beiden Amore ſind ſich nahe verwandt, und es iſt oft geſchehen, daß ſie ihre Kleidung gewechſelt haben, und daß der leibhafte Cupido erſchienen iſt, das Wort zu halten, welches der Platoniſche Sylph gegeben. Cupido iſt ein

wahrer Proteus, der ſich ſo gut in einen Platoniker, als in eine Franciskanerkutte maskiren kann, und wenn er die Dame Phantaſie auf ſeiner Seite hat, ſo weiß ich nichts, was die beiden Schelme nicht ausrichten könnten."

Mitten in der angenehmen Exiſtenz, die er in Bern gefunden hatte, überraſchte ihn die Nachricht, daß er (30. Apr. 1760) in ſeiner Vaterſtadt zum Rathsmitgliede erwählt ſei. Ob er die Stelle, die ihm die längſtgewünſchte Verſorgung bot, annehmen wolle, konnte er nicht ſchwanken, ſo ſchmerzlich ihm auch die Ausſicht war, auf lange Zeit den Muſen und dem Umgange mit gebildeten Familiencirkeln entſagen zu müſſen. Er wußte voraus, daß er ſich zu unleidlichen Geſchäften entſchließen und mit Menſchen, die ihm, was literariſche Bildung betraf, als Barbaren erſchienen, zuſammenleben müſſe. Es war ſeinen Wünſchen einigermaßen dadurch entſprochen, daß er ſechs Wochen nach ſeiner Ankunft in Biberach die Stelle eines Kanzleidirectors erhielt. Doch ſchloß ſich daran noch ein ärgerlicher Proceß zwiſchen dem evangeliſchen und dem katholiſchen Theil des Magiſtrats über die Ausgleichung der Kanzlei und des Syndicats. Wieland war dadurch mehrere Jahre hindurch mit dem Verluſt ſeiner Stelle bedroht, bis endlich, um der Einmiſchung einer in Wien deßhalb niedergeſetzten Hofcommiſſion zu entgehen, die Streitenden ſich verglichen und Wieland auch von dem katholiſchen Theil als Kanzleidirector anerkannt wurde. Außerdem hatte er in Biberach noch Gelegenheit zu manchen andern Lebenserfahrungen, die ihn das Treiben der Menſchen belächeln lehrten. Die Auftritte, welche die Einführung des auf ſeine Empfehlung berufenen Predigers Brechter, der der Maſſe als nicht rechtgläubig geſchildert war, begleiteten, zeigten ihm den Fanatismus in ſeiner

roheſten Geſtalt und waren für ſeine religiöſe Denkungsart, die bereits zu der Toleranz der Aufklärer hinneigte, von nicht geringem Einfluß; in ſeinem Roman „die Abderiten" hat dies Ereigniß nachmals eine Stelle gefunden.

Er fühlte ſich in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts in Biberach ſo poeſiearm, daß er bei Gelegenheit der Herausgabe ſeiner poetiſchen Schriften (1762) öffentlich glaubte erklären zu müſſen, daß ſeine poetiſche Laufbahn geſchloſſen ſei. Seine Briefe aus jenen Jahren ſind voll unzufriedener Klagen: „Ich muß mich", heißt es unter Anderm, „durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen..... Ich habe keinen Tag, der mein eigen iſt..... Meine Einbildungskraft iſt erloſchen, mein Herz iſt leer..... meine Arbeiten gehen nicht von Statten". Allein der Grund ſeiner Unzufriedenheit und Productionsunfähigkeit lag nicht bloß in den gehäuften Geſchäften und dem verdrießlichen Intriguenſpiel, in das er manchmal verflochten ward. Es war das gerade eine der nachtheiligen Anſichten jener Zeit, daß der Dichter am beſten zu ſchaffen vermöge, wenn er in ſtiller Zurückgezogenheit vom Gewühl des Lebens ſich in ſeiner geträumten Welt ergehe. Daher die Furcht der dermaligen Dichter, durch praktiſche Wirkſamkeit mit der gewöhnlichen Welt in Berührung zu kommen. Wir wollen vielmehr auch für Wieland's Bildung nicht gering anſchlagen, daß er in ſeinem kleinen Kreiſe das wirkliche Leben näher kennen lernte und der Trieb in daſſelbe einzugreifen geweckt ward. Es verdient daher eine Erwähnung, daß er ſich bemühte das Biberacher Theater emporzubringen. Mehr noch iſt der Grund ſeiner Unzufriedenheit darin zu ſuchen, daß um jene Zeit ſich ſeine Umwandlung vollſtändig vollzog, während er noch nicht öffentlich als ein Anderer hervorzutreten

wagte und überdies keinen Freund in seiner Nähe hatte, gegen den er sich offen über das, was in ihm vorging, aussprechen konnte. Die nebelhaften sogenannten Ideale, welche der Verstand im Bunde mit der jugendlichen Phantasie erzeugte, ohne daß sie in der Tiefe des Herzens Wurzel geschlagen hatten, waren davon geflogen und hatten ihn in einer peinlichen Leere zurückgelassen. Dazu kam endlich noch, daß er mit seiner geliebten Julie Bondeli gespannt war und er die Hoffnung auf eine Vereinigung mit ihr entschwinden sah. Auf solche Weise vereinsamt und in seinem Innern ohne sichern Halt, unternahm er, wahrscheinlich durch Lessing's Bemerkungen in den Literaturbriefen aufgemuntert, eine Uebersetzung der Dramen Shakspeare's, das beste Mittel, die an Idealen mattgewordene Einbildungskraft durch den Reichthum der in diesen Dichtungen sich erschließenden lebendigen Welt mit frischer Kraft zu beleben. Von 1762 bis 1768 erschienen acht Theile, welche 22 Dramen enthalten. Es war eine schwierige Aufgabe, zum erstenmal der Uebersetzer Shakspeare's zu sein; daher war dies Werk, wie namentlich Lessing in der Dramaturgie lebhaft anerkannte, bei manchen Mängeln im Einzelnen höchst verdienstlich; mehr als durch kritische Abhandlungen und Lobpreisungen ward Shakspeare dadurch unter uns heimisch gemacht. Was er als dramatischer Dichter nicht vermochte, hat Wieland durch diese Arbeit erreicht, neben Lessing unser Drama in eine andere Bahn zu leiten. Man weiß, was die Wiedererweckung Shakspeare's in der Geschichte unserer Poesie und unserer Bühne zu bedeuten hat.

Seit dem Sommer des Jahres 1762 gewann Wieland's Leben eine freundlichere Gestalt. Graf Stadion, lange Zeit kurmainzischer Staatsminister, hatte sich, jetzt

ein faſt ſiebzigjähriger Greis, von Geſchäften zurückgezogen, um die letzten Tage ſeines Lebens in Muße und im Genuſſe der Natur auf ſeinen Gütern zu verleben. Er wählte dazu das nahe bei Biberach anmuthig gelegene Wartʼhauſen. Ihn begleitete dahin ſein Pflegſohn la Roche, bisher ſein Gehülfe in Staatsgeſchäften, und deſſen Gattin, die Jugendgeliebte unſers Dichters. In dieſem Familienkreiſe war Wieland der ſtets gern geſehene Freund; hier fand er die angenehmſte Erholung, die geiſtvollſte Anregung. Der Graf war ein durchs Leben gebildeter Weltmann, rechtſchaffen und wohlwollend, dabei vielſeitig gebildet und in der ſchönen Literatur, vornehmlich des Auslands, trefflich bewandert. La Roche hatte ſich eine ähnliche Bildung angeeignet; ihn hatte beſonders die ſchöne Literatur und die philoſophiſche Denkweiſe der Franzoſen gebildet. Ein Zögling Voltaire'ſcher Philoſophie verfolgte ſein Witz Alles, was ihm als Schwärmerei und Aberglaube verdächtig ſchien. In dieſe Bildungsſphäre hatte er auch ſeine junge Gattin hineingezogen; auch ſie war nicht mehr die fromme Schwärmerin aus Wieland's Blüthetagen. War für ihn ſchon dieſer Umgang von Einfluß, ſo ward dieſer noch verſtärkt durch die erleſene Bibliothek franzöſiſcher und engliſcher Dichter und Philoſophen, die ihm jetzt zu freier Benutzung offen ſtand. Hatte unſer Dichter ſchon in der Periode idealer Schwärmerei die berühmteſten Vorkämpfer der Aufklärung eifrig geleſen und Voltaire „avec toutes ses fautes“ doch „geliebt“, wie viel mehr gab er ſich auf der jetzigen Stufe ſeiner Weltanſicht dieſer Lectüre mit ſympathetiſchem Intereſſe hin! Er ſchuf ſich eine neue Lebensphiloſophie, er ſetzte der idealen Welt „Natur“ und „Wahrheit“ entgegen. Er machte ſich an die Löſung der ſchwierigen Aufgabe, deren Ziel er ſchon mitten in der

Bodmeriſchen Seraphspoeſie, ſeltſam genug, als wünſchenswerth bezeichnet hatte, ſeinem Verſtande nach ein Freidenker und dem Herzen nach ein rechtſchaffener Mann zu ſein.

Wenn andere große Schriftſteller des Jahrhunderts ſich über ihr Zeitalter erhoben und das mitlebende Geſchlecht, den Gedankenkreis deſſelben erweiternd, mit ſich fortzogen, ſo begnügte ſich Wieland damit, der Spiegel der in den höheren Geſellſchaftskreiſen herrſchenden Denkungsart und Geſchmacksbildung zu ſein, die empfangenen Eindrücke mit dem Reiz gefälliger Formen zu umkleiden und (wie Gruber ihn genannt hat) der geſellſchaftliche Schriftſteller zu werden. Seine philoſophiſche Ueberzeugung huldigte dem Empirismus und Materialismus der engliſch-franzöſiſchen Schule, die damals den Zenith ihres Anſehens erreichte und durch Männer von ausgezeichneten Geiſtesgaben, die durch eine glänzende Darſtellung unterſtützt wurden, Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvetius und viele Andere ihre Wirkung durch ganz Europa verbreitete. Sie lehnte das Ueberſinnliche als Schwärmerei von ſich ab, warf die poſitive Religion mit Aberglauben und Pfaffentrug zuſammen, wies die daraus abgeleiteten ſtrengen Tugendgrundſätze als der Naturbeſtimmung des Menſchen widerſprechend zurück und ſetzte den wahren Zweck des Lebens in die Glückſeligkeit, den Genuß des Daſeins.

So offen ſich auch Wieland zu dieſen Lehren bekannte, bewahrte ihn doch ſein Gemüth, das die idealen Eindrücke der Jugendzeit nie ganz verlor, vor den äußerſten Conſequenzen. Sein Charakter war rechtſchaffen, wohlwollend, frei von Neid und Selbſtſucht, nicht groß, aber warm in Liebe und Freundſchaft. „Er ſpielte", ſagte Goethe, „mit ſeinen Meinungen, nicht mit ſeinen Geſinnungen." Die Folge davon war, daß er die Duplicität ſeines Weſens nie

ganz zu überwinden vermochte, daß er Reales und Ideales nicht in einer durchgebildeten Weltanſicht verbinden und auszugleichen lernte. Niemals erſcheint daher die volle Wärme der Ueberzeugung, niemals die höhere Wahrheit des Lebens. Die heitere Betrachtung deſſelben erhebt ſich nicht zum freien poetiſchen Humor; es bleibt nur die lächelnde Ironie, die alle Dinge der Welt als ein nichtiges Spiel anſieht, eine altkluge Weisheit des Nil admirari, die in allem Ringen und Drängen der Menſchheit nichts als eine ſtets ſich wiederholende Thorheit erkennt und überall mit dem „leben und leben laſſen" fertig zu werden glaubt. Niemand wird jetzt noch der Fürſprecher der Wieland'ſchen Lebensphiloſophie ſein wollen. Allein man würde auch ſehr voreilig und einſeitig urtheilen, wenn man mit dem allgemeinen Maßſtabe die einzelnen Dichtungen Wieland's meſſen und mit einem banalen Verwerfungsurtheile über den ganzen Dichter abſprechen wollte. Man kann auf dieſer Bahn zwar kein Shakſpeare und Goethe werden, aber noch immer ein Ovid, ein Arioſt oder ein Boccaccio ſein. Statt alſo immer nur zu wiederholen, daß Wieland unter der höchſten Stufe der Dichtergröße bleibe, wenden wir uns lieber zu der andern Seite der Unterſuchung, um den ihm allgemein zugeſtandenen großen Einfluß auf die deutſche Literatur zu begreifen.

Die Pflege der deutſchen Literatur war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf einzelne Städte, namentlich einige der bedeutenderen Univerſitäten und auch hier auf gewiſſe Kreiſe von Gelehrten und gebildeten Bürgern und Frauen beſchränkt. Ganze Provinzen, faſt das geſammte katholiſche Deutſchland, die Höfe und der Adel waren entweder ohne alle Literaturintereſſen oder ſuchten bei den überrheiniſchen Nachbarn, denen das Urtheil Europas

das Principat in Sachen des Witzes und des Geschmacks bereitwillig zuerkannte, die verfeinerte Bildung sich anzueignen. Was diese bei den Franzosen, sah die philologische Gelehrtenwelt einzig und allein im classischen Alterthume; statt anderer Zeugnisse weisen wir nur auf Ernesti's Vorrede zum Cicero hin. Der Dichter fand noch nicht eine nach heimischer Literatur begierige Nation vor; er mußte sich sein Publicum erst erobern. Klopstock stützte sich auf die frommen, der französischen Aufklärung abgeneigten Kreise, in denen gemüthlicher Pietismus und kirchliche Orthodoxie sich die Hand reichten; Lessing wandte sich zur Bühne, als dem eigentlichen Organ höherer Nationalbildung, das die Macht der Poesie lebendig und nach allen Seiten weckend in die Gegenwart überträgt. Wieland dagegen machte die französische Bildung der höheren Stände zur Basis seiner literarischen Wirksamkeit und verschmolz sie, unterstützt von einer damals seltenen Kenntniß des Alterthums, mit der philosophisch-sittlichen und literarischen Cultur der Griechen, so daß er zu gleicher Zeit die französisch Gebildeten für seine Darstellung gewann und die Alterthumsfreunde zu sich heranzog. Anmuthig und klar fließt sein gewandter Stil dahin, und die behaglich sich ausbreitende Geschwätzigkeit ward seinem Zeitalter noch nicht lästig. Indem er durch Scherz und heiteres Spiel des Witzes den Ernst des Denkens und die Schwere des Daseins verscheuchte, indem er die Phantasie in eine bunte Fabelwelt hineinlockte, ward seine Poesie eine freundliche Begleiterin des Lebens, die es nicht, wie Klopstock, auf die Thränen, sondern auf das Lächeln der Leser anlegt.

In diesem Sinne können wir ihn trotz mancher Fehlgriffe im Einzelnen unter die Befreier unserer Literatur rechnen. Er hat nicht, wie Lessing, die Fesseln des fran-

zöſiſchen Geſchmacks gebrochen, es ſei denn durch ſeine Ueberſetzung Shakſpeare's, aber er hat die Anhänger deſſelben mit der deutſchen Literatur verſöhnt und ſie für deren Intereſſen gewonnen. Zugleich hat er die Poeſie von dem Zwange der moraliſch-dogmatiſchen Einſeitigkeit befreit, welche ihr neue Feſſeln anlegte; er hat endlich den Roman als Schilderung pſychologiſcher Lebenswahrheit ſowie das romantiſche Epos als Darſtellung einer von der munteren Dichterphantaſie freigeſchaffenen Wunder- und Märchenwelt in ihre Rechte eingeſetzt. An der Fortbildung unſerer Sprache hat er ſo gut wie Klopſtock ſeinen Antheil. Er gab ihr Leichtigkeit und Gewandtheit, förderte ihren Wohlklang, auch durch die geſchickte Behandlung des Reims, den die Hexametriſten und Odendichter zu verdrängen ſuchten; er ward der Schöpfer der unterhaltenden Proſa, welche die ſchwerfällige Form der Gottſchedianer noch nicht überwunden hatte. Das ſind Verdienſte, welche die am lebhafteſten anerkannt haben, welche, wie Goethe, auf ſeinen Schultern ſtehend, ein höheres Ziel zu erreichen befähigt waren.

„Non sum qualis eram, mon cher Zimmermann! sans m'étonner d'avoir été enthousiaste, hexamétriste, ascète, prophète et mystique, il y a bien du tems, que je suis revenu, grâce à Dieu, de tout cela..... Platon a fait place à Horace, Young à Chaulieu, l'harmonie des sphères aux avis de Galuppi et aux symphonies de Jomelli, et le nectar des Dieux au Tokay des Hongrois.“ Mit dieſen ſeine bisherige Idealität verhöhnenden Worten kündigt er im November 1762 dem Freunde ſeine völlige Metamorphoſe an. Schon damals begann er die innere Geſchichte ſeiner Veränderung in einem, Agathon betitelten, biographiſchen Roman zu ſchildern, deſſen Anfänge bis 1761 hinaufreichen.

„Ich schildere," schreibt er am 5. Januar 1762, „darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte." Indeß zogen ihn nicht nur störende Geschäfte, sondern auch mancherlei schriftstellerische Arbeiten — die Jahre 1762 bis 1766 gehörten zu den productivsten seines Lebens — von seinem Lieblingsplane ab.

Mit den „Erzählungen," welche durch leichtgeschürzte Reimform sich einschmeicheln, machte er den Sprung in die lascive Manier eines Lafontaine und Prior. Sollte nicht auch dem deutschen Dichter erlaubt sein, was in den Nachbarlanden mit Beifall aufgenommen war? Bedächtig gab er daher der zärtlichen Liebesschilderung Nadine (1762) die Aufschrift „eine Erzählung in Prior's Manier". Die meisten dieser schlüpfrigen Erzählungen sind Travestieen griechischer Mythen; der Titel, „komische" Erzählungen kam ihnen daher richtiger zu, als der später gewählte, „griechische." Diana und Endymion (1762), das Urtheil des Paris „nach Lucian" (1764), Aurora und Cephalus (1764) wetteifern in der Schilderung sinnlicher Lüsternheit mit den Dichtungen eines Crébillon und haben nichts von jener Naivetät, welche bei Arioſt und Boccaz ähnlichen Scenen noch den Reiz der Anmuth leiht. Mit dem Vita proba, pagina lasciva entging Wieland nicht der Verurtheilung der sittlichen Kritik; den Schweizern erschien er als „der gefallene Engel."

Ausführlicher schilderte er den Gegensatz seiner jetzigen Weltansicht gegen die frühere in dem Roman: der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva, „eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht" (1764).

Er hatte zu dieſer flüchtig hingeworfenen Arbeit meiſt fremdes Eigenthum verwendet. Cervantes, deſſen Don Quixote im Allgemeinen als Vorbild diente, Marivaux und die Verfaſſer der engliſchen Abenteurerromane boten den bunten Stoff dar, der, ohne zu innerer Einheit ſich zu geſtalten, in einander gearbeitet ward. Inzwiſchen hatte er 1763 den erſten Theil vom Agathon verfaßt; die Vollendung des Ganzen beſchäftigte ihn noch einige Jahre, ſo daß 1766 das ganze Werk erſchien. Er iſt als der bedeutendſte und ſeines Einfluſſes auf die Literatur halber als der folgenreichſte unter Wieland's Romanen anzuſehen. Da es die poetiſche Selbſtſchilderung des Dichters iſt, ſo hing er ſtets an dieſem Romane mit beſonderer Liebe und war in den ſpäteren Ueberarbeitungen bemüht, den pſychologiſchen Zuſammenhang noch ſorgfältiger zu zeichnen und die Dichtung als Ganzes mehr abzurunden. In der zweiten Ausgabe (1773) kam „die geheime Geſchichte der Danae" hinzu, und in der letzten Ueberarbeitung (1794) bemühte er ſich, „dem moraliſchen Plane des Werks durch den neu hinzugekommenen Dialog zwiſchen Agathon und Archytas die Krone aufzuſetzen und vermittelſt alles dieſes das Ganze in die möglichſte Uebereinſtimmung mit der erſten Idee deſſelben zu bringen, um es der Welt mit dem innigſten Bewußtſein hinterlaſſen zu können, daß er wenigſtens ſein Möglichſtes gethan habe, es der Aufſchrift: quid Virtus et quid Sapientia possit, würdig zu machen."

Gleich wie Wieland in der Einſamkeit und der frommen ſtrengen Zucht des väterlichen Pfarrhauſes und der lindenumgebenen klöſterlichen Schule fern von den Berührungen mit der Welt aufwuchs und das Leben nur durch die Schilderungen, die ſeine Erzieher und ſeine Bücher ihm gaben, kennen lernte, ſo wird Agathon im heiligen Tempel

zu Delphi, im ſtillen Haine des Gottes unter ſorgſam behütender Pflege erzogen; es iſt der Jon des Euripides, der Knabe mit dem kindlich frommen, reinen Herzen. Aber die Zeit kommt, wo der Jüngling in die große Welt eintreten muß. In Athen, der Weltſtadt, dem Mittelpunct der höchſten geiſtigen Cultur, der verfeinerten Sitte — Paris in Griechenland — ſieht er ſich plötzlich in eine neue Umgebung verſetzt, wo das, was man ihn früher gelehrt, nicht mehr auszureichen vermag. Im Umgange mit dem ſkeptiſchen Philoſophen Hippias lernt er ſeinen frommen Glauben als Schwärmerei verachten, und eine Danae macht ihm durch ihre Reize begreiflich, daß der Genuß des Lebens dem Sohne der Erdenwelt mehr gezieme und ſeiner Natur gemäßer ſei, als die ſtrenge Tugend, mit deren Grundſätzen man ihn für den Lebensweg hat ausrüſten wollen. Hier ſehen wir unſern Dichter wieder im Verkehr mit Julie Bondeli und den Verehrern franzöſiſcher Glückſeligkeitsphiloſophie. Die Ideale ziehen davon, und indem er die Welt nimmt, wie ſie iſt, begreift er die wahre Weisheit des Lebens, die Kunſt, das Daſein an der Hand der Grazien weiſe und mäßig zu genießen. Klar ſind hier die Gegenſätze ausgeſprochen, zwiſchen denen ſich Wieland's Dichtungen hin und her bewegen, eine Welt ſchwärmeriſcher Ideale neben einer Wirklichkeit, in der man auf die Ideale Verzicht leiſtet und ſich behaglich von dem breiten Strom des Weltweſens forttreiben läßt. Das Reſultat iſt ein negatives, und die wahre Lebensweisheit iſt die lächelnde Ironie. Schon aus dieſem Grunde mangelte der Compoſition des Agathon eben ſo ſehr die höhere poetiſche Weihe als die innere Wahrheit. Für die Zeit ſeines Erſcheinens iſt vor Allem zu bemerken, daß er in directe Oppoſition gegen die Richardſon'ſchen Tugendromane tritt, welche damals in

Ueberſetzungen und Nachahmungen an der Tagesordnung waren; ſchon dadurch machte er Epoche. Zugleich aber war auch durch die Gewandtheit der Erzählung, deren Verdienſt ſelbſt Leſſing's Anerkennung fand, ein Muſter in der Romanproſa gegeben, das unſerer Sprache überaus förderlich ward.

Wieland dachte über die kühle Lebensweisheit, mit der ſich Agathon zufrieden giebt, nicht ganz ſo heiter, wie wir aus ſeiner Darſtellung ſchließen möchten. „Wie oft," ſchreibt er im Anfange des Jahres 1765 an Zimmermann, „ſehe ich mit einem traurigen Blick in dieſe ſeligen Tage der Unſchuld zurück!" — „Urtheilen Sie," fährt er an einer andern Stelle fort, „mit welchem Muth ich in dieſem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventariſation zugebracht, an einem mit Acten und Protokollen überlegten Tiſche ſitzend, in dieſe Zeiten einer heitern, der Liebe und den Muſen geweihten Jugend zurückſehe." Noch in dem Laufe dieſes Jahres ließ er ſich — mehr durch Zureden der Eltern und Freunde, als durch eigene Neigung — zu einer Heirath bewegen; er wählte die Tochter eines Augsburger Handlungshauſes. Wenn er manchmal den Wunſch nicht verhehlt, ſich durch eine reiche Partie eine unabhängige Stellung zu verſchaffen, ſo erreichte er dies eben ſo wenig, als er die Anſprüche des Dichters bei der Wahl ſeiner Gattin zu Rathe gezogen hatte; ſie ſoll die Werke ihres Mannes nicht einmal geleſen haben. Jedoch war ſie eine treue, liebevolle Lebensgefährtin, eine treue Mutter der zahlreichen Kinderſchaar, mit der ſie ihn nach und nach beſchenkte. Wenn auch die erſten Aeußerungen über das „kleine, ganz artige, liebenswürdige Geſchöpf, das er ſich, er weiß ſelbſt nicht wie, von ſeinen Eltern und guten Freunden hat beilegen laſſen," kalt und

gleichgültig klingen, so giebt er schon wenige Wochen später seinem Geßner von ihr mit wenig Worten eine Charakteristik, in welcher der Werth seiner jungen Frau warme Anerkennung findet: „Sie hat wenig oder nichts von den schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt habe ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist, mit unserem Haller zu reden — gewählt für mein Herz und meinen Wünschen gleich — ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf.“ Gegen Zimmermann gesteht er, daß er glücklich genug gewesen sei, vielleicht die Einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte seine Frau zu sein. „Ich habe sie so herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat.“ Es blieb sich diese innige Liebe auf allen Stufen des Lebens gleich. Jetzt war ihm das einsame Leben in Biberach nicht mehr so zuwider, wenngleich im Jahre 1766 der gesellige Verkehr in Warthausen aufhörte, indem der Graf Stadion nach Bönigheim zog. Es schmerzte Wieland, daß er noch zuletzt mit dem Grafen und la Roche in ein Mißverhältniß gerieth, indem er sich aus patriotischer Gewissenhaftigkeit im Interesse seiner Vaterstadt gewissen Ansprüchen des Grafen widersetzte. Erst nach einigen Jahren, da inzwischen der Graf 1768 gestorben war, stellten sich die freundlichen Beziehungen zu der Familie la Roche wieder her. Wenige Jahre später führte er seine Jugendfreundin in die Schriftstellerwelt ein, indem er ihren Roman „die Geschichte des Fräuleins von Sternheim,“ eine Nachahmung von Richardson's Clarissa, herausgab.

Verglich Wieland das häusliche Lebensglück, das er fast wider Erwarten gefunden hatte, mit den Träumen

ſeiner Jugendſchwärmerei und den Phantaſieen von Platoniſcher Liebe, die ihm lange Zeit zu ſchaffen gemacht hatten, ſo fand er in ſich ſelbſt den Antrieb zu einer Philoſophie über das Weſen der Liebe und ihr Verhältniß zu dem Glück des Lebens. Zu dieſem Ziel ſchien ihm die goldene Mittelſtraße am ſicherſten zu führen; denn auch er ſetzte ſeine Zufriedenheit zum Theil auf Rechnung ſeiner gemäßigten Anſprüche. Aus ſolchen Lebensbetrachtungen erwuchs die Tendenz des romantiſchen Gedichts Iris und Zenide (1767), in welchem er die Liebe des Herzens ſowohl der Platoniſchen als der ſinnlichen Liebe gegenüberſtellte. Da dies Gedicht, in welchem er den erſten Verſuch machte die italieniſche Stanze in einer freieren Strophenform nachzubilden, unvollendet blieb, ſo faßte er ſeine Anſichten über anmuthigen Lebensgenuß, beſonders inſofern er durch das Glück einer zufriedenen, ſanft das Herz erwärmenden, nicht leidenſchaftlich beſtürmenden Liebe bedingt wird, in dem Lehrgedichte Muſarion oder die Philoſophie der Grazien (1768) zuſammen. Hält man dieſe lebensfrohe Schilderung gegen die ſchwerfälligen ernſten Lehrdichtungen jener Zeit, die leichte, lebendige Form gegen die ſchleppenden Alexandriner- und Hexameter der Haller-Bodmerſchen Schule, endlich die einſchmeichelnde Lebensanſicht gegen den weit proſaiſcheren Rigorismus der moraliſchen Didaktiker, ſo begreift man die lebhafte Theilnahme, mit der dieſes Werk aufgenommen ward. Eben ſo ſehr, wie Leſſing's Kritik im Laokoon, machte es die alte Lehrdichtung verſtummen. Täuſchen wir uns gleich nicht mehr über die Schwächen der hier vorgetragenen Lebensweisheit, ſo war doch im Intereſſe der Poeſie eine Bekämpfung der Engherzigkeit ein Verdienſt, und zu einer poeſievolleren Auffaſſung des Lebens, die ſich jetzt raſchen Schritts in der

Literatur Bahn bricht, hat dieſe Dichtung viel beigetragen. Goethe gedenkt des lebhaften Eindrucks, den ſie bei ihrem erſten Erſcheinen auf ihn machte.

Mit dieſem Werke ſchloß Wieland die ſtille Zeit in Biberach. Agathon und Muſarion hatten ihn auf die Höhe des Dichterruhms erhoben. Der Wunſch, von ſeiner einſiedleriſchen Kanzleidirectorſtelle erlöſt und in eine literariſch gebildete Umgebung verſetzt zu werden, ging endlich in Erfüllung. Der Kurfürſt von Mainz, Emmerich Joſeph, berief ihn 1769 als Profeſſor der Philoſophie an die Univerſität Erfurt. Er war eins der wenigen Pfropfreiſer moderner Bildung, welche auf den alten morſchen Stamm der verfallenen Univerſität geimpft wurden, ohne mit ihm auch nur der äußeren Form nach verwachſen zu können. Wieland ſtand faſt außer Verhältniß zu der eigentlichen Univerſität und ſpricht daher die Klage über die ihn umgebende Barbarei ebenſo, wie vorher in Biberach, auch in Erfurt aus. An Geßner ſchrieb er am 18. October 1769: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müſſen, wohin mich mein Schickſal geführt hat! Was für Leute, was für Sitten, welche Rohheit, Geiſt-, Herz- und Geſchmackloſigkeit! Zu Menſchen ſoll ich ſie bilden, dieſe Leute! Bona verba quaeso! was für ein Thaumaturge müßte ich ſein!“ Vier Tage in der Woche, an jedem zwei Stunden, hielt er Vorleſungen. Einige Studirende mochte ſein Ruf herbeiziehn; die Zahl der Erfurter Studenten ſtieg von 25 auf 50. Angenehm war es indeß für ihn, dem Mittelpuncte des literariſchen Verkehrs näher gerückt zu ſein. Mit dem Halberſtädter Kreiſe, namentlich mit Gleim und Jacobi, trat er in enge Freundſchaftsverbindung. Klotz in Halle ſtand bei ihm in großer Achtung, und deſſen getreuer Knappe Riedel, der ſeine

Berufung hauptſächlich veranlaßt hatte, war in Erfurt ſein vertrauteſter Freund. Das Alles waren Beziehungen, die weder für Wieland's Charakter noch für die Richtung ſeiner Productivität günſtig ſein konnten. In ſeinen Briefen kommt die unmännliche Haltung, das vorſichtige Complimentiren nach allen Seiten niemals in ſo verletzender Weiſe zum Vorſchein, wie in jener Zeit. Während er Gleimen als „Liebling der Muſen und Grazien" ſchmeichelt und ihn nebſt Jacobi zu der kleinen Anzahl von Dichtern und Schriftſtellern zählt, welche nie genug ſchreiben können, ſucht er durch Inſinuationen gegen eben dieſe Freunde ſich dem alten Bodmer freundlich zu erweiſen, ſpottet über den alten tändelnden Gleim-Anakreon und läßt Jacobi den Verführten ſein. Das iſt es, was Leſſing als Klotzianismus züchtigte. Er warnt Riedel ſich in die Klotziſchen Händel mit Leſſing einzulaſſen; „es däucht mich doch," ſchreibt er ihm, „es gilt von Leſſing, was Yorik vom Teufel ſagt: widerſteht dem Teufel, ſo flieht er euch! Es mag wahr ſein; aber das Sicherſte iſt doch, vor ihm zu laufen, ſobald man ihn erblickt." Deutlicher kann man nicht die Maxime, aller Polemik aus dem Wege zu gehen, ausſprechen.

Auch die Poeſie Wieland's geht eine Stufe tiefer hinab. Die Lehrdichtung die Grazien, ganz im Geſchmack der Gleim'ſchen Anakreontiker gehalten, abwechſelnd in Proſa und Verſen tändelnd, war nur ein ſchwacher Pendant zu Muſarion; die Grazie wird mit der Hetäre verwechſelt. Sein Diogenes von Sinope war die Caricatur des cyniſchen Philoſophen, der in Sterne's Manier zu einem ſentimentalen Sonderling umgebildet ward. Riedel ſchmeichelte ihm dennoch mit dem Ausſpruch, daß es das Beſte ſei, was Wieland geſchrieben habe, und wie ſollte er ſich nicht ſelbſt

zu dieſem Glauben bekennen? Sein ſittliches und äſthetiſches Urtheil war ſo in die Irre gerathen, daß er 1771 die in jedem Betracht widerliche Erzählung Combabus mit Behagen ausmalen und ſich einreden konnte, die freiwillige Entmannung als eine „Heldenthat" der Tugend und zwar mit aller Zucht und Delicateſſe erzählt zu haben. Es macht ihm dabei wenig Bedenken, daß der Sieg der weiblichen Tugend lediglich die anatomiſche Keuſchheit der in Combab verliebten Königin rettet.

An ſolchen Stoffen nährte der Dichter ſeine vorwiegende Neigung, die Schwäche der menſchlichen Tugend, die unter ſcheinheiliger Maske verſteckte Sinnlichkeit mit etwas lüſternem Satyrbehagen zu ſchildern. Im Neuen Amadis, „einem komiſchen Gedichte in achtzehn Geſängen" (1771), läßt er ſeinen Helden dergeſtalt ſich im Reiche der ſinnlichen Liebe herumtummeln, als ob ihm die Schlüpfrigkeit ſinnlicher Schilderung die höchſte poetiſche Ergötzung ſei. Obwohl er in ſeinem Verklagten Amor (1772), der aus dem Himmel ausgewieſen und dann zurückgerufen wird, ſich heiter zu rechtfertigen ſuchte, ſo wandten ſich doch ſtrengſittliche Gemüther entrüſtet von ihm ab. Er ſelbſt erſchrak über die Geſellſchaft, in die er hineingerathen war, als die Verfaſſer der roheſten Laſcivitäten ſich an ihn als ihren Chorführer drängten. Er hielt plötzlich an auf der abſchüſſigen Bahn und griff nach einer Stütze in der Rouſſeau'ſchen Philoſophie.

Die Vorträge, die er in Erfurt über Geſchichte der Menſchheit hielt, hatten ihn mit Rouſſeau's politiſchen Theorieen näher bekannt gemacht. Einige Paradoxen deſſelben beleuchtete er in den „Beiträgen zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens" (1770). Nachmals machte er nach den Theorieen franzöſiſcher Poli-

tiker den Plan zu einem Gemälde des idealen Staats, welches er 1772 unter dem Titel: Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheſchian ꝛc. ausführte, nach ſeiner Abſicht „eine Art von ſummariſchem Auszuge des Nützlichſten, was die Großen und Edeln einer geſitteten Nation aus der Geſchichte der Menſchheit zu lernen haben.“ Joſeph II. hatte damals die literariſche Welt zu großen Erwartungen erregt. Wieland nährte die Hoffnung, durch ſein politiſches Werk, das im Geiſte des reformbegierigen jungen Kaiſers verfaßt war, ſich den Weg nach Wien zu bahnen, wo er bereits der geleſenſte deutſche Schriftſteller war. Indeß fügte es ſich zu ſeinem eigenen Heile bald anders.

Die Herzogin Anna Amalia von Weimar, ſeit 1758 nach dem Tode ihres frühverſtorbenen Gemahls Regentin des Herzogthums, hatte ſich mit großer Umſicht und Sorgfalt ihren Regentenpflichten und der Erziehung ihrer beiden Söhne Karl Auguſt und Conſtantin gewidmet. Der Hofmeiſter derſelben war Graf Görz, der mit Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit ſeinem Amte vorſtand. Er war mit Wieland befreundet und pflegte ſich in manchen Fällen bei ihm Raths zu erholen. Um die Ausbildung der Prinzen, als ſie dem Jünglingsalter entgegengereift waren, zu vollenden, ſchien niemand geeigneter zu ſein, als der Verfaſſer des goldenen Spiegels; die Empfehlung des Freiherrn Karl von Dalberg, Statthalters zu Erfurt, entſchied Amaliens Wahl. Wieland trat mit dem Titel eines kurmainziſchen Regierungsraths aus den Dienſten des Kurfürſten, der ihn höchſt ungern entließ, und kam 1772 nach Weimar. Man bewilligte ihm ein Jahrgehalt von tauſend Thalern, das ihm nachmals als lebenslängliche Penſion blieb, und den Charakter eines herzoglich-weimariſchen Hofraths.

Von jenem geiſtigen Leben, das Weimar nach wenig Jahren zu einer Stätte deutſcher Literatur machte, war damals noch wenig vorhanden; doch fand Wieland ſchon einen für ſeine literariſche Wirkſamkeit geeigneten Boden vor. Die Herzogin war voll regen Eifers für geiſtigen Genuß, der mit den Jahren nur um ſo lebhafter hervortrat, als die Sorgen und die Geſchäfte der Regierung ſich während der eingetretenen glücklichen Friedensperiode verminderten. Wieland gewann ihre Neigung und ihr Zutrauen; er ward auch ihr Lehrer und belebte bei ihr das Intereſſe für vaterländiſche Literatur, welche bisher an deutſchen Höfen nur geringe Geltung hatte. Bertuch, der Ueberſetzer des Don Quixote, von Seckendorf, bewandert in ausländiſcher Literatur und ein geſchickter Componiſt, von Einſiedel, ein humoriſtiſches Talent, von Knebel, ein Zögling der Ramler'ſchen Schule, welcher, durch Wieland's Namen angezogen, einen Beſuch in Weimar machte und dort als Erzieher des jüngeren Prinzen eine Anſtellung erhielt, endlich Muſäus, Pagenhofmeiſter in Weimar, ſpäter Profeſſor am dortigen Gymnaſium, bildeten einen Verein von vielſeitigen Talenten, der durch Wieland's Einfluß einen neuen Antrieb zu literariſcher Productivität erhielt. Gleim kam mehrmals zu Beſuchen herüber, doch gab Wieland die Abſicht auf, ihn nach Weimar zu ziehen. Theater und Capelle trugen ebenfalls zur Belebung des Geſchmacks für Literatur und Kunſt bei. Auf dem Hoftheater im Schloſſe ſpielte bald nach Wieland's Eintreffen die vortreffliche Seyler'ſche Truppe, bei der Eckhof, Brandes und Beil ſich durch ihre Leiſtungen hervorthaten. Wieland, ſelbſt muſikaliſch gebildet und ein Freund des Klaviers, das ihm bis ins ſpäte Alter einſame Stunden erheiterte, wurde dadurch veranlaßt, das Singſpiel

Alceſte zu bearbeiten; es ward von Schweizer in Muſik geſetzt und in ganz Deutſchland mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Es war der erſte Schritt zur ernſten deutſchen Oper. Der Schloßbrand im Jahre 1774 unterbrach die Theaterfreuden.

Im Beginn ſeines Aufenthalts in Weimar bereitete Wieland ein großes literariſches Unternehmen vor, die Herausgabe des deutſchen Merkur. Mit dem Jahre 1773 beginnend, begleitet dieſe Zeitſchrift die Literatur eines an bedeutenden geiſtigen Beſtrebungen reichen Vierteljahrhunderts, nicht reformatoriſch, wie Leſſing'ſche Literaturbriefe, ſondern mehr auf breiter Mittelſtraße nach allen Seiten vermittelnd, im Geiſte ihres rückſichtsvollen Herausgebers, zum Theil daher ein Schauplatz mittelmäßiger Talente. Aus Wieland's Briefen an Merck in Darmſtadt, deſſen gediegene Aufſätze mehreren Heften des Merkur zur Zierde gereichen, erſehen wir am beſten, in was für proſaiſchen Nöthen ſich oftmals der Redacteur befand und mit welchen Bitten und Klagen er Mitarbeiter zu ſeiner Zeitſchrift preſſen mußte. Allzu ſehr verräth ſich, daß der Merkur eine Finanzſpeculation war, zu der Wieland durch die Rückſichten auf ſeine immer zahlreicher werdende Familie veranlaßt wurde, die daher mit dem Triebe, in das Räderwerk der Literatur einzugreifen, wenig zu ſchaffen hatte. Seine ſeitdem verfaßten Schriften pflegte er jedesmal zuerſt durch ſeine Zeitſchrift ins Publicum einzuführen.

So behutſam auch Wieland ſich den kritiſchen Wortführern gegenüber benahm und noch vor kurzem in Bezug auf Leſſing es für das Gerathenſte gehalten hatte, vor dem Teufel davonzulaufen, damit man nicht gefaßt werde, ſo hatte er doch als Vertreter eines beſtimmten Princips in der Literatur eine ſo ſcharf bezeichnete Stellung eingenom-

men, daß die Angriffe nicht ausbleiben konnten. Hauptsächlich gingen sie von der jüngeren Dichtergeneration aus, welche den Ernst der Gesinnung und die Kraft der dichterischen Genialität auf ihre Fahnen schrieb. Der Göttinger Dichterverein, der zu Klopstock sich hinneigte, vollzog 1773 bei der Geburtstagsfeier seines Meisters an Wieland's Schriften ein kritisches Autodafé, das großes Aufsehen erregte; Wieland's Idris und komische Erzählungen lagen zerrissen am Boden des Zimmers und wurden zu Fidibus verbraucht. Klopstock selbst hieß diese Opposition der Jugend gut und zielte unverkennbar auf Wieland's Schriften, als er in seiner Gelehrtenrepublik die Stelle schrieb: „Es war einmal ein Mann, der viel ausländische Schriften las und selbst Bücher schrieb. Er ging auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen Wundermann. Doch etlichen entging's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhing; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie konnten sie auch? Es war ja unmöglich in jeden Kälberstall der Ausländer zu gehen." Goethe endlich, früher ein Verehrer Wieland'scher Dichtung, ward durch die sentimentale Alceste und die den Euripides allzu hochmüthig kritisirenden Briefe über dieselbe (im Merkur) zu der meisterhaften Versiflage „Götter, Helden und Wieland" veranlaßt, worin er mit keckem Humor der modernen Mattherzigkeit in der Darstellung der kraftvollen Gestalten der antiken Heldenwelt einen Spiegel vorhielt. Wieland suchte sich auf kluge Weise durch eine heitere versöhnliche Erklärung aus der Sache zu ziehen, welche, wie sie für seinen nachgiebigen Charakter

Zeugniß giebt, zugleich eine Vorahnung der künftigen Größe ſeines muthwilligen Gegners verräth. „Man muß die Herren", heißt es darin, „ein wenig toben laſſen, und wer etwa von ungefähr — denn ſie meinen es ſelten ſo übel — von ihnen gebiſſen oder mit dem Huf in die Rippen geſchlagen wird, betrachte ſich als ein Opfer für das gemeine Beſte der gelehrten Republik und tröſte ſich damit, daß aus dieſen nämlichen wilden Jünglingen, ſofern ſie glücklich genug ſein ſollten bei Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können."

Sowohl die Verſetzung nach Weimar als die ſtrengeren Angriffe der Kritik waren für Wieland's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit von günſtigen Folgen. Die neue Umgebung läuterte und hob ihn. Er ſagte ſich von der frivolen Manier los, die mit den Schilderungen einer lockeren Sinnlichkeit ein ironiſches Spiel trieb; die ernſtere Lebensanſicht trat mit dem Scherz wieder in Gleichgewicht. Der Roman Geſchichte der Abderiten (ſeit 1774) lehnt ſich wieder, wie Agathon, an die eigenen Lebenserfahrungen des Dichters an. In Biberach und Erfurt, wo er über die ihn umgebende Barbarei bald klagt bald lacht, machte er die Studien zu dieſem Gemälde der Thorheiten des philiſterhaften Bürgerlebens, in denen die Bewohner deutſcher Städte damals recht tief ſteckten. Der Schauplatz iſt wieder nach Griechenland verlegt, welches ſein Abdera die Thorheiten griechiſcher Spießbürgerlichkeit büßen ließ. Wieland hat ſeinen Roman mit vielen lebendigen Darſtellungen ausgeſtattet. Der Stil, obwohl auch diesmal von dem Vorwurf der Weitſchweifigkeit nicht freizu ſprechen, hat vor andern Wieland'ſchen Romanen entſchiedene Vorzüge, beſonders in den erſten Abſchnitten des Romans. Die Vollendung, bei der das Intereſſe des Dichters ermattete, erfolgte erſt 1780.

Inzwiſchen ging über Weimar ein neuer Stern auf, neben dem der ältere mehr zurücktrat. Goethe kam 1775; bald zog er auch Herder nach ſich. Es iſt das ſchönſte Zeugniß für Wieland's liebenswürdiges Naturell, daß er dem neidiſchen Gefühl, das unter dieſen Verhältniſſen ſehr erklärlich geweſen ſein würde, in ſeiner Bruſt keinen Raum gab, ſondern ſich an beide mit Wärme und ungeheuchelter Freundſchaft anſchloß. Herder's Perſönlichkeit, welche das Bewußtſein der Ueberlegenheit ſeiner Umgebung oft auf eine läſtige Weiſe fühlbar machte, drückte ihn mehr als Goethe's immer freundliche Offenheit, welche Wieland in dem erſten Stadium ihrer perſönlichen Bekanntſchaft zu einem jugendlichen Enthuſiasmus hinriß. Niemals hat er ſich mit ſo begeiſterten Worten über einen Freund geäußert, wie über Goethe. „Ich lebe nun", heißt es in einem Briefe an Zimmermann, „neun Wochen mit Goethe, und lebe nun ſeit unſerer Seelenvereinigung, die ſo unvermerkt und ohne allen Effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er iſt in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beſte, herrlichſte menſchliche Weſen, das Gott geſchaffen hat..... Möcht' ich's der ganzen Welt ſagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigſten der Menſchen ſo kennen, ſo durchſchauen, ſo lieben, wie ich!" In einem Briefe an Merck finden wir die ſchönen Worte: „Wiſſen Sie ein ander Beiſpiel, daß jemals ein Dichter den andern ſo enthuſiaſtiſch geliebt hat? — Für mich iſt kein Leben mehr ohne dieſen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir ſo ſchön übern Kopf wächſt, und alles das iſt, was ich nicht habe werden können." So warm konnte freilich das Verhältniß nicht immer bleiben. Vorüberge-

hend macht ſich auch Wieland's Empfindlichkeit, die eben ſo leicht zu erregen war, wie ſie flüchtig vorüberging, in ſeinen Briefen Luft; allein die freundſchaftliche Zuneigung begleitete ſie doch den langen Weg, den ſie noch zuſammen wandelten.

Goethe's Nähe und Ermunterung wirkte gleich anfangs ſehr anregend auf Wieland's dichteriſches Schaffen. Er verließ auf einige Zeit die breitſpurige Romanproſa und ergriff die poetiſche Erzählung. Wer verſtand, ſo wie er, den Schwank, das Märchen, die abenteuerliche Ritterſage in anmuthige Formen zu kleiden? Es verſchwand die franzöſirende Frivolität, die allem Romantiſchen den zarten Duft abſtreifte; eine edlere Lebensanſicht trat mit der Romantik in Bund. Zum erſtenmal treffen wir jetzt auf Ausſprüche, wie der an Merck zur Rechtfertigung des Julius von Tarent: „Iſt es nicht intereſſant und zuträglich, daß uns auch edlere, höhere, kräftigere Menſchheit, mit einem Wort heroiſche und idealiſche Menſchheit lebendig dargeſtellt werde?“ Hier redet nicht mehr der Verfaſſer des Combabus.

Gleich in den erſten romantiſchen Erzählungen, die mit 1776 ans Licht traten, dem Wintermärchen und Gandelin oder Liebe um Liebe übertraf Wieland Alles, was er bisher in Verſen gedichtet hatte. Durch Goethe lernte er die ältere deutſche Erzählungspoeſie kennen und trug dazu bei, den verkannten Hans Sachs zu Ehren zu bringen. Die Einwirkung dieſer Lectüre erkennen wir in der einfachen, würdigen Haltung der Erzählung Geron der Adlige (1777). Raſch hintereinander folgten das Sommermärchen, der Vogelſang oder die drei Lehren, Schach Lolo und andere. Seine Quellen waren die morgenländiſchen Mär-

chensammlungen so wie die älteren französischen Ritterge-schichten und Fabliaux. In diesen fand er auch den Stoff zu seinem Meisterwerke, Oberon (1780), anfangs in vierzehn Gesängen, die nachmals in zwölf zusammengezogen wurden. Er schließt mit dieser Dichtung gleichsam seine poetische Laufbahn ab; denn alles Folgende bleibt hinter den bisher erwähnten Dichtungen zurück und ist, was die Theilnahme der Nation betrifft, in Vergessenheit gerathen. Bei keiner andern Arbeit hat er auch so sehr die ihm ungewohnte Mühe des langsamen dichterischen Schaffens gefühlt, so daß er nicht selten in seinem Unwillen meint, kein deutscher Dichter habe davon einen Begriff, und nicht undeutlich zu verstehen giebt, es hätte sich in der nämlichen Zeit gar Vieles, das mehr Masse mache, also etwa ein dreibändiger Roman, produciren lassen, eine Betrachtung, die freilich dem nicht geziemt, der für die Ewigkeit ar-beiten will.

In dem Oberon belebte der Dichter das Interesse an der epischen Erzählung durch eine geschickte Verschlingung mehrerer Handlungen. Er rechtfertigt sich darüber in dem Vorbericht zu der Ausgabe des Gedichts in der Samm-lung seiner Werke: „In der That ist Oberon nicht nur aus zwei, sondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zusammengesetzt, nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers zu be-stehen übernommen, der Geschichte seiner Liebesverbindung mit Rezia und der Aussöhnung der Titania mit Oberon; aber diese drei Handlungen oder Fabeln sind dergestalt in Einen Hauptknoten verschlungen, daß keine ohne die an-dere bestehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beistand würde Hüon Kaiser Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne seine

Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden als Werkzeugen ſeiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania gründete, würde dieſer Geiſterfürſt keine Urſache gehabt haben, einen ſo innigen Antheil an ihren Schickſalen zu nehmen. Aus dieſer auf wechſelſeitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verſchiedenen Intereſſe entſteht eine Art von Einheit, die meines Erachtens das Verdienſt der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leſer durch ſeine eigene Theilnehmung an den ſämmtlichen handelnden Perſonen zu ſtark fühlt, als daß ſie ihm irgend ein Kunſtrichter wegdisputiren könnte."

Mag nun gleich dem Dichter die Verſchlingung der Handlungen nicht durchaus gelungen ſein, ſo iſt doch inſofern dem Ganzen ein inneres Band gegeben, als die zufällig ſcheinenden Begebenheiten gleichſam unter der Leitung einer waltenden höheren Macht ſtehen und trotz aller Schwierigkeiten und Unfälle durch eine gütige Vorſehung zum erwünſchten Ziele geführt werden. Die Form iſt den italieniſchen Ritterdichtungen nachgebildet. Die Stanze nahm er jedoch auch in dieſer Dichtung nicht in ihrer urſprünglichen Form herüber, ſondern beharrte in der Anſicht, daß ſie durch willkürliche Behandlung an Beweglichkeit und lebendiger Abwechſelung gewinne. Jedoch würde er bei correcterer Nachbildung eine größere Gleichheit des Tons der Erzählung erreicht haben. Deſſenungeachtet bleibt dies Werk eine der ausgezeichnetſten Dichtungen im moderniſirten romantiſchen Epos, welche ſelbſt die romantiſche Schule, die mit großer Vornehmheit auf Wieland herabſah, nicht hat übertreffen können. Goethe ſandte ihm einen Lorbeerkranz als Zeichen der Anerkennung; daß dieſe aus dem Herzen kam, beweiſen deſſen Worte an La-

vater: „ſo lange Poeſie Poeſie, Gold Gold, Kryſtall Kryſtall bleibt, wird auch Oberon als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden.“ In Weimar „waren ſeine Actien geſtiegen;“ ſein dichteriſches Selbſtgefühl hatte ſich gehoben, weßhalb er über die kalte Art, womit das Publicum dieſe Gabe hinnahm, in nicht geringe Entrüſtung gerieth. An Merck ſchreibt er in der Sprache der Kraftgenie's, deren er ſich in den Briefen an ihn nach Goethe's Beiſpiel gern bediente: „Die abermalige hündiſche Gleichgültigkeit, womit Oberon aufgenommen worden, beſonders das tiefſte Stillſchweigen, das Alle, die ihre Kniee vor dem Baal zu Hamburg beugen und die nun einmal ſeit etlichen Jahren den Ton in Deutſchland angeben, beobachten, macht mir von dieſer Seite die ganze Nation ekelhaft.“ Am meiſten Anerkennung fand Wieland auch mit dieſer Dichtung in Oeſtreich, wo die Alxinger und Müller mit einer Reihe von Rittergedichten in die Fußſtapfen des Oberon traten. Wieland kehrte auf das Gebiet der romantiſchen Erzählung nur noch in der Dichtung Clelia und Sinibald (1783) zurück.

Während dieſes Jahrzehends, in welchem wir Wieland's poetiſche Productivität zuletzt begleitet haben, verfloß ſein äußeres Leben ſo ruhig, daß er ſich nur ſelten von ſeinem geliebten Weimar entfernte; der Wunſch, es mit einer andern Stadt zu vertauſchen, war gar bald für immer verſchwunden. Eine Reiſe an den Rhein unternahm er im Jahre 1777, beſuchte Merck in Darmſtadt, dem er ſich für viele werthvolle Beiträge zum Merkur verpflichtet fühlte, lernte in Frankfurt Goethe's Mutter perſönlich kennen und reiſte dann nach Mannheim, wohin er geladen war, um ſein Singſpiel Roſamunde zur Aufführung zu bringen. Dieſe Hoffnung ward durch den Tod des Kurfürſten

von Bayern getäuſcht; jedoch wurden ihm die Reiſekoſten vergütet, eine koſtbare Tabatière war als Zeichen der Anerkennung willkommen. Erſt 1779 erſchien Roſamunde auf der Mannheimer Bühne. Der Dichter muß ſelbſt bekennen, daß ſein Singſpiel „ein dummes Ding ſei, das weder gedruckt [was er dennoch geſchehen ließ] noch anderswo als etwan in Gotha und Weimar aufgeführt werden könne und dürfe.“ — „Nach dieſer letzten mißlungenen Probe“, fährt er in dem Briefe an Merck fort, „erkenne und bekenne ich vor Gott und Menſchen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatiſche Compoſition habe.“

Wenn wir Wieland's literariſches Leben nach dem Erſcheinen des Oberon verfolgen, ſo können wir uns kürzer faſſen, weil die Jahre der Entwickelung vorüber ſind. Der Mittelpunct ſeiner Beſchäftigung war der Merkur, den er durch ſeine eigenen Aufſätze vornehmlich über Waſſer zu halten hatte. Mit dem Jahre 1790 ſuchte er ſeiner Zeitſchrift mehr aufzuhelfen, indem ſie als Neuer deutſcher Merkur ihr zweites Stadium begann. Doch konnte ſie mit der Zeitbewegung nicht gleichen Schritt halten; Wieland war froh, die Redaction 1796 in Böttiger's Hände übergeben zu können. Seine Aufſätze für den Merkur ſind populärphiloſophiſche Abhandlungen, hiſtoriſche Berichte und politiſche Räſonnements, zu denen die franzöſiſche Staatsumwälzung Veranlaſſung gab. Ueberall tritt in dieſen Wieland's klares, erfahrenes Urtheil hervor; in der aufgeregten Zeit war er vor enthuſiaſtiſchen Verirrungen auf der Hut; er blieb Skeptiker und ward als ruhiger Beobachter der Ereigniſſe nicht ſelten ein Seher der Zukunft, wie er denn z. B. Napoleon's militäriſche Dictatur lange vorher vorausſah. In ſeinem philoſophiſchen Urtheil ſtand er auf der Seite der Aufklärer, ein Anwalt des geſunden

Menſchenverſtandes, ſo daß er dem Standpuncte der Allgemeinen deutſchen Bibliothek nicht fern war. „Die Wahrheit," äußert er einmal, „flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer eifrigſten Liebhaber, um in die Arme deſſen zu laufen, der ſie weder erwartete noch ſuchte. Der einfältigſte Menſchenſinn findet ſie am erſten und genießt ihrer, wie die Luft, die er athmet, ohne daran zu denken." Die Kantiſche Philoſophie konnte ihn daher nicht ernſtlich anziehen, obſchon ſein Schwiegerſohn Reinhold ihr eifriger Anhänger und Verkündiger ward. Wieland's Denkungsart hatte eine innigere Wahlverwandtſchaft mit der Lebensanſicht eines Horaz und Lukian.

Die Ueberſetzungen dieſer Schriftſteller können hauptſächlich als ſeine poetiſchen Arbeiten von 1780—1790 angeſehen werden. In den Grundſätzen, die er als Ueberſetzer befolgte, weicht er von Voß ſehr ab. Er wollte das Original nicht, wie dieſer, in möglichſter Worttreue und mit der Färbung des Zeitalters, dem der Verfaſſer angehört, wiedergeben, ſondern richtete ſein Beſtreben dahin, ihn als einen der Unſrigen reden zu laſſen. Indem er durch ſorgfältiges Studium den Geiſt ſeines Autors zu erfaſſen ſuchte, verfuhr er willkürlich mit der Form und opferte dem eigenen Geſchmacke die Eigenthümlichkeit des Originals. Seine Ueberſetzungen gewannen dadurch an Popularität und Faßlichkeit für den nichtgelehrten Leſer, wie er auch durch Einleitungen und Anmerkungen in die Geſchichte und Sitten des Zeitalters auf geſchmackvolle Weiſe einführte. Von dieſer Seite erwarben ſich die Ueberſetzungen von Horazens Briefen (1782) und Horazens Satiren (1786) auch den Beifall der Kenner des Alterthums. Seine Ueberſetzung von Lukian's ſämmtlichen Werken erſchien 1788 und 1789 in ſechs Theilen.

Der Beſchäftigung mit Lukian verdanken mehrere verwandte Schriften Wieland's ihr Entſtehen. In der Manier des geiſtvollen Griechen ſchrieb er die Göttergeſpräche (1791—93) und die Geſpräche in Elyſium. Auf dieſem Boden bewegt ſich auch der Roman Peregrinus Proteus, ein nach den von Lukian gegebenen Grundzügen ausgeführtes Charaktergemälde eines philoſophiſchen Schwärmers (1789 im Merkur, dann 1791 in zwei Bänden) und Agathodämon „aus einer alten Handſchrift," ein mehr didaktiſch gehaltenes Seitenſtück zu dem vorigen Roman.

Seit 1793 arbeitete er mit großem Fleiße an der Reviſion ſeiner ſämmtlichen Werke, welche er die Freude hatte zu einer Zeit, wo der Abend ſeines Lebens begonnen hatte und der Stern ſeines Dichterruhmes ſchon im Sinken war, in einer von Göſchen veranſtalteten prachtvollen Ausgabe vor das Publicum treten zu ſehen. Ihr widmete er „die heiterſten Tage und Stunden ſeines Lebens."

Der Eintritt ins Alter ließ ihn noch glückliche Jahre hoffen. Er erfreute ſich einer feſten Geſundheit. Seine neun Kinder, welche ihm von vierzehn, mit denen ſeine „kleine" Frau ihn beſchenkt hatte, geblieben waren, gediehen zu ſeiner Freude, ſeine Töchter wurden glücklich verheirathet; ſeine Vermögensumſtände ließen ihn ohne Sorge in die Zukunft blicken. Machte ihm auch die Kritik manchen Verdruß, ſelbſt die Goethe-Schillerſchen Xenien, die ihm, wenn auch mit rückſichtsvoller Feinheit, einige unangenehme Wahrheiten ſagten, ſo wurden ihm doch auch wieder bei ſeiner Schweizerreiſe im Jahre 1797 ſo viele Beweiſe der Liebe und Verehrung zu Theil, daß er mit Selbſtzufriedenheit auf ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurückblicken konnte.

Ein reizender Aufenthalt an den Ufern des Züricher Sees hatte ihm ſtärker denn je die Luſt zum Landleben erregt. Bald nach ſeiner Heimkehr brachte er den Entſchluß zur Ausführung; er kaufte ein Landgut zu Osmannſtedt, drei Stunden von Weimar. Geſchäfte der Landwirthſchaft wechſelten ſeitdem mit literariſchen Arbeiten ab, und der Beſuch von Freunden erheiterte ihm manchen Tag. Goethe hebt in der liebevollen Schilderung Wieland's hervor, „wie er gerade hier in ſeiner Liebenswürdigkeit erſchien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, wie er als gaſtfreier Wirth ſeine geſelligen Tugenden am anmuthigſten entwickelte.“ Hier ſah ihn auch nach einer faſt dreißigjährigen Trennung ſeine Jugendgeliebte, Sophie la Roche, wieder, voll warmer Erinnerung an den Moment, wo ſie vor 49 Jahren ihn das erſte Mal bei der Ausſicht nach dem weiten einſamen St. Martinskirchhof in Biberach belauſchte, und an jene ſchönen Stunden, wo er ihr die erſten Entwürfe, die erſten Ahnungen ſeiner literariſchen Zukunft mittheilte.

In der idylliſchen Zurückgezogenheit verweilte ſein Geiſt am liebſten in den herrlichen Zeiten attiſcher Bildung. Er begann 1796 die Herausgabe des Attiſchen Muſeums, das vornehmlich dazu beſtimmt war, die Geiſteserzeugniſſe jener Bildungsperiode auf den heimiſchen Boden zu verpflanzen. So wie Wieland uns zuerſt den deutſchen Shakſpeare ſchenkte, ſo war er auch einer der Erſten, welche das attiſche Drama durch Nachbildungen uns näher brachten. Verdienſtlich war vorzüglich die Uebertragung einiger Luſtſpiele des Ariſtophanes. Daran ſchloß ſich das umfaſſende Gemälde des Platoniſchen Zeitalters Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen. Als getreue Schilderung griechiſcher Bildungszuſtände übertrifft dieſer hiſto-

riſche Roman, der 1800—1802 in vier Theilen erſchien, alle ſeine früheren, wenn gleich die weitſchweifige Briefform, worin ganze Abſchnitte über die philoſophiſchen Syſteme der Sokratiſchen Schulen Aufnahme gefunden haben, ihn nicht zu einer künſtleriſchen Abrundung der Form gelangen ließ. Gleichſam als Fortſetzung dieſer philoſophiſchen Betrachtungen erwähnen wir kurz die Euthanaſia, „drei Geſpräche über das Leben nach dem Tode" (1805), deren Reſultat auf die Reſignation des Skeptikers hinauskommt und ſich in der Behauptung zuſammenſchließt, es möge vielleicht beſſer geweſen ſein, wenn die Menſchen nichts anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menſchenlebens ſei. Menander und Glycerion „als Taſchenbuch auf 1804" und Krates und Hipparchia „als Taſchenbuch auf 1805" führen uns wieder zu der Geſchichte griechiſcher Philoſophie.

Das neue Jahrhundert hatte ihm gleich im Beginn ſchmerzliche Erſchütterungen gebracht. 1801 verlor er ſeine treue Lebensgefährtin. Neben einer kurz vor ihr dahingeſchiedenen geliebten Pflegetochter, einer Enkelin der Sophie la Roche, erhielt ſie ihr Grab im Garten von Osmannſtedt. Seine ländliche Beſitzung hatte für ihn ſeitdem keinen Reiz mehr, wenngleich ſeine Töchter der Wirthſchaft vorſtehen konnten. Verluſte bei der Landwirthſchaft kamen hinzu, ihm den Verkauf des Gutes wünſchenswerth zu machen, den er 1803 glücklich zu Stande brachte. Nur die theure Grabſtätte behielt er ſich vor, um neben den Geliebten auch ſeine Ruheſtätte zu finden.

Er ward in Weimar herzlich empfangen; man bemühte ſich ihm den Reſt ſeines Lebens durch zarte Aufmerkſamkeit zu verſchönern. Mehrere Sommer verlebte er auf den her-

zoglichen Luſtſchlöſſern Tiefurt und Belvedere. Im Theater war ihm ein Platz in der herzoglichen Loge eingeräumt. Mit Goethe ſtand er im freundlichſten Verhältniß. Es erinnert uns an den Lorbeerkranz nach der Vollendung des Oberon, wenn Goethe bei der erſten Aufführung des Torquato Taſſo die Büſten Schiller's und Wieland's von den beiden Fürſtinnen bekränzen ließ. Dagegen ließen ihn die Wortführer der romantiſchen Schule die „göttliche Grobheit" ihrer Kritik fühlen, ſeitdem Friedrich Schlegel die Looſung gegeben hatte mit der Edictalladung im Athenäum (1799), kraft deren, „auf Anſuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crébillon, Hamilton und vieler Autoren über die Poeſie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland Concursus creditorum eröffnet und, weil mehreres verdächtige und dem Anſchein nach dem Horaz, Arioſto, Cervantes und Shakſpeare zuſtehende Eigenthum ſich vorgefunden, jeder, der ähnliche Anſprüche habe, ſich zu melden vorgeladen wurde." Wieland tröſtete ſich damit, daß, wenn nach dem Maßſtabe der Schlegel nur Homer, Shakſpeare und Goethe Dichter ſeien, er noch in ſehr großer und doch nicht ganz ſchlechter Geſellſchaft vom Parnaß ausgeſchloſſen ſei. Das ganze Treiben der Romantiker fand er jedoch „unausſtehlich;" man ſpringe mit dem Verſtande um, als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte; mitunter wollte ihn bedünken, die Barbarei klopfe wieder an die Pforten.

Es war ihm nicht erſpart, die unglücklichen Ereigniſſe des Jahres 1806, von denen Jena und Weimar ſchwer heimgeſucht wurden, zu erleben und Deutſchlands Erniedrigung mitzufühlen. Auch die Feinde bewieſen ihm eine achtungsvolle Rückſicht. Während der Plünderung Weimars war ſein Haus durch eine Wache geſchützt; Marſchall

Ney ehrte ihn durch einen Beſuch. Kaum hatten ſich die äußern Wolken verzogen, als 1807 der Tod der Herzogin Amalie das Land in Trauer verſetzte, auch für Wieland ein ſchmerzlicher Verluſt. Um ſich durch geiſtige Beſchäftigung von der trüben Gegenwart abzuziehen, entſchloß er ſich trotz ſeines hohen Alters zu einer Ueberſetzung der Briefe Cicero's, mit der er umfaſſende gelehrte Forſchungen über die Zeitfolge derſelben und die geſchichtlichen Zuſtände jener Periode der ſinkenden Republik ſich zur Aufgabe machte. Bei dieſer Wahl leitete ihn zugleich das Gefühl einer geiſtigen Verwandtſchaft. Auch ihm war die humane, von leidenſchaftlicher Parteinahme ſich fernhaltende Denkweiſe eigen, welche ſich in Cicero's Briefen kund giebt, und, wenn er früher zur Entſchuldigung ſeines complicirten Periodenbaues ſich damit gerechtfertigt hatte, daß er ſeinen Stil nach Cicero gebildet habe, ſo war eben ſein Stil und ſeine ganze gleichmäßig dahinfließende Darſtellungsweiſe vorzüglich geeignet, den eleganten kunſtvollen Bau und die feine Urbanität des Ciceronianiſchen Ausdrucks nachzubilden. Von 1808 bis 1812 erſchienen fünf Bände ſeiner Ueberſetzung, welche nachmals durch einen ſechsten und ſiebenten von Gräter beendigt wurde.

Während auf dem Fürſtencongreß zu Erfurt im Jahre 1808 die Machthaber über die Geſchicke Europa's disponirten, blieb auch Wieland ſo wenig wie Goethe von den kaiſerlichen Beſuchen in Weimar unberührt. Es lag Napoleon daran, die Koryphäen des deutſchen Geiſtes durch ſeine Perſönlichkeit zu gewinnen. Als der greiſe Dichter auf dem zu Ehren der kaiſerlichen Gäſte veranſtalteten Hofball nicht erſchienen war, ließ ihn der franzöſiſche Kaiſer eigens in einem Hofwagen holen und unterhielt ſich mit ihm und Goethe ſehr angelegentlich über Gegenſtände

der Literatur. Nachmals wurden Wieland und Goethe noch einmal zum Frühstück geladen und von Napoleon sehr wohlwollend behandelt. Er erhielt wie Goethe den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiser Alexander den St. Annenorden.

Als er 1809 von einer schweren Krankheit genesen war, trat er noch in den Freimaurerbund. „Wie froh er in denselben getreten," sagt Goethe, „wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut ..... und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar erkannt." Seine feste Gesundheit leistete den Beschwerden des Alters lange Widerstand. Von einem Beinbruche, den er 1811 erlitt, erholte er sich über Verhoffen schnell. Allein im Januar 1813 stellten sich plötzlich schlagartige Zufälle ein, welche seine Lebenskraft erschöpften. Er starb am 20. Januar 1813 mit der ruhigen Fassung, welche ihn durchs Leben begleitet hatte, man kann hinzusetzen, mit dem Lächeln des Skeptikers, dem das „Was ist Wahrheit?" stets auf den Lippen schwebte. Die Worte To be or not to be hörte man ihn auf dem Sterbebette, bald englisch bald deutsch, mehrmals wiederholen.

Am 24. Januar wurde auf Veranstaltung der Logenbrüder in Bertuch's Hause die irdische Hülle des Dichters ausgestellt; auf dem Deckel des Sarges lagen Oberon und Musarion, mit einem Lorbeerkranze umwunden. Goethe hielt die Trauerrede, Worte der reinsten Anerkennung der unbestreitbaren Verdienste des seltenen Mannes. Nachdem die Leiche in der folgenden Nacht nach Osmannstedt geschafft war, wurde sie am 25. Januar von Maurerbrüdern

unter dem Geläute der Dorfglocke zu der von dem Dichter längſterwählten Ruheſtatt getragen und neben den Ueberreſten ſeiner ihm vorangegangenen Gattin eingeſenkt. Eine Rede des Oberconſiſtorialraths Günther und der Geſang „Wie ſie ſo ſanft ruhn" beſchloß die wehmüthige Feier. Eine von Wieland ſelbſt verfaßte Inſchrift bezeichnet die drei Gräber auf dem einſamen Gartenplatz zu Osmannſtedt:

Liebe und Freundſchaft umſchlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieſer gemeinſame Stein.

# Zweites Buch.

## Von Herder's und Goethe's erstem Auftreten bis zu Schiller's Tode.

ca. 1770 — ca. 1805.

---

## Erstes Capitel.

### Innere Geschichte der Nationalliteratur.

Inhalt.

Die neue Richtung der Literatur. Streben nach Natur und Wahrheit. Sturm und Drang. Hamann. Herder. Goethe. Claudius. Gerstenberg. Lavater. — Göttinger Dichterbund. Boie. Bürger. Hölty. Miller. Voß. Die Grafen Stolberg. Leisewitz. — Dramatische Dichtung. Lenz. Klinger. Maler Müller. Ritterschauspiele und Familiengemälde. Schröder. Iffland. Kotzebue. — Goethe. Schiller und die Weimarer Bühne. — Epische Dichtung. Uebersetzungen des Homer. Voß. Goethe's Hermann und Dorothea. — Lyrische Dichtung. Goethe. Schiller. Schubart. Die Göttinger. Matthisson. Salis. Tiedge. — Der Roman. Goethe. Miller. Heinse. Klinger. J. G. Müller. Knigge. Thümmel. Hippel. Musäus. — Philosophie. Jacobi. Kant. — Naturwissenschaften. Forster. Goethe. — Geschichtschreibung. Gatterer. Schlözer. Iselin. Herder. Möser. Joh. v. Müller. Schiller. Spittler. Publicistik und Politik. — Theologie. Geistliche Beredsamkeit. Reinhard.

---

Nachdem der siebenjährige Krieg das Blut in dem trägen deutschen Reichskörper in lebendigere Bewegung gesetzt hatte und bald nach dem Eintreten einer behaglichen Friedenszeit die Ankündigung der Reformpläne Joseph's II. wie ein Frühlingshauch über die deutschen Landschaften sich

Die neue Richtung der Literatur. Streben nach Natur und Wahrheit.

verbreitete, Hoffnung erweckend auf eine Neugeſtaltung der nationalen Verhältniſſe, brach ſich auch in der vaterländiſchen Literatur mit raſchen Schritten ein erhöhtes Leben Bahn. Das Rechtsbewußtſein, das Gefühl perſönlicher Würde, Vaterlandsliebe und Nationalſtolz wurden eine ſittliche Grundlage für die geiſtige Bewegung, die unſerer Literatur eine neue Richtung vorzeichnete. Wie weit die Häupter und Leiter der bisherigen Literatur dieſe vorbereitet und dazu mitgewirkt hatten, iſt ſchon oben an mehreren Stellen angedeutet worden. Klopſtock hatte, ſo viel ihm auch zu einem nationalen Dichter fehlte, doch die Selbſtſtändigkeit des deutſchen Volksthums und der deutſchen Poeſie insbeſondere mit beredten Worten hervorgehoben und das ſtolze Bewußtſein, einer großen Nation anzugehören, wenigſtens durch geſchichtliche Rückblicke zu wecken und zu nähren geſucht. Leſſing zerbrach mit ſiegender Kritik die lähmenden Feſſeln der franzöſiſchen Theorieen und gab dem thatendurſtigen Drange, dem die Gegenwart jede andere Bahn verſchloß, die Richtung auf das Drama.

Es eröffnete ſich jetzt dem dichteriſchen Genius eine neue, unbegrenzte Welt, von der, wie man bekennen mußte, die deutſche Poeſie bis dahin wenig mehr als die Küſten umfahren hatte. Wo war ein Dichter, der die Bühne mit den titanenhaften Geſtalten Shakſpeare's belebt hätte, mit denen ſich jetzt die Phantaſie des jüngeren Dichtergeſchlechts erfüllte? Wo war ein Dichter, der den Genius griechiſcher Kunſt, wie ihn Winckelmann's Begeiſterung als höchſtes Ideal der Schönheit lebendig vor die Seele ſtellte, in ſeinen Dichtungen wieder hervorgezaubert hätte? Noch waren wir dieſen Höhen fern geblieben. Die Jugend jedoch, welche ſich der werdenden Literatur bemächtigte, war darin einig, daß der Weg dahin nicht durch die Regeln

und Satzungen der Kunſttheorieen gefunden werde, ſondern daß zum Höchſten nur das „Genie" gelange und dies ſeinen Ausgangspunct lediglich von der Natur zu nehmen habe.

In jenem Zeitalter ſittlicher Verdorbenheit und Verſchrobenheit, das die Ahnung des herannahenden Zerbrechens der morſchen, haltlos gewordenen Formen nicht los wird, hat der Ruf nach Natur und Wahrheit eine tiefe Bedeutung. Auf dieſes Ziel ſind die Ideen Rouſſeau's gerichtet, welche er mit der Fülle einer glänzenden Beredſamkeit umkleidete. Seine Schriften hatten den edelſten Theil der gebildeten Welt auf ihrer Seite. Die Erziehungslehre ſeines Emile war ein Angriff auf die Naturwidrigkeit unſerer modernen Culturzuſtände. Alle Erziehungs- und Unterrichtstheorieen, die an ihn anknüpften, verkündeten das Evangelium der Natur und der Freiheit individueller Entwickelung. Sie trafen mit der rationaliſtiſchen Aufklärung zuſammen in dem Drange, die Schranken des Herkommens zu durchbrechen und die allgemeine Volksbildung von den beengenden Formen des gelehrten Dogmatismus zu befreien.

Das Streben nach Reform greift gleichmäßig in das Gebiet der Poeſie wie der Wiſſenſchaft ein; allein in ſeiner höheren Richtung unterſcheidet es ſich weſentlich von dem demonſtrativen Mechanismus der einſeitigen Verſtandesaufklärung. Gerade im Gegenſatz gegen dieſen macht ſich das Princip der genialen Subjectivität, der geiſtigen Unmittelbarkeit geltend. In dieſer Hinſicht haben wir auf Hamann zurückzugehen; denn an ihn wie andrerſeits an Leſſing knüpft die literariſche Thätigkeit Herder's an.

Hamann, welcher, fern von den Kreiſen der Fachgelehrten, in ärmlichen Verhältniſſen die Mühen des Lebens Hamann.

trug, fand für ſein inneres Bedürfniß, das ihm unter ſchweren Seelenkämpfen zu lebendigem Bewußtſein gekommen war, bei der Schulgelehrſamkeit keine Befriedigung. Seine Sehnſucht wandte ſich zu der Einfalt der Bibel, zu den kindlichen Urzuſtänden der Menſchheit, zu der Heilslehre des Evangeliums. Die populäre Aufklärungsphiloſophie fand an ihm einen energiſchen Gegner, wie nachmals die kritiſche Philoſophie Kant's. Er bekämpfte die auf die Anhäufung des Stoffs gerichtete ſyſtemſüchtige Gelehrſamkeit; was der Verſtand trennt, ſoll die geniale Anſchauung vereinigen. Mit glücklicher Divination dringt er in das weite Gebiet des Wiſſens und erhellt manchmal mit Lichtblicken die Pfade des Forſchers; dann hüllt er ſich wieder in myſtiſches Dunkel und greift, unruhig hin- und herſpringend, zu geheimnißvoller Prophetenſprache, „der Magus aus Norden." Lange blieben daher ſeine in eine ſeltſame Sprache eingekleideten Aphorismen unverſtanden und unbeachtet. Erſt durch Herder erhielten ſie ihre Deutung für die jüngere Mitwelt.

Herder. Herder, der ſeinen Geiſt an Hamann's Ideen genährt hatte, führte ſie mit dem Ungeſtüm jugendlicher Begeiſterung und Beredſamkeit in die Welt ein. Im Sinne Hamann's verfolgte ſein geiſtiges Streben das ideale Ziel, Philoſophie und Religion, Geſchichte und Poeſie in einen einzigen Brennpunct zu vereinigen. Alle Kräfte und Richtungen des menſchlichen Geiſtes, alle Culturentwickelungen der verſchiedenen Zeiten und Völker mußten ihm dazu dienen, die „Humanität" als das Ziel menſchlicher Cultur darzuſtellen. Die Poeſie war ihm nach Hamann's Ausdrucke „die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts." Ihre Töne ſchienen ihm am meiſten aus dem Kindesalter der Menſchheit, aus den einfachen Liedern unverdorbener Völker

entgegenzuklingen. Sein erſter ſtürmiſcher Eifer erhob ſich daher gegen das Formenweſen der Kunſtpoeſie; er drang auf Natur und Einfachheit. Homer, Oſſian, Shakſpeare wurden als die höchſten Vorbilder hingeſtellt, welche, vom Regelnzwange unbeirrt, Alles ihrer genialen Natur zu verdanken gehabt hätten. Hier war es die Hinweiſung auf die Volkslieder, welche das echte Lied und die Ballade bei uns einführten, dort die Lobpreiſung Shakſpeare's, welche Leſſing's kritiſches Urtheil im Sinne der Verehrer der Volksdichtung verſtärkte.

Goethe. Goethe's erſte Dichtungen, eine Erfüllung der Herder'ſchen Doctrin, wirkten mit gewaltiger Kraft durch ganz Deutſchland. Durch den Götz von Berlichingen lernte man Shakſpeare's Dramen verſtehen; nach wenig Jahren ging der große Brite über die deutſche Bühne, ſeit Schröder in Hamburg mit der Aufführung des Hamlet Bahn gebrochen hatte.

Sturm und Drang. Den Zeitraum von Leſſing's Dramaturgie und Herder's Fragmenten über die neuere deutſche Literatur bis zu Schiller's Räubern, alſo ungefähr die ſiebziger Jahre des Jahrhunderts, hat man (nach einem Luſtſpiele Klinger's) die Sturm- und Drangperiode genannt. Kräftige Erregung des Gemüths und titaniſcher Uebermuth ſteht im Bunde mit weichherziger Sentimentalität. Wie man ſich kühn über die Welt erhob, über die Anforderungen der Wirklichkeit ſich hinwegſetzte und die Verhältniſſe durch die geniale Perſönlichkeit ſich zu unterwerfen unternahm, eben ſo wehmüthig war die Reſignation und der Schmerz der unbefriedigten Sehnſucht. Im Hamlet, der unter der Laſt einer Aufgabe, die er nicht zu erfüllen vermag, in ſchwermüthig-grübelnder Selbſtanklage verzagt, beſpiegelte ſich „die thatenloſe, aber thatendurſtige Jugend" am liebſten;

es ist, als ob plötzlich ein gleicher Pulsschlag das Blut der dichtenden Jugend bewege. Die Dichtervereine erneuern sich, wie ein Menschenalter vorher, aber mit lebendigerem und tieferem Geiste. Goethe und seine rheinländischen Genossen, sowie den Göttinger Dichterbund, alle verknüpft unter einander ein gleiches Streben, eine gleiche Hoffnung, ein gemeinsames Band, das im Süden bis zu Lavater in Zürich, im Norden bis zu Claudius in Wandsbeck und Gerstenberg in Kopenhagen hinreicht und sich hier auch mit Klopstock berührt.

Claudius. Matthias Claudius trat in seiner Volksschrift der Wandsbecker Bote für die kindliche Unmittelbarkeit des Gefühls, für die Einfalt des evangelischen Glaubens, für schlichte Volkspoesie in die Schranken. Einige seiner frischen Lieder, die noch im Munde des Volkes fortleben, waren ein Beleg für Herder's Theorie. Klopstock gesellte sich mehr als Barde, denn als Messiasdichter, zu dem jüngeren Kreise, der ihm als dem nationalsten Dichter seine Huldigungen darbrachte.

Gerstenberg. Gerstenberg schloß sich in seinen „Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766. 67., auch die Schleswigschen Literaturbriefe genannt) an die Lobpreiser der Bardenpoesie und der Shakspearischen Dramen an und war in seinem Trauerspiele Ugolino (1768) einer der Ersten, welche den Sturmschritt der leidenschaftlichen Gemüthserregung zu dramatischen Effecten verarbeiteten. In seine und Herder's ästhetische Glaubensartikel stimmten die Frankfurter gelehrten Anzeigen ein, an denen Herder persönlich Antheil nahm und auch Goethe ein eifriger Mitarbeiter war.

Lavater. Lavater, der Magus des Südens, verschmolz das Prophetenthum des religiösen Gefühls mit dem Cultus des

Genius und förderte insbeſondere durch ſeine Phyſiognomik, die in den geringfügigſten Aeußerlichkeiten des Menſchen ſeine geiſtige Beſtimmung zu erfaſſen vermeinte, die eitle Selbſtbeſpiegelung der Individualität und das Selbſtbewußtſein der Genialität. In all dieſer gewaltſamen Anſpannung, ſo ſehr ſie auch manchmal zur Uebertreibung wird, birgt ſich doch ſo viel geſunde und friſche Kraft, ein ſo weſentlicher Fortſchritt in tieferer Auffaſſung menſchlicher Seelenzuſtände und in freier poetiſcher Entwickelung, daß die bis dahin in der Kritik tonangebenden Leipziger und Berliner Literaturkreiſe mehr und mehr zurückblieben, und Schriften, wie Nicolai's allgemeine deutſche Bibliothek und Sulzer's allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, nur noch als Zeugniſſe von der Flachheit einer glücklich überwundenen Literaturperiode gelten konnten.

Göttinger Dichterbund.

Die wiſſenſchaftliche Richtung der Univerſität Göttingen ließ keineswegs erwarten, daß von dort etwas Bedeutendes für deutſche Dichtung geſchehen werde. Haller und nach ihm Käſtner, die einzigen Dichternamen Göttingens, hatten mit dem Betreten des Lehrſtuhls auf der Göttinger Univerſität der Poeſie faſt ganz entſagt. Mittelbar regte indeß Chriſtian Gottlob Heyne als geſchmackvoller Ausleger der Poeſie und Kunſt des Alterthums den Sinn für das Schöne an und verſöhnte in weit höherem Grade, als Erneſti in Leipzig, die Philologie mit der modernen Literatur. Es war von bedeutenden Folgen, daß ſich gerade hier mitten unter einer ſtrebſamen Jugend ein literariſcher Mittelpunct bildete, um den ſich poetiſche Talente ſammeln konnten.

In Käſtner's und Heyne's Bekanntſchaft treffen wir gegen 1770 Heinrich Chriſtian Boie, einen Holſteiner, der einige Engländer als Hofmeiſter auf die Univerſität

Göttingen begleitet hatte und nicht sowohl den strengen Wissenschaften als der schönen Literatur, besonders des Auslandes, seinen Fleiß widmete. Er war mit Gotter, der damals in Göttingen studirte und sich bereits mit poetischen Versuchen einen Namen gemacht hatte, befreundet. Beide verbanden sich zu einem Unternehmen, wie es kurz zuvor in Frankreich mit Beifall aufgenommen war, der Herausgabe eines Musenalmanachs, der zum erstenmal „für das Jahr 1770" an die Oeffentlichkeit trat. Es mußte Boie, dem nach Gotter's Abreise die Besorgung des Almanachs allein zufiel, daran liegen, den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften zu erweitern und jüngere Dichter zu sich heranzuziehen, so wie es natürlich war, daß, was Göttingen an poetischen Talenten beherbergte, ihn aufsuchte und sich an ihn anschloß. Bürger, der aus Klotz' Schule von Halle herüberkam, fand an ihm eine Stütze und einen Freund. Zu ihnen gesellten sich Hölty und Miller von Ulm, deren erste lyrische Versuche durch den Musenalmanach ins Publicum eingeführt wurden. Als um Ostern 1772 Johann Heinrich Voß mit den Dichtern des Musenalmanachs in Verbindung trat, bildete sich ein innigerer Freundschaftsbund, in welchem zugleich eine sittlich-nationale Tendenz sich geltend machte, die durch den Beitritt der beiden Grafen Stolberg (im Herbste 1772) und Cramer's, eines Sohnes des in der Leipziger Dichtergenossenschaft bekannten Theologen, sich noch entschiedener zu einer enthusiastischen Freundschaftsbegeisterung und Freiheitsschwärmerei gestaltete („Hainbund"). Wöchentliche Zusammenkünfte unter Boie's Vorsitz belebten die poetische Production und übten die gegenseitige Kritik des Geleisteten. Klopstock, mit dem mehrere Bundesglieder in persönlicher Verbindung standen, genoß als Altmeister der deutschen

Poesie, als Vertreter ihrer sittlichen Erhabenheit und nationalen Würde die höchste Verehrung. Sein Geburtstag ward 1773 ein Bundesfest, das wegen des über Wieland verhängten Autodafé die Aufmerksamkeit des gesammten literarischen Deutschlands erregte, und sein Besuch in Göttingen im Herbst 1774 schien dem Bunde die höchste Zukunftsweihe gegeben zu haben; er sah in den ihm huldigenden Jünglingen eine neue Stütze seiner Stellung in der Literatur und gedachte ihrer mit prophetisch anerkennenden Worten in seiner Gelehrtenrepublik. Der Bund vergaß im Rausche der Begeisterung, wie bald er sich auflösen müsse. Die einzelnen Mitglieder gingen nach ihren akademischen Jahren getrennte Bahnen, doch nicht ohne mannigfache Nachwirkung der Begeisterung, die sie in jenen schönen Jugendtagen vereinigt hatte.

Die Grundstimmung der von ihrem Freundschaftsbunde ausgehenden poetischen Anregung war lyrisch-idyllisch. Diesem Gebiete der Poesie gehören die schönsten Blüthen an, die ihrem Talente gewährt waren. Auf Natur und Wahrheit war ihr Sinn und Streben gerichtet; sie wollten Volksdichter im edelsten Wortverstande sein. Bürger ergriff mit Glück die volksmäßige Ballade, die seinen Dichterruhm gründete; Hölty und Miller das elegische Lied; Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg bildeten das homerische Epos nach. Voß dichtete in ähnlichen Formen seine Idyllen, welche die Einfachheit des Landlebens und der norddeutschen Bauernsitte in sorgfältig gezeichneten Genrebildern darstellte. Stolberg's weiche Gemüthsstimmung neigte sich zur Romanze. An das Drama wagte sich nur Leisewitz (die späteren Versuche der Brüder Stolberg können hier kaum in Betracht kommen): sein Julius von Tarent (1776) ist unmittelbar aus Lessing's Schule

hervorgegangen und konnte beim erſten Erſcheinen von Leſſing für eine Arbeit Goethe's gehalten werden. Die kühnere Form, welche in Goethe's Götz ihr Vorbild erhalten hatte, gehört jedoch mehr dem ſüdlichen Deutſchland an.

Dramatiſche Dichtung.

An den jugendlichen Ungeſtüm, der in Goethe's dichteriſchen Entwürfen und dadurch in dem um ihn verſammelten Straßburger Kreiſe ſich über die Beſchränkung der Regel erhob, entzündete ſich das dramatiſche Talent des

Lenz.

Liefländers Lenz; ſeine Schauſpiele legen jedoch die ganze Zerfahrenheit und Formloſigkeit jener gemachten Genialität dar, welche ſich in ihren Excentricitäten auf Shakſpeare glaubte berufen zu können. Friedrich Maximilian

Klinger.

Klinger, Goethe's Landsmann, ſteigerte die Contraſte des Guten und Böſen durch die ſittliche Energie, welche an Rouſſeau's Schriften ſich genährt hatte und zu miſanthropiſcher Härte hinneigte. Indem er die Schilderung der Leidenſchaft und des Verbrechens bis zum Unnatürlichen ſteigerte und darin die höchſte Kraft des dramatiſchen Effects ſuchte, wurden ſeine Dramen zu Caricaturen des Lebens, deren Nachwirkung uns noch in den erſten dramatiſchen Werken Schiller's begegnet. Die Tragödien des

Maler Müller.

Malers Friedrich Müller tragen einen ähnlichen kraftgenialiſchen Charakter, Fauſt, Genoveva, Niobe, Dichtungen voll einzelner ergreifenden Scenen tragiſcher Leidenſchaft, ohne daß das Ganze ſich dramatiſch abrundet.

Ritterſchauſpiele u. Familiengemälde.

Im Allgemeinen hielt ſich das Drama in den durch Götz und Emilia Galotti eingeleiteten Richtungen. Auf jener Seite ſtehen die Ritterſtücke, in denen es mehr auf die polternde Rohheit der Zeiten des Fauſtrechts und die Schauer der Vehmgerichte abgeſehen war, als auf die Romantik des ritterlichen Gemüthslebens. Schiller's „Räuber" fügten den Ritterſchauſpielen noch die Räuberſtücke

hinzu. Die Dramen, welche aus Leſſing's bürgerlichen Trauerſpielen hervorwuchſen, wurden zu grellen Gemälden des Jammers im Kreiſe des Bürgerlebens; in ihnen iſt der gemeinſame Grundzug, daß Verdorbenheit und Herzloſigkeit in den höheren Ständen, Unſchuld und Wärme des Gefühls in der Beſchränktheit der niedern Stände heimiſch ſind. Auf dieſer Bahn gelangte man zu den ſentimentalen Familiengemälden, welche mehr durch häuslichen Jammer und Noth, als durch tragiſche Conflicte die Rührung hervorzurufen ſuchten. Indem die Tugend durch Verleumdung, Neid und ſonſtige Bedrängniſſe erſt in Leiden geräth und zuletzt zu Sieg und Triumph gelangt, iſt dem dramatiſchen Gange der Handlung eine faſt ſtereotype Form vorgezeichnet.

„Der deutſche Hausvater" vom Freiherrn von Gemmingen und Großmann's „Nicht mehr als ſechs Schüſſeln," beide im Jahre 1780 erſchienen, als die Wogen der Sturm- und Drangperiode ſich bereits zu legen anfingen, erlangten in dieſem Genre einen Beifall, der deutlich genug zeigte, von welcher Seite dem rührſamen deutſchen Publicum am leichteſten beizukommen war. Schröder, der den Shakſpeare bei uns bühnengerecht machte, nicht ohne in ſeinen Verarbeitungen der Sentimentalität deutſcher Zuhörer Rechnung zu tragen, verräth in ſeinen eigenen dramatiſcheu Arbeiten wenig von der Schule des großen Briten, ſondern gab in ſeinem vielbeweinten „Vetter aus Liſſabon" gleichfalls eines jener rührenden Familiengemälde, mit denen nach 1784 Iffland und Kotzebue bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hinein die Bühne beherrſchten. Schröder. Iffland. Kotzebue.

In manchen idylliſchen Genrebildern deutſchen Familienlebens zeigt Iffland, dem überdies als Meiſter der Schau-

ſpielkunſt die Kenntniß des Bühnenmäßigen ſehr zu Statten kam, ein vorzügliches Talent, ſo daß einige ſeiner Stücke, namentlich die Jäger und die Hageſtolzen, ſich in dem Beifall des Publicums feſtgeſetzt haben. Da ihm als Dichter wie als Darſteller bei aller Anerkennung, die ſeinem ſcharfdurchdachten Spiel zu Theil ward, die wahre Genialität, der freie poetiſche Schwung, der Sinn für heroiſche Erhabenheit abging, ſo ſinkt er in den meiſten ſeiner Stücke zu der Proſa des alltäglichen Lebens, zu der breiten Dialogiſirung ſeiner geringfügigen Intereſſen und kleinlichen Ränke herab, die ſich in ſtets gleicher Form bis zu den Umarmungen der ſiegenden Tugend fortſpinnen.

Mit noch größerer Gewandtheit, mit einer unbeſtreitbaren Beweglichkeit und Vielſeitigkeit des Talents wußte ſich Auguſt von Kotzebue der Menge zu bemächtigen. Er ſpielte alle Tonarten durch, bei denen er auf den Beifall derſelben rechnen konnte. Auf die höheren Anforderungen der Poeſie verzichtend, zog er alles das zu ſeinen dramatiſchen Schilderungen heran, was, ſei es durch Lachen oder durch Rührung, unterhalten und locken konnte. In dem Luſtſpiel und der Poſſe, in denen er ſich am geſchickteſten bewegte, hatte er wenig Nebenbuhler; denn meiſtens hatten wir uns noch mit Ueberſetzungen und Nachbildungen ausländiſcher Stücke zu begnügen. Der Mangel einer ſittlichen Weltanſicht, einer tieferen Auffaſſung des Lebens liegt am allermeiſten in ſeinen ernſten Schauſpielen zu Tage, in denen das Gefühl für Tugend und Laſter, Recht und Unrecht, Hohes und Gemeines durch weichliche Rührung abgeſtumpft wird, ſo daß Unzucht aus Naivetät, Lüge aus Edelmuth, Verbrechen aus kindlicher Liebe, und dergleichen Unſittlichkeiten des ſogenannten guten Herzens bei ihm keine Seltenheiten ſind.

Während der Iffland-Kotzebueſchen Bühnenherrſchaft fanden Goethe's Dramen, nachdem Götz und Clavigo über die Bühne gegangen waren, nur einen kleinen Kreis von Verehrern, obſchon Iphigenie, Torquato Taſſo, Egmont, die unſterblichen Meiſterwerke, einer höheren Stufe ſeines dichteriſchen Genius angehören; allein dieſe war aus der ruhigen inneren Entwickelung ſeines Geiſtes hervorgegangen, nicht aus der lebendigen Einwirkung des nationalen Lebens. Schiller ſtand dagegen in der erſten Ausbildung ſeines dramatiſchen Talents mehr unter den Einflüſſen des Zeitgeiſtes. Seine Jugendwerke brachten die dramatiſche Sturmperiode zum Abſchluß, und im Don Carlos erhielt der abſtracte Freiheitsdrang, der als Vorbote der franzöſiſchen Umwälzung der politiſchen Formen Europa erfüllte, den beredteſten Ausdruck. Eine neue Aera begann für die deutſche Bühne, als Goethe 1791 die Leitung der weimariſchen Bühne übernahm und Schiller ſich mit ihm wenige Jahre ſpäter in dem Streben für claſſiſche Bühnenvorſtellungen vereinigte. Aus der geiſtig und politiſch in allen Schichten des Volks aufs tiefſte erregten Zeit gingen die letzten großen dramatiſchen Schöpfungen Schiller's hervor. Mit Wallenſtein betrat die hiſtoriſche Tragödie in ihrer Würde und Größe die deutſche Bühne, und jedes ſeiner ſchnell nach einander folgenden Dramen berührt das höchſte Ziel dramatiſcher Poeſie. Goethe. Schiller.

Faſſen wir Anfang und Ende dieſes Zeitraums zuſammen, ſo leuchtet ein, daß der Gang unſerer Literatur ſich vornehmlich in der dramatiſchen Dichtung abzeichnet, daß ſie von dieſer Seite vornehmlich ihre populäre Wirkſamkeit ausübt. Das Epos mit der unnatürlichen Maſchinerie und der Rhetorik der Klopſtockiſchen Kunſtpoeſie konnte einem für volksmäßige Einfachheit und Wahrheit ſchwär- Epiſche Dichtung.

menden Zeitalter nicht zusagen. Dagegen stieg man zu der klaren erquickenden Quelle des Homerischen Epos hinab, das man erst jetzt als echte Naturpoesie auffassen lernte. Bodmer, Bürger, Friedrich Stolberg beschäftigten sich mit der Uebertragung der Iliade; endlich beschenkte uns Voß mit der vortrefflichen Uebersetzung der Odyssee (1781), welche am reinsten den einfachen Erzählungston des griechischen Epos in unserer Sprache wiedergab. Später stellte er auch durch seine Uebersetzung der Ilias alle früheren Versuche in Schatten. Seine Idyllen und sein „ländliches Gedicht" Luise waren gemüthliche Genrebilder des deutschen Volks- und Familienlebens. Es ist der Stamm, auf dem als schönste Frucht Goethe's Hermann und Dorothea erwuchs, das Meisterwerk des modernen Epos. Wieland verschaffte durch seinen Oberon dem romantischen Epos neben diesem eine Stelle und führte uns zu den epischen Dichtungen der südlichen Völker. Nachdem die Ballade und Romanze durch Herder's Sammlung von Volksliedern wiedererweckt worden war, erfaßten Goethe und Bürger den volksmäßigen Ton, wodurch ihre derartigen Dichtungen ein Gemeingut des Volkes wurden. Herder fügte später, als seine Poesieen sich mehr zu didaktischer Betrachtung hinwendeten, die Legende hinzu, und an die Stelle der früher beliebten Fabelpoesie traten Parabeln und Paramythien. An der Scheide des Jahrhunderts nahmen Goethe und Schiller die Balladen- und Romanzendichtung nochmals wieder auf, und Herder's Bearbeitung der Romanzen vom Cid schloß auf die würdigste Weise seine poetische Thätigkeit.

Lyrische Dichtung.

Eben so reich wie auf dem Gebiete der kleineren Erzählung ist in diesem Zeitraum die Ernte in der Lyrik. Ueber die Kunstformen der Klopstock-Ramler'schen Ode, die

vornehmlich noch von Voß als metriſches Kunſtwerk geſchätzt wird, ſiegt das Lied, dem Goethe die reinſten und zarteſten Töne lieh und das von dem Göttinger Bunde mit beſonderer Liebe in ſeinen volksmäßigen Formen gepflegt ward. In der ſtürmiſchen Periode neigt ſich auch die Lyrik zu excentriſchen und dithyrambiſchen Formen, wovon uns Schubart's Gedichte und die erſten lyriſchen Poeſieen Schiller's Zeugniß geben. Nachmals überwiegt die weiche Empfindſamkeit und Naturmalerei, welche die Gedichte von Matthiſſon, Salis und Tiedge eine Zeit lang beſonders bei der Frauenwelt zu hohem Anſehen brachte, bis mit Schiller's Reflexionslyrik in der letzten Periode ſeiner poetiſchen Entwicklung und mit der von der romantiſchen Schule gegebenen Richtung auch die Lyrik einen tieferen Gehalt wiedergewann und von einigen der Romantiker zu der Einfachheit des Goethe'ſchen Liedes zurückgeführt wurde.

Der Roman iſt in noch höherem Grade als das Drama das Spiegelbild des Zeitalters. Er nimmt weit mehr deſſen flüchtige Launen und wechſelnde Intereſſen in ſich auf und wird dadurch ein Maßſtab für die Cultur der mittleren Bildungsſchichten der Nation, während wir bei andern Literaturgattungen unſer Augenmerk mehr auf die Spitzen der äſthetiſchen Bildung richten. Der Roman, der von der Berechtigung der genialen Individualität ſeine Motive hernimmt, erſchien mit Goethe's Werther in ſeinem höchſten leidenſchaftlich-lyriſchen Schwunge, welcher unter den Händen der zahlreichen Nachahmer, beſonders in dem vielgeleſenen „Siegwart" des Martin Miller in einen melancholiſch-weinerlichen Ton ſelbſtquäleriſcher Empfindſamkeit umſchlug. Friedrich Heinrich Jacobi verſetzte in „Allwills Briefſammlung" und „Woldemar" Roman.

das Pathos der Subjectivität auf das Gebiet der caſuiſtiſchen Moralphiloſophie. Wilhelm Heinſe machte die Doctrin der freien Subjectivität zu einem Princip der feſſelloſen Sinnlichkeit und ging in üppigen Schilderungen der Genüſſe des Schönen über Wieland hinaus; in „Ardinghello oder die glückſeligen Inſeln" erſcheint noch am meiſten die Gluth der Darſtellung mit poetiſchem Talente im Bunde. Klinger hängt dagegen, wie ſchon oben bemerkt ward, einer düſtern Weltanſicht nach und gefällt ſich darin, das Ideale und Reale in grellen Contraſten darzuſtellen. In dieſem Sinne bearbeitete er auch die Volksſage vom Fauſt in dem Roman „Fauſt's Leben, Thaten und Höllenfahrt" (1794). Endlich faßte Goethe in „Wilhelm Meiſters Lehrjahren" die äſthetiſche und geſellſchaftliche Bildung der letzten Friedensperiode zu einem Geſammtgemälde zuſammen und gab durch die vollendete künſtleriſche Form ein Vorbild für den Roman der folgenden Periode.

Der komiſche Roman, der ſich in ſeiner weiteren Entwickelung zum humoriſtiſchen Roman ausbildet, nimmt ſeinen Ausgangspunct von den engliſchen Romanen eines Fielding, Smollet und Sterne, welche durch Bode's Ueberſetzungen in Deutſchland eine weite Verbreitung erhielten, ſo wie von dem Don Quixote, deſſen Einwirkung ſchon den ironiſchen Ton in Wieland's Romanen beſtimmt hatte. Mehrere dieſer Romane gewähren dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß ihre Satire und Komik ein beſtimmtes Object im deutſchen Volksleben treffen, Wieland's Abderiten die deutſche Spießbürgerlichkeit, Muſäus' „Grandiſon der zweite" die Richardſon'ſche Sentimentalität und deſſen „phyſiognomiſche Reiſen" die Lavater'ſche Phyſiognomik, Nicolai's „Magiſter Sebaldus Nothanker" die orthodoxe Theologie, Schummel's „Spitzbart" die

Uebertreibungen der Baſedow'ſchen Pädagogik. Die komiſchen Romane des Johann Gottwerth Müller von Itzehoe (Siegfried von Lindenberg u. and.) und des Freiherrn von Knigge waren, obwohl ſie nur in der niedern Region des behaglichen Spaßes verweilen, zu ihrer Zeit Lieblinge der Leſewelt, eben weil ſie manche Lächerlichkeiten der damaligen Sitte zur Zielſcheibe ihres Witzes machten.

Eine höhere humoriſtiſche Auffaſſung des Lebens, welche Scherz wie Empfindſamkeit mit freier Weltbildung verwebt, waltet in Moritz Auguſt von Thümmel's „Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791 ff.), wohl dem edelſten Erzeugniß der Wieland'ſchen Schule. Eine mehr philoſophiſche Baſis, an der bereits die Kantiſche Philoſophie nicht ohne Antheil iſt, haben die humoriſtiſchen Romane von Theodor Gottlieb von Hippel, „Lebensläufe nach aufſteigender Linie" und „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z." Nach ihm gelangte der humoriſtiſche Roman durch Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter), bei welchem die Einwirkung Hamann's und Herder's, Sterne's und Hippel's deutlich hervortritt, zu dem höchſten poetiſchen Gehalt und übte, in dem dieſer mit der barocken Form verſöhnte, auf die Beſten der Nation eine gewaltige Wirkung aus.

Die nach bloßer Unterhaltung dürſtende Menge hatte Ritter- und Räuberromane von Cramer, Spieß und Vulpius oder thränenreiche Familiengemälde von Kotzebue und Auguſt Lafontaine, Seitenſtücke zu den Schauſpielen, welche ſich gleichzeitig den Beifall des ſchauluſtigen und rührungsbegierigen Theaterpublicums erwarben. Die naive volksmäßige Erzählung drang in Märchen und Kindergeſchichten nur mit Mühe durch und ſchwächte ihre Wirkung bald durch die das Wunderbare vernichtende Ironie, bald durch die ſich vordrän-

gende triviale Moral. Muſäus' Volksmärchen ſind, wenn gleich von dieſen Mängeln nicht ganz frei, dennoch eine der trefflichſten Leiſtungen im Gebiete der Erzählung.

Philoſophie. Nachdem wir in obigen Darſtellungen die Umgeſtaltung der poetiſchen Literatur bis zu Goethe's größten Leiſtungen im Drama, Epos und Roman ſowie Schiller's letzten großen dramatiſchen Schöpfungen verfolgt haben, ſo verdient zugleich die Regeneration deutſcher Wiſſenſchaft, die faſt zu einer Revolution auf dem Gebiete des philoſophiſchen Denkens ward, noch eine kurze Erörterung. Denn der Höheſtand der Nationalliteratur am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts beſteht weſentlich in der Durchdringung, der Ineinsbildung von Poeſie und Wiſſenſchaft. Nur iſt dies nicht ſo aufzufaſſen, daß eins im Dienſte des Andern ſteht, ſondern es finden die höchſten Tendenzen und Standpuncte des menſchlichen Geiſtes in beiden ein Organ und eine gemeinſame Vertretung.

Gegen die empiriſche Philoſophie, welche in letzter Inſtanz auf den „geſunden Menſchenverſtand" zurückging und die „Aufklärung" ſich zum Ziel ſetzte, hatte ſich in tieferen Gemüthern, wie bereits angedeutet worden iſt, eine Oppoſition gebildet; ſie trat nicht in logiſcher Conſequenz als philoſophiſche Wiſſenſchaft hervor, weßhalb die Lehrſtühle der Univerſitäten wenig oder gar nicht davon berührt wurden, ſondern war mehr ein Ausfluß der genialen Subjectivität, welche die höchſten Probleme des Geiſtes in den Kreis ihres Denkens zog und, unbekümmert um den logiſchen Mechanismus des Schulſyſtems, nach Befriedigung des innern Wahrheitsdranges ſtrebte. Es war nicht Hamann allein, der für „das doppelte Herzeleid, von ſeinen Zeitverwandten nicht verſtanden und dafür gemißhandelt zu werden," ſich durch „den Geſchmack an den Kräften einer

beſſern Nachwelt" tröſtete; auch Leſſing ging einſame Pfade des Denkens, nicht einmal von ſeinen nächſten Freunden ganz verſtanden, und ward nachmals des Spinozismus mit eben ſo viel Recht oder Unrecht beſchuldigt, als man ihn bei ſeinen Lebzeiten in die Reihe der Berliner Aufklärungsphiloſophen geſtellt hatte. Gerade Spinoza's Idealphiloſophie war es, welche manchen Denker, der von der Oberflächlichkeit der Popularphiloſophie oder von dem Formelweſen des demonſtrativen Syſtems ſich abwandte, in den tieferen Schacht der Gedankenwelt einführte. Auf Goethe's Denkrichtung hat Spinoza einen nachhaltigen Einfluß gewonnen; Herder und Friedrich Heinrich Jacobi, die Philoſophen des Gefühls und der genialen Subjectivität, tragen die Spuren ſeiner Einwirkung.

Einen gewaltigen Umſchwung der Philoſophie rief ſeit 1781 Immanuel Kant durch die Kritik der reinen Vernunft hervor. Der feſte Bau ſyſtematiſcher Unterſuchungen über die Grenzen der philoſophiſchen Erkenntniß trat dem Schwanken des Eklekticismus und der Gefühlsphiloſophie imponirend gegenüber, ſowie zugleich der leichtfertige Skepticismus durch die Begründung des philoſophiſchen Wiſſens innerhalb der gezogenen Schranken zurückgewieſen ward. Nachdem Reinhold in Jena durch ſeine erläuternden „Briefe über die Kantiſche Philoſophie" das Eindringen in das ſchwer zugängliche Werk erleichtert hatte, und Kant ſelbſt durch die „Kritik der praktiſchen Vernunft" (1788) und die „Kritik der Urtheilskraft" (1790) auf dem ethiſchen und äſthetiſchen Gebiete zu allgemeinem Verſtändniß durchdrang, erfolgte eine ſo weitgreifende Bewegung und Umgeſtaltung der Philoſophie, daß kaum irgend eine Wiſſenſchaft ſich ihrem Einfluſſe entziehen konnte. Man verarbeitete die Reſultate der kritiſchen

Philoſophie in ſyſtematiſchen Lehrbüchern; neue Syſteme bauten ſich nach einander auf, und es eröffnete ſich eine der glänzendſten Epochen wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen. Die, wie Glieder einer Kette, ſich an einander anſchließenden Syſteme von Fichte, Schelling und Hegel bezeugen die raſtloſe Thätigkeit des deutſchen Geiſtes, um bis zu den letzten Gründen menſchlichen Wiſſens zu dringen. Schiller gelangte durch das Studium der Kantiſchen und Fichte'ſchen Philoſophie zu der tieferen Durchbildung ſeines Geiſtes, welche ſich in ſeinen letzten dichteriſchen Meiſterwerken offenbart, und ſeine Abhandlungen über die Begriffe und Formen des Schönen begründeten die Aeſthetik der neueren Zeit. Goethe's ſpätere Epoche, ſelbſt ſeine Naturforſchung, ſteht mit der philoſophiſchen Bewegung in inniger Verbindung. Jean Paul und die Dichter der romantiſchen Schule ſtehen mitten in derſelben und verſchmelzen die poetiſche Weltanſchauung mit der philoſophiſchen Richtung ihres Zeitalters; die Philoſophie iſt das Princip unſerer Literatur im Beginn des neuen Jahrhunderts.

Naturwiſſenſchaften.

Allmählich machten ſich auch die Naturwiſſenſchaften von der Einſeitigkeit der bloßen Empirie los und gewannen eine rationale Behandlung. Einer der Erſten, welche ſich eine geiſtvollere Auffaſſung der Natur und eine geſchmackvolle Darſtellung naturwiſſenſchaftlicher Forſchungen zur Aufgabe machten, war der edle Georg Forſter. Mit jugendlicher Friſche des Geiſtes hatte er die Herrlichkeit des Oceans und die Wunder ferner Welttheile in ſich aufgenommen, als er, in Geſellſchaft ſeines Vaters, Cook auf ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe begleitete. Mit der Schilderung dieſer Reiſe führte er ſich in die Schriftſtellerwelt ein. Glückliche und ruhige Lebenstage waren ihm nicht

gewährt; ſonſt würde er als Forſcher für die Wiſſenſchaft noch Größeres geleiſtet haben. Es war gleichſam eine Vorbedeutung für die Zukunft, daß auf ſeiner letzten wiſſenſchaftlichen Reiſe nach den Niederlanden und England im Jahre 1790 der damals zwanzigjährige Alexander von Humboldt ſein Begleiter war, der bald auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich zog und am Schluſſe des Jahrhunderts die Reiſe in die weſtlichen Tropenländer antrat, welche der Naturforſchung eine unermeßliche Bereicherung verſchaffte. Forſter ward bald nach jener von ihm trefflich geſchilderten Reiſe in den Strudel der politiſchen Aufregung hineingezogen, in der er vergebens die Freiheit ſuchte, welche die Welt, die ſeinem großen Geiſte zu eng war, ihm nicht gewährt hatte. Auch Goethe ſchließt ſich der neuen Richtung der Naturforſchung an. Die Geſetze der Natur lehrten ihn ſeine Dichterwelt verſtehen, ſo wie er mit der Genialität poetiſcher Divination in ihre Geheimniſſe drang und der Löſung ihrer ſchwierigſten Probleme einen Theil ſeines Lebens widmete.

Geſchichtſchreibung.

Auch die Geſchichtsforſchung und hiſtoriſche Darſtellung ward von dem vorwärtsſtrebenden Geiſte des Zeitalters ergriffen. Seit lange hatte es Deutſchland an gründlichen Hiſtorikern nicht gemangelt; aber wenige verſtanden aus dem maſſenhaften Material und den mikrologiſchen Unterſuchungen ſich zu einer klaren Einſicht in den Entwicklungsgang der Begebenheiten und zu einer ſelbſtſtändigen politiſchen Weltanſicht zu erheben. Die Behandlung der Weltgeſchichte, wie ſie von der Göttinger hiſtoriſchen Schule, namentlich von Gatterer und Schlözer, begründet ward, blieb trotz mancher Verdienſte bei dem Fachwerk der hiſtoriſchen Ereigniſſe ſtehen. Zu einer all-

gemeinen Geſchichte gelangte man, als nach dem Vorgange des Schweizers Iſelin die Geſchichte der Menſchheit theils aus hiſtoriſchem, theils aus philoſophiſchem Material, nicht ohne vielfache Willkür, conſtruirt ward und endlich Herder's Ideen einer Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit (1784) die Culturgeſchichte des Alterthums und eines Theils des Mittelalters in großartigen Umriſſen darlegten. Juſtus Möſer's Osnabrückiſche Geſchichte behandelte zum erſtenmal die Specialgeſchichte einer kleinen deutſchen Landſchaft vom Standpuncte volksthümlicher Entwickelung und zeigte dadurch, daß unſere vaterländiſche Geſchichte noch einen andern Inhalt habe, als die Reichsbegebenheiten und die dem Einſturz nahende deutſche Reichsverfaſſung. In der Schweizergeſchichte Johannes von Müller's erſchien ſorgfältige Forſchung und eine nach dem Muſter antiker Hiſtoriographie gebildete hiſtoriſche Kunſt in einem Verein, wie er bis dahin in der deutſchen Literatur noch nicht vorhanden geweſen war. Die Begeiſterung, welche er für Geſchichte erweckt hat, kann nicht hoch genug angeſchlagen werden; ſelbſt der poetiſchen Literatur hat ſie die Spuren ihres Einfluſſes aufgedrückt. Die Geſchichte verläßt endlich die einſame Höhe der gelehrten Fachſtudien; ſie beginnt die geſammte Nationalbildung zu durchdringen und zu kräftigen. Man lernt Geſchichte für die Gebildeten im Volke ſchreiben. Schiller erwarb ſich auch auf dieſem Felde durch die Geſchichte des Abfalls der Niederlande und die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ein Verdienſt. Die der franzöſiſchen Revolution folgende Umgeſtaltung Europa's ward auch für die Geſchichtſchreibung eine neue Epoche, die ſich ſchon in Spittler's Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten" (1793) ankündigt.

Von der Göttinger hiſtoriſchen Schule ward bis auf die franzöſiſche Revolution die politiſche Publiciſtik vorzugsweiſe vertreten und erwarb ſich unter Schlözer's Händen, der ſeit 1775 den „Briefwechſel" und ſeit 1782 die „Staatsanzeigen" herausgab, den Ruf der Freimüthigkeit, welche von der Cenſurfreiheit der Göttinger Gelehrten begünſtigt ward. Von derſelben Univerſität gingen auch die erſten gediegenen hiſtoriſchen Zeitſchriften aus, das Göttingiſche Magazin der Wiſſenſchaften und Literatur von Lichtenberg und Forſter (1780 ff.) und das Göttingiſche hiſtoriſche Magazin von Spittler und Meiners (1787ff.). Als die franzöſiſchen Freiheitsideen zu zünden begannen, zog ſich die Göttinger Gelehrtenwelt von dem politiſchen Felde nach und nach zurück. Dagegen erweiterte ſich nach andern Seiten hin mehr und mehr der Kreis politiſcher Schriften und bildete, da auch das Zeitungsweſen eine andere Geſtalt erhielt, einen beſonderen Zweig der Literatur, der mit dem Umſchwung der Staatsverhältniſſe und mit der Größe der Weltereigniſſe mehr und mehr an Umfang und Bedeutung gewann. Publiciſtik und Politik.

Der Theologie haben wir bis dahin kaum gedacht, weil ſie den beſtimmenden Einfluß auf die Literatur, den ſie noch im vorhergehenden Abſchnitte gewiſſermaßen bewahrt hatte, verliert und faſt widerwillig in die Geſammtrichtung der Literatur hineingezogen wird. Seit Goeze im Kampfe mit Leſſing unterlegen war, wagte die Orthodoxie nicht mehr mit rigoriſtiſchen Verdammungsurtheilen ſich der Literaturbewegung entgegenzuſtellen. Auch die katholiſche Geiſtlichkeit entſchloß ſich zu einer milderen Praxis, als der Jeſuitenorden aufgehoben ward und Joſephs II. Reformen die Macht der Geiſtlichkeit ſchmälerten. Der Bibelglaube und die Lehrgebäude der Dogmatik waren im Tiefſten Theologie.

erſchüttert. Der Rationalismus des geſunden Menſchenverſtandes bot, wie ſchon Leſſing trotz ſeiner Angriffe auf die Orthodoxie mit energiſcher Schärfe hervorgehoben hatte, einen ſchlechten Erſatz, da es ihm an aller Wiſſenſchaftlichkeit mangelte. Erſt durch die an Kant's Kritik ſich anſchließende philoſophiſche Richtung erhielt der Rationalismus eine feſtere Grundlage und eine wiſſenſchaftliche Geſtalt, während zugleich die hiſtoriſche Theologie durch die bibliſche Philologie und durch kirchengeſchichtliche Unterſuchungen an Gründlichkeit gewann.

Geiſtliche Beredſamkeit.

Die geiſtliche Beredſamkeit verſchließt ſich nicht mehr der äſthetiſchen Fortbildung der deutſchen Proſaliteratur. Indem ſie ſich vorzugsweiſe auf dem Gebiete der Moral und Humanität in der Weiſe populärer Abhandlungen verbreitet und daher den populärphiloſophiſchen Schriften verwandt iſt, giebt ſie eine Reihe von Muſterſtücken geſchmackvoller Lehrproſa. Dieſe Gattung der geiſtlichen Rede erreichte ihre höchſte Ausbildung in Reinhard's Predigten (ſeit 1786), deſſen Vorbild auf lange Zeit den Charakter der deutſchen Kanzelberedſamkeit beſtimmt hat.

Somit giebt auch dieſer Zweig der Literatur den Beweis, daß am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts die claſſiſche Form der Proſa mit der Claſſicität der Poeſie Hand in Hand geht. Die Harmonie des geiſtigen Lebens, welche aus den Schöpfungen der großen Genien, die an dem Lichte jener Zeit herangereift waren, wie der Hauch eines höheren Daſeins uns entgegenweht, hat auch der ſtiliſtiſchen Form eine Einheit, Rundung und Anmuth verliehen, welche dem ſpätern Geſchlechte, ungeachtet der nach allen Seiten ſich erweiternden wiſſenſchaftlichen Forſchung, nicht mehr erreichbar war.

## Zweites Capitel.

### Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

#### 1. Bürger.

Gottfried August Bürger wurde in der ersten Stunde des Jahres 1748 zu Wollmerswende (im Fürstenthum Halberstadt), wo sein Vater Johann Gottfried Bürger seit 1742 Prediger war, geboren. Kräftigen Körpers wuchs er auf unter der ländlichen Jugend. An geistige Ausbildung ward wenig gedacht; auch traute man dem Knaben nur geringe Fähigkeiten zu. Bis in sein zehntes Jahr hatte er nichts als Lesen und Schreiben gelernt. Das Gesangbuch war ihm lieb geworden; er prägte viele Kirchenlieder seinem Gedächtnisse ein und soll in diesem Alter schon einige Reimversuche gemacht haben. Der Vater, welcher sehr bequemer Natur war, entschloß sich nur mit Widerstreben, sich mit dem Unterricht seines einzigen Sohnes zu befassen. Er begann endlich die Elemente des Lateinischen mit ihm vorzunehmen. Da er indeß keine raschen Fortschritte wahrnahm, so gab er ihn zu einem in der Nähe lebenden Hauslehrer, wo der Knabe neben vorgerückteren Mitschülern sich mit seinem lateinischen Pensum ebenfalls ohne Erfolg abmühte. Der Vater schickte ihn daher 1760 auf die Stadtschule zu Aschersleben, wo der Großvater mütterlicher Seite, Jacob Philipp Bauer, als „Hofesherr" lebte.

Nicht lange hielt er hier aus. Muthwillig wie er war,

hatte er Spottverſe auf den Haarbeutel eines Primaners gemacht und dadurch eine Aufregung unter den Schülern hervorgerufen, welche für ihn mit einer körperlichen Züchtigung endigte. Er ward deßhalb aus der Schule genommen und auf das Pädagogium zu Halle geſchickt, wo er mit ſeinem nachmaligen Freunde Göckingk in Verbindung kam. Knabenſtreiche und Versübungen waren ihm auch jetzt noch lieber, als regelmäßige Studien; doch faßte er leicht und machte den Schulcurſus ſo raſch durch, daß er ſchon 1764 auf die Univerſität zu Halle übergehen konnte, auf der auch der Vater ſeine akademiſchen Jahre zugebracht hatte.

Der junge Bürger ſollte dem Beiſpiele des Vaters folgen und ſich der Theologie widmen; doch zog ihn am meiſten die poetiſche Literatur des Alterthums an, für die ihn die ſchöngeiſtige Behandlungsweiſe des Profeſſor Klotz gewann; mit ihm trat er in vertrauten Verkehr. Sein erſter literariſcher Verſuch war eine (ungedruckte) Diſſertation über Lucan's Pharſalia. Seine poetiſchen Uebungen waren hauptſächlich Nachbildungen antiker Gedichte. Uebrigens war in ſeinen gelehrten Beſchäftigungen kein Plan. Die Zerſtreuungen des Studentenlebens wurden ſeinen Sitten verderblich und ließen den Ernſt der Studien nicht aufkommen. Aufgebracht über die nachtheiligen Berichte, rief der Großvater, der ſeit dem 1765 erfolgten Tode des Vaters ſein Vormund war, ihn nach Hauſe zurück. Bald beſänftigt, gab er, da von der theologiſchen Laufbahn ſeines Enkels nicht viel zu hoffen war, ſeine Zuſtimmung, daß er um Oſtern 1768 zu Göttingen das Studium der Rechte ergreife.

Bei den damaligen geringen Anforderungen an die Juriſten, die ohne die Bedrängniß eines Staatsexamens gar

leicht in eins der vielen Aemter und Aemtchen hineinſchlüpften, durch deſſen Geſchäfte man ſich mit einiger Gewandtheit und praktiſchen Routine hindurch half, war das Nothwendigſte leicht erlernt, und für Lieblingsbeſchäftigungen blieb ein freier Spielraum. Bürger ward daher mit den Pandekten bald fertig und verwandte die Zeit, welche ihm der zerſtreuende Umgang, in den er bald wieder gerieth, übrig ließ, auf neuere Sprachen und ſchönwiſſenſchaftliche Lectüre; ſie gab ſeinem Talente doch ſo viel Anregung und Nahrung, daß es ihn auch ſittlich nicht ganz ſinken ließ.

Da er aufs neue Schulden gemacht hatte, zog ſein Großvater die Hand von ihm ab; er war eine Zeitlang in einer Lage, „daß man ihn kennen und ſchätzen mußte, um ſich ſeinem Umgange nicht zu entziehen.“ Die erſten der uns erhaltenen Gedichte, noch der Gleim'ſchen Manier verwandt, fallen in dieſe Zeit, unter ihnen „die Nachtfeier der Venus,“ eine Bearbeitung des pervigilium Veneris, die als ein Meiſterſtück der Diction und rhythmiſchen Kunſt bewundert ward, beſonders als der Dichter ſie nachmals mit wiederholter Feile zu einem Probeſtück ſeiner poetiſchen Fertigkeit verarbeitete und darin die Sprache auf Jahrhunderte zu fixiren vermeinte. Selbſtſtändiger eröffnete er ſeine poetiſche Laufbahn mit dem Liede: „Herr Bacchus iſt ein braver Mann“ (1770).

Boie, der auf Bürger's Dichtertalent aufmerkſam geworden war, nahm ſich des Verlaſſenen an und wurde, beſonders nach Gotter's Abreiſe, ſein Freund und Leiter. Unter den Einflüſſen ſeiner Kritik, die vorzüglich auf Correctheit drang, bearbeitete Bürger „das Dörfchen“ (1771), in welchem er noch mit einem franzöſiſchen Originale wetteiferte, und die erſten Geſänge der Ilias in reimloſen Jamben. Die erſten Proben derſelben erſchienen in Klotz'

Bibliothek. Jedoch zog Boie seinen Freund von dem Verhältniß zu Klotz zurück und wünschte nicht, daß er durch diesen in die literarische Welt eingeführt werde. Der sittliche Einfluß des edeldenkenden Mannes war so groß, daß er Gleim, der ebenfalls auf den vielversprechenden jungen Dichter aufmerksam geworden war, die Versicherung geben konnte, daß Bürger jetzt untadelhaft lebe und er ihn aus seiner schlimmen Lage zu reißen bemüht sei. Dazu bot sich ihm bald eine Gelegenheit. Durch seinen Einfluß bei den Grafen von Uslar verschaffte er seinem Schützling die Stelle eines Justizbeamten im Gerichte Altengleichen bei Göttingen. Obwohl dem Musenjünger ein Amt, das mit manchen prosaischen Geschäften verbunden war, nicht sehr einladend erschien, so mußte ihm doch die Möglichkeit, aus seiner drückenden Lage erlöst zu werden, höchst willkommen sein. Der Großvater war sehr erfreut, den fast Aufgegebenen zu Amt und Würden gelangen zu sehen. Er bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden und reiste, als das neue Amt angetreten werden sollte, selbst hin, um die erforderliche Cautionssumme zu erlegen und ihn bei seiner Einrichtung zu unterstützen.

Die Befürchtung, daß die Beamtenstelle Bürger's poetisches Talent unterdrücken würde, ging nicht in Erfüllung. Gerade in den nächstfolgenden Jahren ward es auf die ihm gemäße Bahn geführt und auf seine Höhe gehoben. Es war die Zeit, wo er dem Göttinger Dichterbunde durch seine geistige Richtung wie durch die Bande der Freundschaft angehörte. In Gelliehausen, wo er damals wohnte, erhielt er häufige Besuche von seinen Freunden und kam auch oft zu ihren Zusammenkünften nach Göttingen. Entzündet von Percy's relics of ancient english poetry, welche sein Handbuch wurden, und Herder's Abhandlung

von Volksliedern, fühlte er in ſich die Kraft, in dieſem Sinne ein Volksdichter zu werden. „Welche Wonne," ſchrieb er 1773 an Boie, „als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volks und mithin der Natur, deutlicher und beſtimmt lehrte, was ich dunkel davon ſchon längſt gedacht und empfunden hatte." Der einige Jahre ſpäter von ihm verfaßte Aufſatz über Volkspoeſie iſt ein Nachhall der Herder'ſchen Begeiſterung. „Durch Popularität, mein' ich," heißt es dort, „ſoll die Poeſie das wieder werden, wozu ſie Gott erſchaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat, lebendiger Odem, der über aller Menſchen Herzen und Sinnen hinweht!.... Von der Muſe der Romanze und Ballade ganz allein mag unſer Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände hoffen." Indem er der alten Volkslieder gedenkt, fügt er hinzu: „In dieſer Abſicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberſchalle der Balladen und Gaſſenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnſtuben gelauſcht." In dieſen Worten liegt eine Hindeutung auf das Entſtehen ſeiner Lenore, des Höchſten, was ſeiner Muſe gewährt war. Er pflegte gern zu erzählen, wie er einſtmals im Mondſcheine ein Bauermädchen ſingen hörte:

„Der Mond der ſcheint ſo helle,
Die Todten reiten ſo ſchnelle:
Fein's Liebchen, graut dir nicht?"

Dieſe Worte machten ſolchen Eindruck auf ihn, daß er ſchnell einige Strophen ſeiner Lenore entwarf. Boie, dem er ſie mittheilte, war ſo davon ergriffen, daß er „ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war." Die Ausarbeitung dieſer Ballade, welche „Herder's Lehre einigermaßen entſprechen" ſollte, ihr erſter Eintritt in die Welt

erſcheint in Bürger's Briefwechſel als ein großes Ereigniß; es iſt die Haupt- und Staatsaction in Bürger's Leben. Eine Reihe von Briefen an Boie führt uns in die Werkſtatt des Dichters ein, in der er langſam und bedächtig, wie er pflegte, Strophe für Strophe ſchafft und jede einzelne Stelle mit der kritiſchen Wagſchale prüft. Goethe's Götz begeiſterte ihn während der Ausarbeitung ſo ſehr, daß er für ſeine Ballade drei neue Strophen dadurch gewann. Die erſte Vorleſung derſelben im Göttinger Freundeskreiſe ward gleichſam theatraliſch in Scene geſetzt; demgemäß mußte auch die Wirkung ſein. Als Bürger bei der Stelle „mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor zerſprengte Schloß und Riegel" mit ſeiner Reitpeitſche an die Thür des Zimmers ſchlug, ſprang der jüngere Graf Stolberg, wie von unwillkürlichem Schauder ergriffen, vom Stuhl auf. Wir lächeln über ſolche Dinge, wie über ſo viele Sentimentalitäten jener Zeit. Doch wie viel iſt uns bei unſrer Verſtändigkeit von jener Empfänglichkeit für echtpoetiſche Productionen abhanden gekommen! Bürger's Lenore wirkte, als ſie im Muſenalmanach abgedruckt war, durch ganz Deutſchland. Als er bald nach ihrem Erſcheinen eine Reiſe in ſeine Heimat machte, hatte er die Freude, in einer an ſein Schlafzimmer ſtoßenden Bauernſtube ſeine Dichtung vom Schulmeiſter unter dem Beifall der verſammelten Zuhörer vorleſen zu hören, für ihn das beſte Kennzeichen der Vortrefflichkeit.

Zu dem erhebenden Gefühl, ein Nationaldichter geworden und als ſolcher anerkannt zu ſein, geſellte ſich bald auch der Genuß einer angenehmen Häuslichkeit. Er verheirathete ſich im September 1774 mit Dorette Leonhart, einer Tochter des benachbarten hannoverſchen Beamten Leonhart zu Niedeck, mit dem er ſeit längerer Zeit, wo ihm

der Aufenthalt in Gelliehauſen verleidet wurde, befreundet war. Er bezog mit ſeiner jungen Gattin ein zu ſeiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus in dem zu ſeinem Gerichtsſprengel gehörigen Dorfe Wöllmershauſen. Wenn er in ſeiner nachmaligen „Selbſtſchilderung" die Worte gebraucht: „ſchon als ich vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendſten Leidenſchaft für die zweite [Auguſte], die damals noch ein Kind und kaum 14—15 Jahr alt war, im Herzen": ſo widerſpricht dem die Natur der Sache ſowie die ungeheuchelte warme Sprache ſeiner damaligen Briefe, die ihn als den glücklichſten Neuvermählten ſchildern. Er ſpricht gegen Gleim in den Ausdrücken der innigſten Zärtlichkeit von „dem Mädchen, das ihn zum ewigen Gefangenen gemacht habe." „Die Welt hat für mich .....: nur zwei Theile, den, wo ſie iſt, und den, wo ſie nicht iſt." Dazu ſtimmt, wenn er ihm am 5. Juli 1775 ſeine erſte Vaterfreude mit den Worten meldet: „Mein kleines Weib, das beſte, ſanfteſte, redlichſte Geſchöpf unter der Sonne, hat mir vor wenigen Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind ſind meine ganze und einzige Freude."

Sein poetiſches Talent war in friſcher Thätigkeit. Er überſetzte den erotiſchen Roman Anthia und Abrokomas aus dem Griechiſchen des Xenophon von Epheſus. Der erſte Druck iſt ſehr ſelten, da er vom Verfaſſer ſelbſt vernichtet wurde, doch iſt die Ueberſetzung in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen. Auch ſetzte er die jambiſche Bearbeitung der Ilias fort und erließ deßhalb eine öffentliche Ankündigung. An dem weimariſchen Muſenhof erregte dieſe eine ſo lebhafte Theilnahme, daß man auf Goethe's Veranſtaltung eine Summe von 65 Louis'dor zuſammenbrachte, um ſie Bürger als Geſchenk zu überſenden,

wofern er ſich entſchließen werde, dieſe Arbeit zu vollenden. Die Worte des ihm öffentlich gemachten Anerbietens waren die ſchönſte Anerkennung ſeines Talents. „Daß Bürger Dichter iſt" — heißt es in dem durch den Deutſchen Merkur veröffentlichten Aufſatze Goethe's — „ſind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen und innig lieben muß, als einer, der ſelbſt die größten epiſchen Anlagen hat, konnte man auch ſchon vermuthen; daß Homer's Welt wieder ganz in ihm auflebt, ..... ſieht man mit einem Blicke auf die Ueberſetzung ..... Darum wünſchen wir, er möge in guten Humor geſetzt werden, fortzufahren .... Denn es wird ſich nicht ſo leicht wiederfinden, daß ein Dichter von dem Gefühl ſo viel Liebe zu eines Andern Werke faſſen mag ..... Er fahre fort, mit Lieb' und Freude der Jugend ..... ſtrebe nach der goldenen, einfachen, lebendigen Beſtimmtheit des Originals, kurz, thue das Seinige." Die für ihn beſtimmte Summe erhielt er ſpäter als Geſchenk, obwohl die darin ausgeſprochene Bedingung nicht in Erfüllung ging. Bürger rückte mit ſeiner Arbeit nur langſam vor und ließ ſie mit dem ſechsten Geſange ganz fallen.

Erſt mit dem Jahre 1776 trat die für den häuslichen Frieden und die Harmonie ſeines Innern ſo unheilvolle Wendung ein, daß die aufblühenden Reize ſeiner Schwägerin Auguſte, welche er als Molly gefeiert hat, in ſeinem leicht entzündlichen Herzen eine Leidenſchaft anfachten, die zu unterdrücken ſein ſittliches Gefühl zu ſchwach war. Die Elegie „als Molly ſich losreißen wollte" fällt ſeiner Angabe nach in das Jahr 1776, obwohl ihre eigentliche Ausarbeitung unſtreitig einer ſpäteren Zeit angehört. Bürger gehörte zu denen, die, wie Werther, ihr Herz wie ein Kind halten. Genau ſo charakteriſirt er ſich ſelbſt: „Da ich zu

wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegenüberliegenden, von mir ſelbſt erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzuſtreben, ſo muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für Product eines unterſtützenden Temperaments halten.“ Aus ſeiner unſittlichen Liebesneigung ward endlich jene Doppelehe, die er mit den ſchonenden Worten ſchildert: „Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die Andere, ingeheim es wirklich zu ſein.“ Bürger geſteht indeß nicht die volle Wahrheit; es war eine Theilung; er war der Gemahl zweier Frauen. Molly gebar ihm fern von Göttingen einen Knaben, der bei einer Schweſter des Vaters erzogen ward.

In den nächſten Jahren traten noch manche andere Verdrießlichkeiten hinzu, die ihn ſehr mißmuthig machten. In ſeiner Amtsverwaltung hatte er wenig Freude. Seine Vermögensverhältniſſe waren durch mancherlei Unfälle zerrüttet, zum Theil auch durch die Schuld ſeiner Frau, die keine gute Wirthſchafterin war. Die Hoffnung, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters 1777 ihm in ſeinem Amte zu folgen, wurde aller Fürſprache ungeachtet nicht erfüllt. Freunde, die ſeinen Geiſt aufrichten und ſein poetiſches Talent hätten aufmuntern können, fehlten ihm jetzt. Göckingk jedoch hatte 1775 die alte Verbindung wieder erneut. Mit ihm verband er ſich 1778 zur Herausgabe des Göttinger Muſenalmanachs und rechtfertigte ſich gegen Voß, der ſich als rechtmäßigen Eigenthümer des Boie'ſchen Muſenalmanachs anſah, einfach durch die Hinweiſung auf

die Pflicht, für ſich und die Seinigen zu ſorgen. Gleichzeitig erſchien die erſte Sammlung ſeiner Gedichte. Die Erzählungen „die Weiber von Weinsberg," „das Lied vom braven Manne," „die Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorſt und Fräulein Gertrude von Hochburg," eine Nachbildung der engliſchen in Percy's Sammlung befindlichen Ballade The child of Elle, hatten den Ruf des Dichters der Lenore noch mehr befeſtigt. In der etwas übermüthigen Vorrede rechtfertigt er ſich wegen des Anlehnens an ausländiſche Originaldichtungen. „Man bilde ſich nicht ein," heißt es unter Anderm, „als ob ich in ſolchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile für Zeile verdolmetſcht hätte. Oefters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren geleſen; ſein Inhalt war meinem Gedächtniſſe gegenwärtig geblieben; dieſen ſtellte ich deutſch dar und gab ihm Bildung und Farbe aus meinem Vermögen."

Im Jahre 1780 ließ er ſich in eine unglückliche Speculation ein, indem er eine Pachtung zu Appenrode übernahm. Weder er noch ſeine Frau verſtanden ſich auf Landwirthſchaft. Er ſetzte den größten Theil der von ſeinem Schwiegervater ihm zugefallenen Erbſchaft dabei zu. Zu dieſem Verdruß kam noch eine Anklage wegen Vernachläſſigung ſeiner Amtsführung. Freilich war er nicht der ordentlichſte Geſchäftsmann, und einzelne Unregelmäßigkeiten ließen ſich nicht ableugnen; allein gegen die ihm gemachten ſchweren Beſchuldigungen der Vernachläſſigung der Rechtspflege und der Veruntreuung der ihm anvertrauten Gelder konnte er ſich mit dem Bewußtſein der Redlichkeit rechtfertigen. Er ſchloß ſeine Vertheidigungsſchrift mit den Worten: „Wegen ſolcher zum Theil grundloſen, zum Theil auf eine liebloſe Weiſe ins Ungeheuere

übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amtes für verlustig achten, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keineswegs dahin geht, mich etwa bei meinem Amte oder, welches manchem Unkundigen gleich viel däuchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewährt, ist für mich fast mehr für Verlust, als für Gewinn zu achten. Ich habe daher beschlossen, sobald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan sein wird, und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie [von Uslar] selber zu suchen."

Kurz zuvor, ehe dies zur Ausführung kam, starb zu Gelliehausen, wo Bürger sich den Sommer 1784 aufhielt, seine erste Frau am 30. Juli an der Schwindsucht. „Mehrere Monate," schreibt er, „sah ich sie täglich dahinsterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen." Er klagte sich nicht an, ihren frühen Tod verschuldet zu haben. „Ich konnte sie jederzeit auffordern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sei, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten."

Bürger vertraute seinen geistigen Fähigkeiten und wünschte sich als Docent an der Göttinger Universität eine Stellung zu erwerben, welche seiner Neigung entspräche. Heyne benahm sich freundlich gegen ihn und machte ihm Hoffnung, durch deutsche Sprache, Literatur, Philosophie zu etwas Einträglichem zu gelangen. Auch

Käſtner und Lichtenberg erleichterten ihm den Eintritt in die Facultät auf zuvorkommende Weiſe. Im Herbſte 1784 zog Bürger nach Göttingen und wurde in ſeinen Erwartungen nicht getäuſcht. Er hielt Vorleſungen über Aeſthetik und deutſchen Stil und ertheilte Privatunterricht, ſo daß er „ein hinlängliches Auskommen" fand. Da ſeine Geſundheit während des Winters etwas geſchwächt war, ſo gebrauchte er im Sommer 1785 eine Badekur in Pyrmont und Meinberg. Zuvor ließ er ſich mit ſeiner Molly-Auguſte in der Kirche zu Biſſendorf bei Hannover trauen.

Es war eine kurze glückliche Lebensepoche, die er mit allen Ausdrücken liebeglühender Beredſamkeit gefeiert hat. Alle Disharmonie und Sorge ſchien für immer verſchwunden zu ſein. Was er damals empfand, ſchildert ſein „hohes Lied von der Einzigen, in Geiſt und Herzen empfangen am Altare der Vermählung," dem er „das Meiſterſiegel der Vollendung" auf die Stirn drücken wollte, damit es „in ſeiner Herrlichkeit den Strom der Zeit ſtolz hinabſchwebe." Mehr als dieſe künſtlich zuſammengereihte Bilderfülle ſpräche es ein friſch vom Herzen geſungenes Lied aus, wie froh er ſich zu einem neuen Leben auferſtanden und von Wonnegenuß heiter umlächelt fühlte. Da Molly auch eine wirthſchaftliche Hausfrau war, ſo gewannen auch ſeine finanziellen Verhältniſſe eine befriedigende Geſtalt. „Als ich mit meiner Auguſte," ſo äußert er ſich in einem ſpäteren Bericht, „vierzehn Tage nach Michaelis hier einzog, hatten wir gerade noch ſechs Louisd'or übrig; denn ſo weit hatten wir uns für unſere häusliche Einrichtung ausgegeben. Mit dieſer Kleinigkeit reichten wir bis an Weihnacht, ohne Schulden zu machen. Wir hatten aber auch nur eine einzige Magd, lebten ſtill und häuslich bei

einander und befanden uns ungemein wohl. . . . . Ich bin überzeugt, daß ich mit ihr keine 400 Thaler jährlich gebraucht haben würde." Nur kurze Zeit ſollte ihm die höchſte Freude ſeines Daſeins gewährt ſein. Wie aus heiterer Luft traf ihn der ſchwere Schlag, unter dem ſeine Kraft faſt zuſammenbrach. Molly ward ihm im Anfang des Jahres 1786, zwei Wochen nach ihrer anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, durch den Tod entriſſen. Seine tiefgefühlten elegiſchen Sonette ſowie ſeine Briefe an vertraute Freunde laſſen uns einen Blick in die Tiefe ſeines Jammers thun. Wie ſehr er aller ſeiner Seelenſtärke beraubt war, iſt am rührendſten in dem Klagebrief an ſeinen Freund Boie vom 16. März 1786 ausgeſprochen, aus dem hier nur eine charakteriſtiſche Stelle mitgetheilt werden möge: „Niemand nehme ſich's heraus mir zu ſagen: Bürger, ſei ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich ſo etwas und noch ſo zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünſche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem ſo ſchön, ſo frühlingsmäßig blüheten, liegen ſie nicht alle zerſchmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geiſt und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. . . . . Man wälzt ſich ja freilich nach wie vor aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tauſendſte merkt es kaum, was und wieviel Einem fehlt. Aber . . . doch wozu noch viele Worte? — Hin iſt hin! verloren iſt verloren, das iſt die Hauptſumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünſche, wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufſtehen nach etwas noch ſtrebe, ſo geſchieht es um meiner Kinder willen. Wären dieſe nicht, ſo würde der ſehnende Wunſch, mich

je eher je lieber neben meine Entschlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlassen. Was sollte auch sonst der nackte, kahle, traurige Stab noch lange dastehen, nachdem die schöne, holde Rebe, die sich um ihn hinanschlang, herabgerissen ist?" Er lebte jetzt um so einsamer, als er sich auch genöthigt sah, seine Kinder in fremde Pflege zu geben.

Eine ernste geistige Beschäftigung konnte ihm jetzt die geeignetste Zerstreuung gewähren und das beste Heilmittel darbieten. Mit einer bei ihm seltenen Ausdauer arbeitete er sich in die Kantischen Schriften hinein, so daß er seit 1787 Vorlesungen über die kritische Philosophie hielt, die mit um so größerem Beifall aufgenommen wurden, als an der Universität Göttingen diese Seite der Wissenschaft nur sehr schwach vertreten war. Eben so wenig entzog er sich seinen poetischen Arbeiten; er bereitete eine neue Ausgabe seiner Gedichte mit großer Sorgfalt vor. Bei der funfzigjährigen Jubelfeier der Universität genoß er die Auszeichnung, das Fest durch seine Poesie zu verherrlichen; funfzig Jahre vorher hatte Haller's Muse die Georgia Augusta eingeweiht. Auch von der Regierung erhielt er ein Zeichen der Anerkennung, indem er 1789 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Zwar blieb er ohne Gehalt; indeß war um diese Zeit sein Einkommen bedeutend genug, um seinen Bedürfnissen zu genügen. In einem der nächsten Jahre berechnet er seine Jahreseinnahme auf 1200 Thaler.

„Ungewitter und Stürme des Lebens" — so klagt er in seiner vereinsamten Lage — „haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewüthet. O ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach sein könnte und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milderer Himmel gelächelt hätte.....

Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande.“ Das Liebebedürfniß, das ihm schon einmal verderblich geworden war, sollte, wie durch einen dämonischen Zug seines Geschicks, ihn nochmals dahin bringen, sich den Leidenskelch bis zum Rande zu füllen. Im Jahre 1789, wo die neue Ausgabe seiner Gedichte erschienen war, unter denen mehrere sein Liebesglück und den Schmerz des trostlosen Verlassenen schilderten, fand sich in dem Stuttgarter „Beobachter“ ein anonymes Gedicht, in welchem ein „Schwabenmädchen“ seine Liebe zu dem trauernden Dichter mit naiver Offenheit bekannte und das Anerbieten daran schloß, ihn durch ihre Hand wieder zu einem Glücklichen zu machen. Obwohl darin anfangs schwerlich eine ernste Absicht lag, so fühlte Bürger doch gleich den Pfeil im Herzen. Er wandte sich an Ehrmann, den Redacteur des Blattes, und dessen Frau, bat sie die Verfasserin zu ermitteln und ließ eine poetische Erwiderung bekannt machen. Als Einsenderin nannte sich Elise Hahn, welche mit ihrer verwittweten Mutter in Stuttgart lebte. Bürger hegte schon seit längerer Zeit den Wunsch sich wieder zu verheirathen und sah sich hin und wieder nach einer Gattin um, die für seine Kinder eine gute Mutter sein könne und durch herzliche Liebe ihm den Verlust seiner Molly einigermaßen ersetze. Jetzt schien eine wunderbare Fügung des Schicksals sie ihm zuzuführen. Ihm gefiel die romanhafte Einleitung des neuen Liebesverhältnisses. Es gewinnt für ihn durch das Geheimnißvolle an Interesse: „das Mädchen spukt ihm mehr und mehr im Herzen.“ Von der Frau Ehrmann zog er Nachrichten über ihre Persönlichkeit ein, wobei gleich von vorn herein der äußere Reiz nur allzusehr in Anschlag gebracht wurde. Wie aufrichtig übrigens sein Herz dabei war, davon zeugt die ihr

zugesandte Selbstschilderung, die „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will," mehr eine Selbstanklage seines Charakters, als eine Beschönigung, indem das Bild, das er von sich entwirft, keineswegs geschmeichelt ist. Er schildert sich fast als unliebenswürdig, obwohl Bürger bei Frauen sonst wohlgelitten war und sich rühmen konnte, manches weibliche Herz gewonnen zu haben. Wie feierlich-ernst ihm jedoch dabei zu Muthe war, sieht man aus den Schlußworten: „Elise, Elise, ich schließe mit einer theuern, feierlichen Beschwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige besorgt sein kann, als er ist, beschwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei sich fühlen, daß Sie sich mit voller Liebe in meine Arme werfen können. Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer eben dasselbe zu beobachten." Sie dagegen sprang über jedes Bedenken leicht hinweg; zärtliche Briefe wurden gewechselt; er erhielt ihr Bildniß, „das weder Tag noch Nacht von seiner Seite kommt." Zu Ostern 1790 reist er nach Stuttgart, und „Alles ist richtig!" Freunde hatten vergebens gewarnt. Als ihn Elisa von der Recke abmahnte, schrieb er ihr: „Poetisch-phantasiereich fing mein Liebeshandel an, aber ich hoffe, meine Ehe soll prosaisch glücklich sein." Im Herbst führte er sein Schwabenmädchen als seine Gattin nach Göttingen.

Den Honigmonaten folgte die Enttäuschung auf dem Fuße nach. Sie verschwendete rücksichtslos sein mühevoll erworbenes Einkommen, hielt mehrere Domestiken, die nach Belieben wirthschafteten, und schien nur für Aufwand und gesellschaftliche Vergnügungen Sinn zu haben. Der Sohn, den sie ihm gebar, Agathon genannt, wurde schnell von

der Mutter getrennt, um ſie nicht in ihren Genüſſen zu ſtören. Der ehrliche Bürger hatte noch keinen Zweifel an ihrer ehelichen Treue, obgleich ihre buhleriſchen Liebſchaften ſchon das allgemeine Stadtgeſpräch geworden waren. In zwei ausführlichen, eindringlichen Briefen (im November 1791) hielt er ihr die Verſchwendung und die Vernachläſſigung ihrer häuslichen und mütterlichen Pflichten vor. Heuchleriſch erwiderte ſie, ihre hohen Begriffe von ihm hätten ſich bei näherer Bekanntſchaft abgeſpannt; das Haus könne ſie bei ihrem luſtigen Temperamente nicht feſſeln; Liebe habe ſie nicht mehr für ihn, wolle aber von jetzt an ſeine Magd ſein und des Haushalts ſich annehmen. Das Verhältniß ſchien ſich ſeitdem freundlicher zu geſtalten; ſie pflegte ihn in ſeiner Krankheit und gewann ſein völliges Vertrauen wieder. Nicht lange darauf enthüllte ſich vor ſeinen Augen ihr ehebrecheriſches Verhältniß. Sie konnte das Geſtändniß der Wahrheit nicht zurückhalten und ſtellte einen Revers aus, daß ſie ſeiner als Gattin unwürdig ſei. Im Februar 1792 wurde die Ehe gerichtlich aufgelöſt, worauf ſie Göttingen verließ.

„Ich fürchte" — ſo ſchreibt er in dem ausführlichen Bericht (5.—12. Februar) über ſeine Leidensehe an die Schwiegermutter — „daß die großen Leiden dieſer Ehe den Samen des baldigen Todes in mir befruchtet haben. Sowohl am Leibe als an der Seele fühle ich mich mehr ermattet als jemals. Ich kannte nie Huſten und Bruſtbeklemmungen; jetzt kann ich beides nicht mehr los werden. Auch ſehe ich keine Freude des Lebens mehr vor mir." Eine Heiſerkeit ſtellte ſich ein, die ihn ſeitdem nicht wieder verließ. Seine Vermögungsumſtände waren durch die Verſchwendung ſeiner Frau völlig zerrüttet. Noch ein Jahr vorher konnte er in dem an ſie gerichteten Briefe ſchreiben:

„Seit sieben Jahren habe ich nunmehr ohne Besoldung, ohne Vermögen mit allen Ehren gelebt, und es hat mir nicht an der Nothdurft, ja nicht einmal an Wohlgenüssen gefehlt. Ich habe meine alten Schulden seitdem nicht vermehrt, sondern eher vermindert.“ Jetzt war er in Schulden und in Folge seiner körperlichen und geistigen Abspannung seine Thätigkeit, somit auch sein Einkommen verringert. Besonders drückte es ihn schwer, die versprochene Prachtausgabe seiner Gedichte, für die er die Pränumerationsgelder schon empfangen und in der Zeit der Noth verbraucht hatte, nicht mehr veranstalten zu können; er mußte es seinen Erben (denn einiges Besitzthum im Halberstädtischen war ihm noch geblieben) überlassen, diese Schuld zu tilgen. Aus einer Mittheilung Tieck's, der damals in Göttingen studirte, gewinnen wir ein treues Bild des Dichters, der um jene Zeit die schauerlichen Worte sang:

Lange schon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt;
Bald den Lebensmüden beigesellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

„Er war“ — so schildert ihn Tieck — „hager, bleich, zusammengefallen; der Kummer sprach aus seinen Zügen. Die Stimme hatte den Klang verloren, er konnte nicht mehr auslauten und sich nur mit Anstrengung verständlich machen; und doch sollte und mußte er sprechen. Hin und wieder pflegte er auszureiten. Es hatte etwas Gespenstisches, den bleichen Mann zu sehen, wenn er auf seinem steifen, magern Schimmel durch die Straßen von Göttingen trabte. Man mochte dabei an den Todtenritt denken, von dem er so ergreifend gedichtet hatte. Hin und wieder fiel ein Sonnenstrahl in sein umdüstertes Gemüth, wenn es gelang, ihn wider seinen Willen in den alten Kreis

guter Freunde hineinzuziehen, den er jetzt wie allen Umgang mit Menschen fast ängstlich vermied."

Er sah sich jetzt genöthigt, für Buchhändler ums tägliche Brod zu schreiben. Doch auch diese Arbeiten mußte er sich bald versagen. Die Brustbeschwerden belästigten ihn mehr und mehr und die Lungenschwindsucht nahm mit raschem Verlauf zu. Ein Geschenk der königlichen Regierung, das ihn wie die Hoffnung auf baldige Besoldung noch kurz vor seinem Ende erfreute, half dem drückendsten Mangel ab. Als er sich endlich die Gefahr, worin sein Leben schwebe, nicht mehr verbergen konnte, wünschte er sich nur noch einen leichten Tod. Dieser ward ihm gewährt. Am Abend des 8. Juni 1794 verging ihm die Sprache vollends, so daß die Worte, zu denen er den Mund noch öffnete, ihm auf der Lippe erstarben; mit einem letzten Hauch, der noch ein Ja zu sprechen schien, schied sanft das Leben von ihm.

Blicken wir von dem Grabe, in welchem ein durch viele Leiden gebrochenes Dichterherz Ruhe fand, auf den Gang seines kurzen Lebens zurück, so springen uns zunächst die Schwächen und Mißgriffe in die Augen, durch die es unglücklich ward. Der Sinnlichkeit und Erregbarkeit der Empfindung stand nicht die sittliche Stärke zur Seite, welche allein die Schritte neben den Abgründen am Wege sicher vorüberzuleiten vermag. Gleichwohl konnte er den Scheinheiligen gegenüber, die den Stein auf ihn warfen, mit offenem Gefühl antworten, wie er in seiner Selbstschilderung sagt, es sei so arg nicht, wie die Welt von ihm denke; er sei wohl unregelmäßig, aber nicht niedrig ausschweifend. Der härteste Vorwurf trifft seine Doppelehe. Im Uebrigen zierten seinen Charakter manche edle Eigenschaften, die sich auch in seinen Dichtungen nicht

verleugnen, ein hohes Maß von Biederkeit und Herzensgüte, Zutrauen und Mitgefühl. Den Ton des feineren Umgangs hatte er ſich nicht angeeignet; er behielt eine gewiſſe Unbeholfenheit und burſchikoſe Derbheit; allein er war ein warmfühlender Freund, dienſtfertig gegen jeden, der ſeine Theilnahme in Anſpruch nahm, ſogar wohlthätig, ſo wenig auch ſeine Vermögensumſtände ihm erlaubten, dieſem Triebe ſeines Herzens zu folgen. Fremd war er auch daher dem Neide und gerecht gegen fremdes Verdienſt; obwohl nicht ohne gerechtes Selbſtbewußtſein und keineswegs gleichgültig gegen Lob und Tadel, war er doch im Grunde der Seele beſcheiden.

Als Schiller's ſtrenges Urtheil in der Recenſion der Gedichte über ihn erging, wallte zwar im erſten Augenblick ſein Ehrgeiz auf, doch bereute er es bald, die Erwiderung „in einem zu gereizten Ton" abgefaßt zu haben; in einem erſt nach ſeinem Tode bekanntgewordenen Fragmente, das zur Einleitung einer Selbſtkritik dienen ſollte, geſtand er offen ein, daß ſein Beurtheiler nicht ganz im Unrecht ſei. „Meine Uebereilung" — äußert er darin — „geantwortet und vollends in einem Tone geantwortet zu haben, der den Recenſenten reizen mußte, das Unrecht, welches er mir nach meiner jetzigen Ueberzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, ſondern vielmehr zu verſtärken, kann ich nicht beſſer wieder gut machen, als wenn ich Alles, was der Recenſent im Namen der Kunſt wider mich und meine Werke zu haben vorgiebt, etwas umſtändlicher und auf ſolche Art erwäge, wie es ſich vor den Altären der Muſen und der Grazien geziemet. Das Ziel, welches ich mir dabei vorſetze, iſt nicht eben Sieg über meinen Gegner; denn ich geſtehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu thun habe, als ich bin."

Daß Bürger, wie man geneigt iſt anzunehmen, unter glücklicheren Lebensverhältniſſen ein größerer Dichter geworden wäre, iſt eine ungegründete Vermuthung, wie denn ſchon an und für ſich eine ſolche Frage eine ſehr müſſige iſt; denn der Dichter iſt eben Alles durch ſeine Individualität. Zu dem Ziele, das ihm erreichbar war, iſt er ſchon in ſeinen guten Tagen gelangt. Die Leidenſchaft für Molly hat ſein Talent nicht niedergedrückt, ſondern gerade die ſchönſten lyriſchen Blüthen hervorgerufen. Auf den Balladen beruht vornehmlich ſein Dichterruhm, vor allen auf der Lenore, welche zugleich den Anfang und die Höhe ſeines epiſchen Talents bezeichnet. Vieles verdankt er dabei den altengliſchen Vorbildern. Die ihm eigenthümliche Sphäre der Erzählung erkennen wir weit mehr in dem „Liede vom braven Mann," „Frau Magdalis," „der Kaiſer und der Abt." Es war daher kein innerer Widerſpruch, wenn er neben einer Lenore eine Frau Schnips und dergleichen dichtete. Die falſche Vorſtellung von der volksmäßigen Dichtung leitete ihn dabei irre. Zwar konnte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte von ſich ſagen: „Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, ſo habe ich dies ſchwerlich meinem Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. ſ. w., ſchwerlich dieſem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehaſcht, ſchwerlich dem Umſtande zu danken, daß ich ein Paar Volksmärchen in Verſe und Reime gebracht habe. Nein! dem unabläſſigen Beſtreben..... muß ich's zu verdanken haben, dem Beſtreben, daß dem Leſer ſogleich Alles unverſchleiert, blank und bar ohne Verwirrung in das Auge der Phantaſie ſpringe, was ich ihm anzuſchauen, daß Alles ſogleich die rechte Saite ſeiner Empfindungen treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben

wollen." Darauf entgegnete Schiller sehr treffend, daß Bürger sich nicht selten mit dem Volke vermische, zu dem er sich nur herablassen sollte, und, anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, es ihm oft gefalle, sich ihm gleich zu machen; das Verdienst des Volksdichters bestehe nicht darin, jede Volksclasse mit irgend einem ihr besonders genießbaren Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksclasse genug zu thun.

Wenn Bürger in der letzten Lebensperiode die volksmäßigen Weisen mit dem Schwunge idealer Poesie zu vertauschen bemüht war, so konnte er nur rhetorische Kunststücke liefern, zu denen auch das hohe Lied von der Einzigen zu zählen ist. Lieber hören wir ihn von Molly's Werth und seiner Trauer in der einfachen Sprache seiner Sonette reden, deren Form, die für weiche Empfindung sich ganz besonders eignet, von ihm wiedererweckt wurde.

August Wilhelm Schlegel hat sein dichterisches Verdienst am ausführlichsten gewürdigt; allein trotz der Pietät für seinen Lehrer und Freund trifft er mit dem Urtheil Schiller's, so sehr er diesen auch durch Seitenhiebe meistert, in der Hauptsache zusammen. Er faßt seine Kritik schließlich in die Worte zusammen: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfassender Phantasie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweise, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstande im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höheren lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringungen echter Volksdichter, dessen Kunststil, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hin-

dern, ſich ganz zu demſelben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit ſeltener Größe hat."

## 2. Hölty.

Wenn das Wort der Griechen Wahrheit iſt, daß der, den die Götter lieben, früh ſtirbt, ſo gehört mit manchen andern deutſchen Dichtern auch Hölty zu dieſen Glücklichen. Es iſt, als ob ſolche zartorganiſirte Naturen, welche im Frühling des Lebens, nachdem ſie kaum ſich zu entfalten angefangen haben, ſchon den Keim des Todes in ſich tragen und ſchnell dahinwelken, eben dazu beſtimmt ſind den reinſten Aether der Dichtung in ſich aufzunehmen und, gleichſam von irdiſchen Schranken minder beengt, die höhere geiſtige Welt lebendiger im ahnungsvollen Gemüth zu hegen. Die Geſchichte ihres Lebens iſt ein einzig Blatt, auf dem die Freuden der Kindheit und Jugend neben dem allmählichen Loslöſen von ihren Hoffnungen und dem ſchwermuthsvollen Vorgefühl baldiger Trennung von dem kaum erſt liebgewonnenen Daſein verzeichnet ſind. Als ein kleiner Erſatz wird ihnen die Gunſt zu Theil, mit den Zügen einer ewigen Jugend auf die Nachwelt überzugehen und als Jünglinge in ihrem Andenken fortzuleben.

Ludwig Heinrich Chriſtoph Hölty, in dem hannoverſchen Dorfe Marienſee am 21. Decemb. 1748 geboren, war, wie viele ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen, eines Predigers Sohn und wuchs in der Einfachheit und Stille beſchränkter ländlicher Verhältniſſe auf. Er war ein liebenswürdiges Kind und bis in ſein neuntes Jahr, wo ihn die Blatternkrankheit, die damalige Plage der Kinderjahre und der Ruin manches lieblichen Geſichts, etwas entſtellte, ein ſchöner Knabe. Die Mutter verlor er früh; ſie ſtarb 1757

an der Schwindſucht, deren Keim ſie auch auf den Sohn übertragen hatte. Der Vater, welcher viele gelehrte Kenntniſſe beſaß, auch mehrerer neueren Sprachen kundig war und, als Freund der ſchönen Literatur, der deutſchen Geſellſchaft zu Göttingen angehörte, übernahm den erſten Unterricht ſeines Sohnes. Es zeigte ſich bei dieſem bald ein ſolcher Lerntrieb, daß man für ſeine Geſundheit fürchtete und ihm das Licht entziehen mußte, damit er das nächtliche Arbeiten einſtelle. Deſſenungeachtet verlor er nicht den fröhlichen Sinn und die Theilnahme für die Reize der äußeren Welt. Sein Gefühl für die Schönheit der Natur und die unſchuldvollen Kinderfreuden äußerte ſich ſehr lebhaft und fing früh an, ſich in poetiſcher Form auszuſprechen.

Im Herbſte 1765 wurde er auf das Gymnaſium zu Celle geſchickt, wo ſein Oheim wohnte. Drei Jahre brachte er hier zu und beſchäftigte ſich nicht nur mit den herkömmlichen Schulſtudien, ſondern auch mit der engliſchen Literatur. Nachdem er einen Winter im elterlichen Hauſe zugebracht hatte, bezog er um Oſtern 1769 die Univerſität Göttingen, um Theologie zu ſtudiren. Während er ſich hierin die nöthigen Kenntniſſe erwarb, ließ er die ſchöne Literatur alter wie neuer Zeit nicht aus den Augen. Er erwarb ſich eine umfaſſende Kenntniß neuerer Sprachen; zu dem Franzöſiſchen und Engliſchen trat das Italieniſche, zuletzt auch das Spaniſche hinzu. Auch war er Mitglied des von Heyne geleiteten philologiſchen Seminars. Gleichgeſinnte und mitſtrebende Freunde fand er an Boie und Bürger; noch inniger ſchloß er ſich an Voß und Miller an und hing mit ganzer Wärme an dem poetiſchen Freundſchaftsbunde, den die Liebe zur deutſchen Poeſie geknüpft hatte. „Eben komme ich," ſchreibt er in einem Briefe vom

13. Dec. 1773, „aus der Verſammlung unſerer Freunde. Ich danke dem Himmel, daß er uns zuſammengeführt hat, und werde ihm danken, ſo lange Odem in mir iſt. Heilige Freundſchaft, wie ſehr haſt du mich beſeligt! Ich kannte keinen, konnte keinem mein Herz ausſchütten; du führteſt mir edle Seelen zu, die mir ſo viele ſüße Stunden gemacht haben und mir auch künftig alle Bitterkeiten des Lebens verſüßen werden.“ Dies vertraute Verhältniß veranlaßte ihn noch über die gewöhnliche Studienzeit in Göttingen zu bleiben. Um ſeinem Vater nicht zur Laſt zu fallen, fing er an für Geld zu unterrichten, wie er ſchon früher ſeinen Freunden Anleitung zu neuern Sprachen zu geben pflegte. Er gab eine Zeitlang täglich fünf Stunden, klagte jedoch hernach, er habe kaum für die Hälfte Bezahlung erhalten. Für den Druck überſetzte er Mehreres aus dem Engliſchen, einen Auszug aus der engliſchen Wochenſchrift „der Kenner,“ Hurd's Dialogen und den erſten Theil von Shaftesbury's Werken.

Seine Gedichte waren die ſchönſte Zierde des Göttinger Muſenalmanachs. Mit richtiger Selbſtbeurtheilung erkannte er, daß es vornehmlich die idylliſch-lyriſche Gattung ſei, die ſeinem Dichtertalent am meiſten zuſage. „Den größten Hang,“ äußert er in einem Briefe, „habe ich zur ländlichen Poeſie und zur ſüßen melancholiſchen Schwärmerei in Gedichten; an dieſen nimmt mein Herz den meiſten Antheil.“ Innerhalb dieſes Gebiets, wozu er den Beruf in ſich fühlte, machte er die ſtrengſten Anforderungen an ſich und ſtrebte nach dem höchſten Ziel. „Ich will kein Dichter ſein,“ fährt er in einem Briefe fort, „wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unſterblichkeit an der Stirn trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem

Paare geht, so soll keine Sylbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter ist ein Unding!" Er empfand zugleich lebhaft das wonnige Vorgefühl im Andenken der Nachwelt durch seine Lieder fortzuleben, was auch seine Gedichte manchmal in rührend-bescheidener Weise aussprechen.

„Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Brust,
Seufzt: du redlicher Jüngling!
Warum barg dich die Gruft so früh!"

In einem der wenigen uns aufbehaltenen Briefe finden wir die schöne Stelle: „Welch ein süßer Gedanke ist die Unsterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühseligkeiten des Lebens, wenn sie der Lohn ist! Es ist eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menschen hinauszublicken, welche uns lieben, sich in unsere Tage zurückwünschen, von uns zur Tugend entflammt werden."

Hölty's persönliche Erscheinung ließ das bedeutende Dichtertalent, das ihm verliehen war, kaum vermuthen. Die gebeugte, blasse Gestalt, die sich träge und linkisch bewegte, hatte beim ersten Anblick nichts Einnehmendes. Im Kreise von Unbekannten und in sich gekehrt, in seine Gefühlswelt versenkt, erschien er ohne Geist und Leben, fast mit der Miene der Einfalt. Doch im vertrautesten Kreise erwachte seine fröhliche, schalkhafte Laune, und ein treuherziges Lächeln belebte die bleichen Züge. Sein Sinn strebte nicht in die weite Welt, nicht nach den Genüssen des Wohllebens; seine Wünsche waren idyllisch wie seine Poesie. „Mein Hang zum Landleben," schrieb er im Frühling 1774, „ist so groß, daß ich es schwerlich übers Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir mein Herz.

Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wieſe mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte, iſt Alles, was ich auf dieſem Erdboden wünſche. Freunde brauche ich nicht mehr zu wünſchen, dieſe habe ich ſchon. Ihre Freundſchaft wird meine trüben Stunden aufheitern, meine frohen noch froher machen. Ich werde ihre Briefe und Werke an meiner Quelle, in meinem Walde leſen und mich der ſeligen Tage erinnern, da ich ihres Umgangs genoß.“ Ein Dichter von ſolcher idylliſchen Gefühlsſtimmung mußte Kleiſt's Frühling lieben. Er machte einen Entwurf, in gleicher Weiſe den Sommer zu beſingen; doch war das Zeitalter der beſchreibenden Poeſie vorüber, und Hölty unterließ die Ausführung.

Die Liebe hatte er nur in den erſten zarten Regungen der Empfindung kennen gelernt, doch nicht ohne Nachwirkung für ſeine lyriſche Dichtung. Die von ihm beſungene Laura war kurz vor ſeinem Abgange auf die Univerſität wie eine flüchtige Traumerſcheinung an ihm vorübergegangen. Da es ſich um ein Dichterleben handelt und die einzelnen Züge in ſeinen Gedichten wiederkehren, ſo müſſen wir ſeine kurze Schilderung hier einſchalten. „Laura iſt in der Stadt geboren und erzogen. Sie iſt die ſchönſte Perſon, die ich geſehen habe; ich habe mir kein Ideal liebenswürdiger bilden können; hat eine majeſtätiſche Länge und den vortrefflichſten Wuchs, ein ovalrundes Geſicht, blonde Haare, große blaue Augen, ein blühendes Colorit und Grazie und Anmuth in allen Mienen und Stellungen. Nie habe ich ein Frauenzimmer mit mehr Anſtand tanzen ſehen, und das Herz hat mir vor Wonne gezittert, wenn ich ſie ein deutſches oder welſches (ſie verſteht Italieniſch und Franzöſiſch) Lied ſingen hörte. Sie fand ein großes Vergnügen an Kleiſt's und Geßner's Schriften; ob ſie Klopſtock lieſt,

weiß ich nicht. Als ich sie kennen lernte, war sie bei ihrer Schwester, die in meinem Geburtsorte verheirathet war und im December 1768 starb. Es war ein schöner Maiabend, die Nachtigallen begannen zu schlagen und die Abenddämmerung anzubrechen. Sie ging durch einen Gang blühender Apfelbäume und war in die Farbe der Unschuld gekleidet. Rothe Bänder spielten an ihrem schönen Busen, und oft zitterte ein Abendsonnenblick durch die Blüthen und röthete ihr weißes Gewand und ihren schönen Busen. Was Wunder, daß so viele Reize einen tiefen Eindruck auf mich machten, den keine Entfernung auslöschen konnte. Einen Bogen würde ich anfüllen müssen, wenn ich alle verliebte Phantasieen und Thorheiten erzählen wollte, worauf ich verfiel. Nach einem Jahre kehrte sie wieder in die Stadt zurück. Man kann in einem Jahre manchen Göttertraum haben, manches Liebesgedicht machen. An beiden fehlte es nicht. . . . . Zweimal habe ich sie nach ihrer Verheirathung gesehen. . . . . Es ist Sünde sie ferner zu lieben. Meine Liebe ist auch so ziemlich verloschen; nur eine süße Erinnerung und ein süßes Herzklopfen, wenn mir ihr Bild vor Augen kommt, sind davon übrig. Doch habe ich noch oft den brennendsten Wunsch, sie einmal wiederzusehen." Das ist das ganze Liebesglück des holden Sängers der „Seligkeit der Liebenden!"

Von der Welt hat Hölty nicht viel gesehen. Im Herbst 1774 machte er in Miller's Begleitung einen Ausflug bis Leipzig. Von dem Wenigen, was uns über seine Reiseerlebnisse mitgetheilt wird, ist nur ein einzelner Moment von Interesse, wo uns die lyrische Erregbarkeit des schüchternen Dichters in lebendigen Zügen entgegentritt. „Zwischen Merseburg und Leipzig," so heißt es in seinem kurzen Bericht, wahrscheinlich in einem Briefe an Voß, „tranken

wir Kaffee in einer Schenke, vor deren Thür ein Phaeton mit zwei lieblichen Mädchen hielt. Die eine war vorzüglich schön und gefiel mir höchlich. Ich stellte mich dicht an die Thür, als sie abstieg und wieder einstieg, und verschlang ihre Reize. Sie kam einmal so nahe bei mir vorbei, daß mich ihr schöner Arm ein wenig berührte. Betrübt sah ich sie wegfahren. Ich freute mich, daß mein Herz noch fühlen konnte. Welch ein Himmel ist die Liebe! der ist ein Engel, der in diesem Himmel wohnen kann, der ein Verdammter, der nie einen Platz darin bekommt. Trotz meiner struppichten Locken hätte sie mich vielleicht angelächelt, wenn sie gewußt hätte, daß der berühmte Traumbilderdichter vor ihr stünde."

Nach diesen noch in der heitersten Laune durchlebten Reiseabenteuern trat für ihn die Zeit der Leiden ein. Im Spätherbst 1774 fing er an des Morgens Blut auszuwerfen. Anfangs achtete er es nicht und hielt es für die ungefährliche Folge eines früheren hartnäckigen Hustens, von dem ihm lange Zeit ein Stich in der Brust zurückgeblieben war. Voß drang in ihn einen Arzt zu befragen, dessen Trostesworte hinlänglich die Gefahr andeuteten, die sein Leben bedrohte. Sein Freund kannte bis dahin nur seine immer gleiche friedliche Miene; diesmal weinte er, als sie zurückgingen, bitterlich. Ein andermal sah ihn Voß weinen, als sein Freund eines Tages — es war im Jahre 1775 — mit verstörtem Gesicht, da er so eben den Tod seines Vaters erfahren hatte, zu ihm kam und auf die Frage: Wie geht's, Hölty? unter ausbrechenden Thränen ihm die Ursache seines Kummers meldete. Die „Elegie beim Grabe meines Vaters" ist der Ausdruck des liebevollen, durch religiösen Glauben verklärten Schmerzes.

Im Mai 1775 ging Hölty nach seinem heimatlichen

Dorfe zurück, um nach Zimmermann's Anweiſung ſeine geſtörte Geſundheit herzuſtellen. Er verhehlte ſich die Gefahr nicht, obgleich er die Hoffnung auf Geneſung nicht aufgab. Im Juli beſuchte er Voß auf acht Tage in Wandsbeck. Im Herbſt begab er ſich nach Hannover, um unter Zimmermann's Aufſicht eine kleine Nachkur, wie er an Voß ſchrieb, zu brauchen. Allein das Bruſtübel verſchlimmerte ſich nur mehr und mehr. Er litt an einem hartnäckigen Huſten, hatte immerwährende Beklemmungen und zuletzt faſt keinen Schlaf. In ſeinem letzten Briefe an Miller vom 4. Auguſt 1776 ſchrieb er: „Ich befinde mich dieſen Sommer ſehr ſchlecht. Faſt drei-Monate hindurch habe ich keine Nacht geſchlafen, immer ein ſchleichendes Fieber, Kopfweh und die heftigſten Bruſtbeklemmungen gehabt: Du kannſt leicht denken, wie mich das abmatten mußte. Ich trinke jetzt ſchon über vier Wochen den Brunnen und ſpüre gegenwärtig einige Beſſerung. Der goldne Schlaf kommt wieder; nur geben ſich die leidigen Bruſtbeklemmungen noch nicht.“ Der Troſt der Schwindſüchtigen verließ ihn auch jetzt noch nicht. Er hoffte noch ſeinen Voß wieder in Wandsbeck zu beſuchen und ſchloß den letzten Brief an ihn mit denſelben Worten, die ſeine letzten Worte an Miller waren: „Ich werde künftig gewiß ſehr oft an Dich ſchreiben.“ Seine Beſchäftigung während ſeiner Krankheitsleiden war noch die Sammlung und Ueberarbeitung ſeiner Gedichte, deren Herausgabe er ſeinen Freunden, Voß und dem Grafen Friedrich Stolberg, überlaſſen mußte. Er ſtarb am 1. Sept. 1776.

Hölty's Poeſie umſchreibt einen engen Kreis; es iſt die idylliſch-lyriſche Dichtung, in der er heimiſch iſt. Selten verläßt er ſie, um ſich auch in den ſcherzhaften Erzählungen zu verſuchen, die man für Romanzen oder Balladen ausgab, obgleich ſie im Grunde das Romantiſche nur traveſtiren. Adel-

stan und Röschen, Leander und Ismene gehören dieser Gattung an. Sie stammen aus den Jahren 1771 und 1772. Später verwarf sein richtiger Tact das zwitterhafte Genre. „Ich soll," schrieb er im Herbst 1773, „mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige; es werden aber sehr wenige sein. Mir kommt ein Balladensänger wie ein Harlekin oder ein Mensch mit einem Raritätenkasten vor." Man sieht aus diesen Worten, welche Vorstellung man damals noch von einer Ballade hatte.

Seine Lieder sind im schönsten Sinn des Worts populär, mehr als es Bürger mit seiner absichtsvollen Tendenz hat erreichen können. Auch jetzt noch sind seine Mailieder, „Aufmunterung zur Freude," sein „Ueb' immer Treu und Redlichkeit" im Volke lebendig geblieben. Die herzensreine Heiterkeit gewinnt um so höheren Reiz, je mehr das Gefühl der Flüchtigkeit alles Irdischen die elegischen Anklänge zwischen die Töne der Freude mischt. Nicht minder hat er den stolzen Rhythmus der antiken Ode durch die Wärme der Empfindung beseelt und auch in dieser Form Meisterstücke geliefert, welche den Vergleich mit den Oden dichtern ersten Ranges nicht zu scheuen haben. Lange Zeit hat er in der elegischen Dichtung als ein Muster vorangeleuchtet. Nicht nur bei Matthisson und Salis, den zunächst sich an ihn anschließenden Lyrikern, finden wir seine Weise wieder; er klingt bis auf Luise Brachmann und Ernst Schulze in der deutschen Lyrik nach, der Sänger der Natur und Unschuld, der Liebe und der sanften Melancholie.

---

### 3. Voß.

Es ist ein erhebender Anblick, den uns die Geschichte unserer Literatur mehrmals gewährt, wenn Männer von

Geist und Charakter sich aus ärmlichen Verhältnissen unter Hindernissen und Kämpfen zu der Höhe des Ruhmes emporarbeiten und durch ihre geistige Errungenschaft, durch die Macht einer gehaltvollen Persönlichkeit eine culturhistorische Bedeutung gewinnen, welche sie mehr ihrer rastlosen Selbstthätigkeit als der Gunst der Umstände verdanken. Voß' Leben war voll Mühe und Arbeit; aber weil sein Streben von dem ganzen Ernst eines energischen Charakters getragen wurde, war ihm die gehaltvolle Frucht nicht versagt. Wenige haben auf ihr Zeitalter eine so bedeutende und vielseitige Einwirkung ausgeübt, wie er. Im Folgenden können wir indeß den Werth seiner wissenschaftlichen Forschungen, seine Stellung in der Geschichte der classischen Alterthumskunde nur obenhin berühren. Wir richten unser Augenmerk insonders auf sein Verhältniß zu der deutschen Nationalliteratur, und da wir ihn hier auch als Dichter zu betrachten haben, auf die Anregungen, auf die Grundzüge, die seiner Poesie durch Eindrücke der Kindheit und Jugend, sowie in den engbegrenzten Kreisen seines nachmaligen Lebens und Wirkens gegeben wurden. Es ist kein Leben voll dichterischen Glanzes; aber der heitere Himmel der Poesie breitet sich auch über die idyllische Beschränktheit und streut auch dem traulichen, von der Liebe umschlungenen Familienherde ihre Blüthen.

Johann Heinrich Voß war am 20. Februar 1751 in dem mecklenburgischen Dorfe Sommersdorf (unweit Wahren) geboren, wo der Vater nach Ablauf einer Pachtung einen Winter hindurch sich aufhielt. Im nächsten Sommer zog dieser nach Penzlin, wo er Haus und Garten nebst der Gerechtigkeit des Bier- und Branntweinbrennens gekauft hatte. Er besaß einen gesunden Verstand und viel praktische Betriebsamkeit, überdies mehr als gewöhnliche Schul-

kenntniſſe, ſo daß er ſich durch die Gewandtheit ſeiner Feder einen nicht unbedeutenden Nebenerwerb zu verſchaffen wußte.

Dem Knaben, der bald der Eltern einziger Sohn war, da die Brüder ſchnell nach einander dahinſtarben, fehlte es nicht an Gelegenheit, ſeine frühentwickelte Wißbegierde, die durch ein vortreffliches Gedächtniß unterſtützt ward, zu befriedigen. In der Schule des Städtchens überwand er leicht die Elemente des Unterrichts und that ſich als gewandter Rechner hervor. Bibel und Geſangbuch wurden eingeprägt, und die Phantaſie auch mit den Märchen der Volksbücher und mit Gellertſchen Fabeln genährt. Seine zierliche Handſchrift gab ihm Gelegenheit ſich einen Sparpfennig zu erwerben. Auch der Unterricht in der Muſik kam hinzu, da ein Oheim Inſtrumentenmacher war. Obwohl ſchwächlichen Körpers, zeigte er ſich muthig zur Abwehr von Beleidigungen der Kameraden und war Anführer im Soldatenſpiel. Da er keine Luſt zu der Kramwirthſchaft zeigte, ſondern lieber bei den Büchern ſaß, ſo ließ man den Trieb zu den gelehrten Studien gewähren. Er lernte Lateiniſch bei dem Rector Struck, deſſen väterlicher Zucht er noch als Greis mit inniger Dankbarkeit gedenkt. Da der Vater auf den Rath des Ortsgeiſtlichen, der großen Antheil an dem fähigen Knaben nahm, den Entſchluß, Theologie zu ſtudiren, genehmigte, ſo wurde auch mit den Elementen des Griechiſchen und ſelbſt des Hebräiſchen, vornehmlich durch Privatfleiß, der Anfang gemacht.

Freilich waren die Ausſichten für die weitere Fortbildung des angehenden Gelehrten noch ſehr trübe. Der Vater war in den Jahren des ſiebenjährigen Krieges, deſſen Wirkungen ſich bis dorthin erſtreckten, in Armuth gerathen; das wenige Silberzeug mußte nach und nach verkauft werden; der Erwerb ſtockte, auch unter den Nachwehen des Krieges.

Dennoch hielt die Familie noch an dem Wunſche feſt, aus dem Sohne dereinſt einen Prediger werden zu ſehen; man brachte ihn daher im Frühling 1766 auf die höhere Lehranſtalt zu Neubrandenburg, wo er ſeiner vorzüglichen Sprachkenntniſſe halben in die oberſte Claſſe aufgenommen wurde.

Es waren unerquickliche Schuljahre. Nicht die Dürftigkeit drückte den ſtrebſamen Knaben ſo ſehr, wie der geiſtloſe Mechanismus des Unterrichts, den er meiſt von einem Schulrector erhielt, zu welchem er kein Herz faſſen konnte. Freitiſche gewährten ihm einige wohlthätige Einwohner; das Schulgeld mußte er zum Theil durch Unterricht in des Rectors Hauſe abverdienen; Privatunterricht in einigen Familien verſchaffte kleine Erſparniſſe, womit er den verarmten Vater unterſtützte. Wie dies von ſeiner ſittlichen Geſinnung Zeugniß giebt, ſo war es ein Zeichen ſeines aufſtrebenden Geiſtes, daß er eine Geſellſchaft von zwölf Primanern ſtiftete, in der die alten Sprachen getrieben wurden und nebenbei auch die Kenntniß der deutſchen Literatur Beachtung fand. Einer um den Andern mußte Lehrer ſein. Auf Nachläſſigkeit wurde eine Geldbuße geſetzt und das Strafgeld zum Ankauf deutſcher Dichter beſtimmt. Klopſtock, Geßner und Ramler wurden in hohen Ehren gehalten. Er machte einige poetiſche Verſuche, darunter auch Idyllen in Hexametern, und übertrug Horaziſche Oden und einige hundert Verſe der Theogonie.

Mit dem achtzehnten Jahre war Voß fähig, zur Univerſität überzugehen. Aber woher bei der Armuth der Eltern dazu die Mittel erhalten, auch bei den allerbeſcheidenſten Anſprüchen! Ein mecklenburgiſcher Gutsbeſitzer, von Oertzen zu Ankershagen, der von der vortrefflichen Schulbildung des Jünglings Kunde erhalten hatte, trug ihm eine

Hauslehrerstelle bei seinen Kindern an. Der schwere Entschluß mußte gefaßt werden. Voß hoffte von seinem spärlichen Gehalte, das auf 60 Thaler für das erste, und 70 für das zweite festgesetzt war (der Vorgänger, ein Candidat, hatte 80 Thaler erhalten), so viel zu ersparen, um sich den Besuch einer Universität möglich zu machen. Dennoch hielt er auch für seine Pflicht, den Vater zu unterstützen, der, bald völlig verarmt, 1771 Schulmeister ward.

Manche Demüthigungen mußte er in dem adligen Hause ertragen, manches bittere Gefühl in dem Busen schweigen heißen, wodurch sich einige Falten in sein Gemüth eindrückten, die es nicht wieder verlor. Eine Herzenserquickung gewährte ihm das Freundschaftsverhältniß zu einem jungen Geistlichen in der Nachbarschaft. Brückner, der schon als Student durch Herausgabe von Trauerspielen, welche selbst Lessing's Aufmerksamkeit auf sich zogen, seinen Sinn für schöne Literatur bekundet hatte, ward zum Prediger in Großen Vielen ernannt. Die Liebe, die sie damals für einander faßten, blieb sich bis in späte Jahre gleich und bewahrte die Zartheit jugendlicher Neigung. Voß diente auch sein geschicktes Clavierspiel bei vielen Familien zur Empfehlung, so daß er nicht von bildendem Umgang abgeschnitten war. Am meisten verschönten ihm die Dichter des Alterthums und die Beschäftigung mit poetischer Production die einsamen Stunden. Brückner's Urtheil war ihm eine Ermuthigung. Als er ihm einst ein neues Gedicht vorlas, erhielt er vom Freunde ein überraschendes Lob; als er darüber erröthete, sagte dieser: Nun nun! ich meine, was werden kann! und schloß ihn in die Arme.

Als Voß den Boie'schen Musenalmanach erhielt, fühlte er, daß er wohl ihm Stande sei, eben so gute Sachen

hervorzubringen; es drängte ihn mit seinen Versuchen an die Oeffentlichkeit zu treten. Am 8. Juli 1771 richtete er ein Schreiben an Käſtner in Göttingen, den er für den Herausgeber des Almanachs hielt, überſandte ihm dabei einige Gedichte, bat um ſein Urtheil und, wenn ſie Billigung fänden, um deren Aufnahme in den poetiſchen Almanach. Käſtner gab die Gedichte an Boie; beide ſchrieben an Voß freundlich und ermunternd und kamen dem von ihm ausgeſprochenen Wunſche, bald eine Univerſität beziehen zu können, mit ermuthigendem Zuſpruch entgegen. Voß erwiderte Boien bald darauf, daß er entſchloſſen ſei, mit dem nächſten Frühjahr aus den bisherigen Verhältniſſen zu ſcheiden, wenn er gleich während der beiden Hauslehrerjahre nicht mehr als 60 bis 80 Thaler habe erſparen können. Indeß war Boie in Göttingen und Hannover für ihn thätig, wußte bei einigen einflußreichen Männern, auch bei Heyne, Theilnahme für den hoffnungsvollen Jüngling zu erwecken und ihm die Ausſicht auf einen Freitiſch und andere Unterſtützung zu eröffnen. Im October 1771 ſchrieb er an Voß, er möge Oſtern nächſten Jahres nach Göttingen kommen; es werde ſich Hülfe finden.

Mit der erſparten kleinen Baarſchaft, die durch Geſchenke einiger wohlwollenden Freunde bis auf 130 Thaler vermehrt war, begab ſich Voß im Frühjahr 1772 getroſten Muthes nach Göttingen, langſam mit einer Frachtfuhre dem erſehnten Muſenſitz näher rückend. Da er fürs erſte noch an dem Studium der Theologie feſthielt, ſo hörte er im erſten Semeſter neben der Logik und Univerſalhiſtorie Vorleſungen über Dogmatik, denen er wenig Geſchmack abgewinnen konnte. Der Umgang mit Boie erheiterte ihm gleich den erſten Eintritt. „Mehr könnte," ſchreibt er an Brückner, „kein Vater für mich thun, als Herr Boie für

mich gethan hat. Einen freien Tiſch, freie Collegien, freie Stube, alles hab' ich durch ihn. Die Stube bezahlt er ſogar ſelbſt, und das Allerwenigſte wird jährlich 25 Thaler ausmachen." Durch ihn wurde er ſogleich mit Bürger, Miller, Hölty und den übrigen Jünglingen bekannt, die mit ihm den kleinen Dichterkreis bildeten. Durch Voß' Eintritt erhielt der Bund eine entſchiedenere ſittliche Tendenz. Der zwölfte September ward zur Bundesweihe. „Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich" — ſo erzählt Voß ſeinem Brückner — „gingen noch des Abends nach einem nahgelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der ſchönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und ſogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundſchaft unter dieſen heiligen Bäumen zu ſchwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten ſie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten ſo um den eingeſchloſſenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unſers Bundes an und verſprachen uns eine ewige Freundſchaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unſern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu dieſem Endzwecke die ſchon gewöhnliche Verſammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durchs Loos zum Aelteſten erwählt. Jeder ſoll Gedichte auf dieſen Abend machen und ihn jährlich begehen." Das enthuſiaſtiſche Gefühl ſteigerte ſich noch, als im Herbſt die Grafen Stolberg nach Göttingen kamen, ſie ſchloſſen Freundſchaft mit den Bundesbrüdern und baten um Aufnahme in ihren Verein. Indem Voß ſeinem Brückner die Scene ſchildert, wo er mit Friedrich Stolberg den Bund

ewiger Freundſchaft durch Umarmung und Handſchlag ſchließt, fährt er in der Schilderung des Dichterbundes fort: „Im Feuer, worin ich bin, darf ich wohl ein Bischen ſtolz ſein. Ich will's alſo auf den Bund ſein, der ohne mich nicht entſtanden wäre. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden geſtiftet. Sein Geſchmack war zu einſeitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und ſelbſt Boiens Geſchmack war zu franzöſiſch. Seit ich hier bin, iſt die feſteſte Freundſchaft geknüpft. Hahn, der feurige Hahn, darf frei ſingen, Hölty auch, und auch Boie iſt ſo deutſch, ſo glühend deutſch, daß es Klopſtock nicht mehr ſein kann."

Inzwiſchen hatte Voß der Theologie, zu der er nie eine aufrichtige Neigung empfunden hatte, völlig entſagt. Die Liebe zu der Poeſie, zu den Dichtern des Alterthums überwog alle andern Rückſichten. Er hörte philologiſche Vorleſungen bei Heyne, wurde Mitglied des philologiſchen Seminars und widmete ſeinen Privatfleiß dem Studium griechiſcher Dichter, in die er durch poetiſche Nachbildungen tiefer einzudringen ſuchte. Seine Mittheilungen der Ueberſetzungsverſuche Pindariſcher Hymnen veranlaßten Heyne zu Vorleſungen über Pindar, während deren er eine neue Ausgabe des lange vernachläſſigten Dichters beſorgte. Einige Pindariſche Geſänge ſchickte Voß auch an Herder. „Findet er meine Ueberſetzungsart gut," ſchreibt Voß an Brückner am 24. Februar 1773, „ſo denk' ich mit Gottes Hülfe den ganzen Pindar wenigſtens in zehn Jahren zu überſetzen. Nach meiner jetzigen Einſicht iſt es möglich, ihn eben ſo ſtark und kühn im Deutſchen zu liefern, als er im Griechiſchen iſt. Auch die Sprache müßte ungemein dabei gewinnen. Ich ſtudire deßwegen die Minneſänger und Luthers

Schriften, um die alte Nerve wieder zu bekommen, die die deutſche Sprache ehedem hatte und durch das verwünſchte Latein und Franzöſiſch ganz wieder verloren hat. Faſt alle Stammwörter ſind untergegangen. Durch eine Pindariſche Ueberſetzung müßten ſich die meiſten, wenigſtens die beſten, wiederherſtellen laſſen."

Es bildete ſich die Idee deutſcher Idyllendichtung beſtimmter aus. Er intereſſirte ſich für Volkslieder und forderte Brückner auf, in ſeiner Umgebung dergleichen Ueberreſte der Volkspoeſie zu ſammeln. Die Projecte für vaterländiſche Sprache gingen noch weiter. Mit Hölty und Miller las er altdeutſche Dichter, „auch mit Rückſicht auf ein allgemeines Wörterbuch für Deutſchland, worin alle Wörter, veraltete und unveraltete, ſo weit es ſich thun läßt, aus ihrer erſten Quelle abgeleitet und ihre immer veränderten Bedeutungen angezeigt und mit den noch übrigen Wörtern im Engliſchen, Plattdeutſchen und Schwäbiſchen verglichen werden ſollen." Er trieb damals Engliſch mit Boie und Hölty, mit letzterem auch Italieniſch; das Spaniſche wurde ſpäter hinzugefügt.

Es war eine ſchöne Lebensepoche, das zweite ſeiner akademiſchen Jahre. Die innigſte Freundſchaft und die zwangloſe Hingebung an eine geliebte Geiſtesbeſchäftigung hob das Herz weit über das Alltägliche empor, und kein Mißklang ſtörte die glückliche Harmonie der Seele. „Ach, mein liebſter Brückner," ſchreibt er am 2. Februar 1773, „wärſt Du bei uns, um Antheil an unſerem Glück zu nehmen! Ich fühle jetzt, daß Himmelsfreuden ohne leibliche Glückſeligkeit ſein können. Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes empfindet, und in der wechſelsweiſen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtſein, daß man ſeiner Rechtſchaffenheit halber

geliebt wird.“ Zu gleicher Zeit ward die Poeſie des erſten jugendlichen Liebesgefühls durch eine mit Boie's Schweſter Erneſtine ſeit dem Mai 1773 angeknüpfte Correſpondenz geweckt; obgleich ſie ſich noch nicht von Angeſicht geſehen hatten, redeten die Briefe bald ſchon die wärmere Sprache ſehnſüchtiger Neigung, die ſich auch in ſchwärmeriſchen Selma-Elegieen ausſprach.

Im Frühjahr 1774 beſchloß Voß die Pilgerfahrt nach Norden, um in Hamburg den verehrteſten deutſchen Dichter, deſſen Geburtstag der Bund als ein Freuden- und Weihefeſt begangen hatte, aufzuſuchen und in Flensburg ſein geliebtes Mädchen kennen zu lernen. Klopſtock empfing ihn ſehr herzlich; manche Stunde waren ſie zuſammen und tauſchten ihre Anſichten über deutſche Poeſie, über Sprache und Rhythmus aus. Er ſah bei ihm die letzten Bogen des eben beendigten erſten Bandes der Gelehrtenrepublik und erzitterte vor ſeinen Augen von freudiger Erregung, als er die Stelle fand, wo Klopſtock in geheimnißvoller Bardenſprache auf die Zukunft des jungen Dichterbundes hindeutet. Während des Hamburger Beſuchs machte Voß auch die Bekanntſchaft mit Bode, dem Ueberſetzer engliſcher Romane, und Matthias Claudius zu Wandsbeck.

In Flensburg verlebte er in der Boie'ſchen Familie anfangs ſehr glückliche Tage; da traf ihn ganz unerwartet eine Erſchütterung ſeiner Geſundheit, wodurch er mit einem plötzlichen Tode oder wenigſtens mit dem Schickſal ſeines Freundes Hölty bedroht ward. Wiederholtes Blutſpeien brachte ſein Leben in ſolche Gefahr, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Indeß erholte ſich ſeine gute Natur bald einigermaßen wieder. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt in Flensburg kehrte er über Lübeck nach Hamburg zurück. Daß die Wahl ſeines Herzens durch den Beſuch in

Flensburg entſchieden war und er der Erwiderung ſeiner Neigung gewiß ſein konnte, ſprechen die an Erneſtine gerichteten Briefe unverhüllt aus. Sie heißt „ſein geliebtes Mädchen," „ſein ſchlafender und wachender Traum," und von dem traulichen Du wird ſchon in erregten Briefſtellen Gebrauch gemacht. Von Lübeck aus ſchreibt er am 28. Mai an ſie: „Nach Flensburg ſtehen noch alle meine Gedanken; auch in Geſellſchaft und wenn ich mit Andern ſpreche, träumt mein Herz ſeinen ſüßen Flensburger Traum fort. Ich weiß mich nicht zu entſinnen, daß ich je ſo weichherzig geweſen bin. Der Abſchied iſt mir noch immer ſo lebhaft, daß ich, wenn ich ihm in der Einſamkeit nachdenke, heiße Thränen vergießen muß." Einige Wochen verweilte er darauf in Hamburg in ununterbrochenem Verkehr mit Klopſtock, Claudius und Ebert, der ſich damals in ſeiner Vaterſtadt aufhielt. Er ließ ſich in den Bund der Freimaurer aufnehmen.

In Göttingen langte er gegen Ende Juni wieder an. Das Bruſtübel war noch nicht ganz gewichen, doch hatte ſein Körper ſich geſtärkt; ſeine Geneſung ſchritt raſch fort, und er konnte ſich ſeinen Studien wieder hingeben. Während ſeiner Abweſenheit war er nebſt Hölty auf der Liſte des philologiſchen Seminars geſtrichen worden; es zeigten ſich ſchon die erſten Keime des Zerwürfniſſes mit Heyne, das nachmals in unerquicklicher Fehde vor den Augen des Publicums ausgefochten wurde. Da Miller und Hahn im Herbſt 1774 Göttingen verließen, ſo verlebte Voß einen einſamen Winter, zumal er durch die Rückſicht auf ſeine Geſundheit genöthigt war, meiſtens auf ſeinem Zimmer zu bleiben. Da ihm für die letzte Zeit ſeiner Univerſitätsſtudien keine namhaften Unterſtützungen zu Theil wurden, ſo erwarb er ſich das Nothwendige durch literariſche Arbeiten.

Er überſetzte Alembert's Verſuch über den Umgang der Gelehrten und Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die Belohnungen der Wiſſenſchaften, ſo wie Blackwell's damals geſchätztes Werk über Homer's Leben und Schriften. Mit dem folgenden Jahre trat ihm Boie die Herausgabe des Muſenalmanachs ab, deſſen Redaction der Verſorgung durch ein Amt gleich zu achten war.

Das Band, das ihn mit Erneſtine verknüpfte, war ſo feſt geworden, daß der Wunſch, ſie bald die Seinige nennen zu können, in ihm ſehr lebhaft geworden war. Der Gedanke an ſie weihte ihm den Eintritt in das neue Jahr. „Ich bin mit einer feierlichen Heiterkeit aufgeſtanden, habe alle meine Schickſale im vergangenen Jahre durchdacht und Gott gedankt, der mich ſo wunderbar und ſo gnädig geführt hat; ich habe geweint und neue heftige Entſchlüſſe für Tugend und Vaterland gefaßt. Was kann ich nun eher thun, als mich mit dir, mein Alles nach Gott und Vaterland, zu unterhalten! Durch dich, einzig durch dich iſt mir dies ſtürmiſche Jahr mit allen ſeinen Thränen, mit allen ſeinen Todesſchrecken ein Sabbath Gottes, und alle Freuden der vorhergehenden Jahre, da ich dich noch nicht kannte, ſind Spreu gegen eine Thräne, die das ſelige Gefühl deiner Liebe meinem Herzen entpreßte!" Mit dieſen Worten, die uns auch in anderer Hinſicht zu Voß' Charakteriſtik dienen, begrüßt er die Geliebte am Neujahrsmorgen 1775. Wir verbinden damit das köſtliche Geſtändniß ſeiner Seelenhingebung, welches er in einem ſeiner letzten Briefe ſeinem Brückner macht. Es mag auch denen gegenüber, welche Voß nur eine derbe, proſaiſche Natur zugeſtehen möchten, ein Beweis ſein, wie ſehr ſein Herz den zarteſten und edelſten Empfindungen zugänglich war. „Da haſt du" — ſchreibt er am 20. März 1775 an

Brückner — „einen Brief von dem herrlichſten Mädchen, das jemals die Sonne geſehen hat. Du liebſt doch deinen Freund? Zittre vor Freuden, daß ich von dieſem Mädchen geliebt, ſo von ganzer Seele geliebt werde! Du ſtellteſt dir ein ſolches Mädchen nur in Träumen der Dichtkunſt vor, ſagſt du? Du mußt beſſer träumen können als ich. Das reizendſte Ideal, das mein Geiſt in den Stunden der Weihe ſah, iſt nur ein Schatten von den Vollkommenheiten, die ich in Erneſtinen fand. Denk' nicht, daß der Liebhaber ſpricht. Selbſt im Taumel der Liebe giebt es kühlere Augenblicke, wo man urtheilen kann. Aber Urtheil und Empfindung bleibt Eins und ſtrömt gleich ſtark in dem Flammenmeere der Liebe ..... Wie oft hat ſie mich Kleinmüthigen durch ihre Standhaftigkeit und durch ihr Vertrauen auf Gottes Fügung beſchämt! Wie oft hat ſie mich an den Tod erinnert und mich mit ihrer ewigen, ungehinderten Liebe jenſeit des Grabes aufgerichtet! Wie ſorgfältig hat ſie mir ihre Thränen verborgen, ſie, die meinetwegen ihre Röthe verloren, tiefſinnig geworden und eine Ohnmacht gehabt hat! Lange hinterher erfuhr ich dies erſt, und daß dies ihr größter Kummer wäre, daß ich, ohne ſie, vielleicht glücklich und zufrieden hätte leben können. Und bei ſo außerordentlicher Seele ſo ganz Natur und Grazientanz und ſelbſt ſo unbekannt mit dem, was ſie hat, und was, ſtill wie die Gottheit, allmächtig unſre Seelen zur Höhe des Seraphs emporhebt! Ach Brückner, wenn ich auch früher ſtürbe, ehe wir unzertrennlich verbunden würden, ich wäre doch einer der ſeligſten Liebenden geweſen. Eine Thräne um ſie iſt mehr werth als alles, was die Welt ſonſt hat! Ach, und ihre Thränen um mich!"

Um Oſtern 1775 verließ Voß die Univerſität Göttingen, um von Hamburg aus, als dem geeigneteren Platze des

buchhändleriſchen Verkehrs, die Herausgabe des Muſenalmanachs zu beſorgen. Der frühere Göttinger Verleger glaubte indeß ein nicht geringeres Anrecht zu haben; es entſtand für Voß eine verdrießliche Concurrenz, da Bürger die Redaction übernahm, anfangs in Verbindung mit Göckingk, der ſeit 1778 ſich mit Voß vereinigte. Um dem Göttinger Almanach wirkſamer entgegentreten zu können, ließ Voß den erſten Jahrgang (für 1776) bei Berenberg in Lauenburg erſcheinen, da dieſer als Herausgeber des Lauenburger Taſchenkalenders ein Privilegium für das ganze hannoveriſche Land genoß. Das Intereſſe für lyriſche Poeſie war damals ſo friſch und lebhaft, daß der Herausgeber auf eine Durchſchnittseinnahme von 500 Thalern rechnen durfte.

Nachdem Voß einige Wochen in Hamburg im Verkehr mit Klopſtock, den Grafen Stolberg und andern Freunden ſich glücklich gefühlt hatte, nahm er ſeine Wohnung in Wandsbeck, wo ihm die Familie Claudius durch traulichen Umgang den angenehmſten Aufenthalt bereitete. Bald darauf eröffnete ſich ihm die Ausſicht, in ſeinem Vaterlande ein Amt zu erhalten; das Rectorat in Neubrandenburg wurde erledigt. Dadurch war er veranlaßt, die Reiſe nach Mecklenburg, die er des Almanachs wegen noch verſchoben hatte, zu beſchleunigen. Seine Briefe aus der Heimat führen uns zu einer Reihe idylliſcher Scenen, für die ſein Sinn ſtets offen war. Mit pochendem Herzen fuhr er in den Pfarrhof von Großen Vielen ein, wo er ſeinen Brückner überraſchte. Die alten Eltern wurden herbeigeholt, und die Wonne des Wiederſehens war „eine Scene, die nur empfunden werden kann.“ Dann beſuchte er Ankershagen, „wo er die traurigſten Jahre gelebt hatte,“ auch hier freundlich empfangen, ſowie das Elternhaus in Penzlin. „Das war eine Freude,“ ſchreibt er am 8. Juli

an Erneſtine, „alle Scenen meiner Kindheit wiederzuſehen, den Garten, wo ich ehedem die ſchönen Pflaumen abſchüttelte, den Anger, wo ich Ball ſpielte, und den Mühlenteich, wo ich einmal ruderte und mit dem Kahn umwippte, als ich einen grünen Froſch erhaſchen wollte. Mein alter Oheim weinte, als er mich ſah; aber reden konnte ich nicht mit ihm, weil er beinahe ganz taub iſt. Wenn ich auf der Straße ging, kamen alle Nachbarn und Bekannten vor die Thür und hießen mich freundlich willkommen und flüſterten dann unter ſich, wie ich weiter ging, über den artigen jungen Menſchen, den ſie als einen kleinen Jungen gekannt hätten, und der ſo beſcheiden und ſo gelehrt wäre.“ Eine gleiche Liebe fand Voß bei ſeinem Beſuche in Neubrandenburg; doch wurde ihm die Stelle, um die er ſich bemühte, nicht zu Theil, hauptſächlich weil ſeine Verſuche „die Unterdrückung des wichtigſten Standes im Staate zu hemmen,“ nämlich die beiden Göttinger Idyllen „die Leibeigenen“ und „die Freigelaſſenen,“ ihn bei dem Adel mißliebig gemacht hatten; ein andermal deutet er an, daß ſeine religiöſen Anſichten Bedenken erregt hätten; „ich lernte bei der Gelegenheit, daß ſelbſt die niederträchtigſten von den gewöhnlichen Bewerbungen für mich fruchtlos ſein würden.“

Im Herbſt reiſte er nach Flensburg und genoß die Freuden des Wiederſehens ſeiner Verlobten. Sie wurden etwas dadurch getrübt, daß er ſie nicht ſo heiter fand wie früher, indem die Sorge um die Zukunft einen Schatten auf das Glück der Gegenwart warf. Die Geſundheit ihres Vaters war ſo geſchwächt, daß ein baldiges Ende zu fürchten war; Voß ſah ihn bei dieſem Beſuche zum letzten Mal.

Er hatte ſich überzeugen können, daß die Familie ſeiner Braut einer Heirath ohne Amt und Beſoldung durchaus abgeneigt ſei. Es lag ihm daher ſehr daran, dies zu erhalten. Zu-

nächst entschloß er sich zu einem Gesuch an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der sich vor kurzem gegen Klopstock als liberalen Freund deutscher Poesie erwiesen hatte. Es war nicht eine Bewerbung um ein Lehramt, obschon er „im Fache der alten Literatur zu brauchen" wäre; denn er fürchtet, „daß seine dichterischen Talente, die er als einen Ruf der Vorsicht betrachte, durch ein Lehramt zu viel von ihrem Feuer verlieren würden"; sondern er hofft als Idyllendichter des freisinnigen Fürsten Gunst sich zu verschaffen. „Man hielt ehedem Hofpoeten," heißt es in dem etwas seltsamen, höchst charakteristischen Bittschreiben vom 20. December 1775; — „gewiß einen besseren Erfolg verspricht die jetzige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben die Sitten des Volks zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesanges auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und regeres Gefühl seiner Würde beizubringen. . . . . Ich halte mich verbunden, Ihrer Durchlaucht eine Probe meiner etwaigen Anlage zu dergleichen Volksgedichten, die in neuern Zeiten durch ein Mißverständniß der Theokritischen Sitten in nüchterne arkadische Eklogen ausgeartet waren, unterthänigst zu überreichen. Durch Hülfe meiner Freunde getraute ich mir in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Außer einer freien Wohnung in der Gegend, wo ich die Sitten des Landes am besten überschauen könnte (etwa in einem Dorfe um Karlsruh?), brauchte ich nur so viel, als zum mäßigen Haushalt in einem so wohlfeilen Lande hinreichte, wobei sich fürs erste immer etwas auf den Musen-

almanach rechnen ließe.“ Dieſes Geſuch war eben ſo wenig von Erfolg als die ein Jahr ſpätere Bewerbung um ein Conrectorat in Hamburg, bei der er Goeze und deſſen Partei gegen ſich hatte, ungeachtet ſie von einer Empfehlung Heyne's unterſtützt ward.

Inzwiſchen war Vater Boie im Frühjahr 1776 geſtorben. Die Familie blieb in ſehr beſchränkten Umſtänden zurück; da überdies Erneſtinens Gemüthszuſtand und ſelbſt ihre Geſundheit durch das Verhältniß zu einer launenhaften Mutter litt, ſo war Voß entſchloſſen, Erneſtine baldigſt als ſeine Gattin heimzuführen, wenn es ihm gelänge, das Widerſtreben der Mutter zu überwinden; ſein Freund Boie ſtand ihm dabei zur Seite, auch Klopſtock ließ ſich von Erneſtine zu einem beruhigenden Schreiben an die Mutter bewegen. Stolberg ſchenkte ihm ſeine Ueberſetzung der Ilias, ſo daß von dem Honorar die Koſten der erſten häuslichen Einrichtung beſtritten werden konnten; die Einnahme des Muſenalmanachs ſchien „gewiſſer als alle Profeſſionen und manche Aemter.“ Dennoch hatte Voß noch einen ſchweren Kampf zu beſtehen, als er im April 1777 nach Flensburg kam. Wochen vergingen in Familienverhandlungen, bis endlich die Mutter zur Nachgiebigkeit gegen die Wünſche ihrer Kinder bewogen ward und ihre Einwilligung gab. Das Hochzeitsfeſt ward im Juni in einfachſter Weiſe gefeiert. Er flocht ſelbſt der Braut den Kranz ins Haar. Wenige Tage darauf reiſten ſie nach Wandsbeck ab.

Beglückt im langerſehnten Beſitz, fühlten ſie keine Beſchwerde, wenn auch ihre Wirthſchaft ſehr beſchränkt und ihre Einnahme gering war. In der gemietheten Wohnung waren ſie den erſten Sommer über auf ein einziges Kämmerchen beſchränkt; ſie wohnten — und doch „ſehr behaglich“ —

in einem kleinen bretternen Gartenhauſe. Gegen Anfang Septembers machten ſie ſich auf die Reiſe in die mecklenburgiſche Heimat. Wir treten vor das idylliſche Bild, das „der ſiebzigſte Geburtstag" vor uns entfaltet. Die Kräfte des alten Schulmeiſters hatten in den letzten Jahren ſehr abgenommen; aber der Anblick der geliebten Schwiegertochter gab ihm eine jugendliche Heiterkeit wieder; er äußerte, daß er Gott für nichts ſo ſehr danke, als daß er ihn die Freude hätte erleben laſſen, ſeine Schwiegertochter zu ſehen. „Es war ſehr rührend," ſchreibt Voß in einem Briefe vom 4. September, „wie die Eltern geſtern alle ihre Schätze aufboten, um uns einmal recht ſtattlich zu bewirthen. Meine Mutter war durchaus nicht zu bewegen, mit am Tiſche zu ſitzen, ſondern richtete draußen in der Küche zu und kam dann nur zuweilen hereingelaufen, mit einem Geſichte, worin die ganze Zärtlichkeit ihres heftigen Mutterherzens ausgedrückt war, und überſah ihre Kinder. Ach, es muß unausſprechliche Wolluſt ſein, Freude an ſeinen Kindern zu erleben! aber es iſt gewiß nicht weniger entzückend, die Freude ſeiner Eltern zu ſein." Wie in Penzlin, war es auch in Neubrandenburg für Voß eine hohe Freude, ſeiner jungen Frau alle die ihm durch die Erinnerung an ſeine Kindheit theuren Plätze zu zeigen; er führte ſie zu Allen, die ihm den dortigen Aufenthalt durch Freundlichkeiten und Wohlthaten erleichtert hatten. Das junge Paar blieb mehrere Wochen in dem Pfarrhauſe zu Großen Vielen, wo Voß ſich auf Brückner's Studirſtube wohnlich einrichtete und den Genuß herzlichen Umgangs und heiterer Ausflüge in die Umgegend mit geiſtiger Beſchäftigung abwechſeln ließ.

Gegen Ende Octobers trat er mit ſeiner Frau die Rückreiſe nach Wandsbeck an. Die letzte Bitte des alten

Vaters beim wehmüthigen Abſchied war, nächſtes Jahr wiederzukommen. Doch ſie ſahen ſich zum letztenmal; der Vater ſtarb im Sommer des folgenden Jahres. Voß hatte das Bewußtſein, trotz eigner Dürftigkeit redlich die Pflicht des Sohnes erfüllt zu haben. Noch bei dem letzten Beſuch hatte er darauf gedrungen, daß der Vater, um ſeine Geſundheit zu pflegen, ſich der anſtrengenden Arbeit enthalte. Um dieſe Erleichterung möglich zu machen, beſtimmte er aus ſeinen geringen Mitteln vierteljährlich einen Louisd'or mit dem Verſprechen, ſobald er in eine beſſere Lage komme, mehr geben zu wollen. Zugleich ſtellte er eine rechtsgültige Schrift aus, worin er ſeine Anſprüche auf den Nachlaß des Vaters an ſeine Mutter und ſeine Schweſter — ſie erreichte nur ihr vierundzwanzigſtes Jahr — abtrat.

In Wandsbeck fanden die glücklichen Gatten neue Beſchäftigung mit der Einrichtung einer bequemeren, etwas geräumigeren Wohnung. Den Garten mit eigener Hand zu beſtellen, war für Voß die angenehmſte Erholung von der geiſtigen Arbeit. Die häuslichen Freuden wurden im Sommer 1778 noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht, dem er ſeines Freundes Stolberg Namen Friedrich Leopold gab. „Der Himmel gebe," ſchreibt er an Gleim, „daß er mit dem Namen etwas von ſeinem Geiſte erbe." Zugleich erheiterte ihm der Umgang mit vielen trefflichen Männern manche Stunde; Claudius, immer herzlich und offen, war ganz in der Nähe; Hensler, damals Arzt in Altona, ein vielſeitig gebildeter, edelgeſinnter Mann, ward Freund des Hauſes. Klopſtock kam oft nach Wandsbeck; er hatte eine beſondere Freude daran, wenn ihm die junge Frau eine Pfeife Taback ſtopfen und anzünden konnte. Das alles waren Verhältniſſe, über welche die glückliche

Genügſamkeit und ländliche Sitteneinfalt den Reiz der Poeſie verbreitete.

Was Voß als Dichter geworden iſt, erreichte er in der heitern Muße von Wandsbeck. Hier entfaltete ſich die Lyrik ſeines Gemüths und das Beſte ſeiner idylliſchen Dichtung. Die Idyllen die Bleicherin, das Ständchen, der Rieſenhügel, die büßenden Jungfrauen und der Abendſchmaus, ſo wie die Idyllen in niederſächſiſcher Mundart de Winterawend und de Geldhapers wurden in den Jahren 1777 und 1778 verfaßt. Damals wurde ſchon der Plan zur Luiſe entworfen, welche das Glück der jungen Liebe und die Genüſſe ländlicher Natur zu ſchildern beſtimmt war. „Das Edelſte" — ſo heißt es in Erneſtinens Mittheilungen, „was er in ſich fühlte, wollte er in den Familienkreis ſeines Pfarrers von Grünau legen, in ihm ſelbſt ſein Ideal eines Landpfarrers geben. Auch der ſiebzigſte Geburtstag war nach ſeiner erſten Anlage für die Luiſe beſtimmt. Die Luiſe ſollte in allen Lebensverhältniſſen dargeſtellt werden, auch als Kind und im erſten Aufkeimen ihrer Liebe." Man ſieht, daß kein epiſcher Plan entworfen wurde, ſondern daß es der Dichter nur auf ein Aneinanderreihen idylliſcher Scenen abgeſehen hatte.

Seine Studien betrafen die Literatur des Alterthums; doch ſtand damals noch der Philolog hinter dem Dichter zurück. Mehrere Jahre beſchäftigte ihn der Plan, der Ueberſetzer des Pindar zu werden. Als Probe erſchien „Pindars erſter pythiſcher Chor" 1777 im deutſchen Muſeum. Allein der kühne Flug des griechiſchen Hymnendichters traf mit Voß' poetiſcher Richtung nicht zuſammen. Die erſte Anregung zur Ueberſetzung der Odyſſee ging von Klopſtock aus, der die Homeriſchen Bruchſtücke, welche er in den zweiten Theil der Gelehrtenrepublik aufzunehmen

gedachte, von Stolberg und Voß metrisch übertragen lassen wollte. Im März 1777, wo Voß erst 400 Verse übersetzt hatte, war es ihm bloß „wahrscheinlich," daß er die ganze Odyssee verdeutschen werde. Es lag jedoch diese Arbeit so sehr innerhalb der Sphäre seiner idyllischen Dichtung, daß sie gar bald seine Lieblingsbeschäftigung ward. Selbst am Morgen des Hochzeitstages verloren die Homerischen Hexameter für ihn ihre Anziehungskraft nicht. Ein Jahr später war er schon bis zum siebenzehnten Gesange vorgerückt; die erste Probe, den vierzehnten Gesang, brachte 1779 der Wieland'sche Merkur. Und bei dieser epochemachenden Homerübersetzung — welch eine idyllische Einfachheit im gelehrten Hausgeräth! Die Barnesische Ausgabe der Odyssee, die einzige, die ihm bei der Uebersetzung zur Hand war, lieh ihm ein Hamburger Freund; die Ilias fehlte und konnte nicht verglichen werden; erst 1779 schickte ihm Gleim die Clarke'sche Ausgabe des Homer.

Im Herbste 1778 wurde Voß auf Büsch' Empfehlung zum Rector in Otterndorf erwählt. Wegen der Unsicherheit des Musenalmanachs entschloß er sich zur Annahme der Stelle, obschon sie nur ein dürftiges Einkommen bot und ihn von seinen theuersten Freunden entfernte. Voß und seine Frau hatten die preiswürdige Lebensphilosophie geübt, überall die Lichtpuncte im Leben aufzusuchen. Selbst in dem flachen reizlosen Marschlande, das nicht einmal den Genuß eines reinen Quellwassers gewährte, freuten sie sich kindlich der grünen Wiesen und üppigen Kornfelder, die sie zur Sommerzeit durchwandern konnten, und des kleinen mit eigener Hand bepflanzten Gärtchens am Hause, gewannen die biedere Sitte der freiheitsstolzen Hadeler lieb und ließen sich bei ländlichen Schmäusen und Gesprächen wohl sein. Nachdem Voß jahrelang seine Beschäftt-

gung nach Muße und Neigung hatte wählen können, empfand er allerdings ſchwer die Bürden ſeines neuen Berufs, der ihm auferlegte, täglich ſechs Stunden in den Elementen der alten Sprachen zu unterrichten. Allein „meine Erholung vom Karrenziehen iſt Erneſtine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich hier habe, und der kleine freundliche Junge, der täglich klüger wird, dieſe ſtärken mich, daß ich die Odyſſee vollenden kann.“

Im Jahre 1779 konnte er ſein mühſames Werk, das „mit Schmerzen und Freude geboren“ war, für beendigt erklären. Da ihm von Buchhändlern nur ein geringes Honorar geboten wurde, ſo entſchloß er ſich zum Selbſtverlag und erließ eine Einladung zur Subſcription. Dieſe hatte jedoch anfangs nicht den gewünſchten Fortgang. Wenige nahmen ſich derſelben an; ſelbſt Ramler ließ ihm ſagen, er müſſe die griechiſchen Namen römiſch machen, wenn ſeine Bemühungen für ihn fruchten ſollten; in Schwaben hatte man ſeinen Collecteuren geantwortet, daß man den wohlfeilen Nachdruck, der nicht ausbleiben werde, abwarten wolle. Wiederholte Ankündigungen drangen endlich durch, ſo daß die Odyſſee 1781 zu Hamburg auf Koſten des Verfaſſers erſcheinen konnte. Bewunderung und Beifall war allgemein und konnte durch den beißenden Spott Lichtenberg's, der die Schreibweiſe Athänä u. dgl. lächerlich gemacht und ihn den Erfinder des Schöpſenlauts genannt hatte, und durch ähnliche oberflächliche Angriffe nicht beeinträchtigt werden; es war eine von den wenigen Verdeutſchungen, die mit Hülfe der Poeſie zu Stande gebracht waren.

Häufige Fieberkrankheiten, die gewöhnliche Plage in dem ſumpfigen Küſtenlande, machten Voß eine Veränderung ſeines Wohnorts wünſchenswerth. Anerbietungen von Riga und Hannover aus hatte er ausgeſchlagen, weil er dort

keine Verbeſſerung ſeines Einkommens ſah; allein die Aufforderung Stolberg's zur Uebernahme des Rectorats in Eutin eröffnete angenehme Ausſichten, und Voß zog im Sommer 1782 an den Ort ſeiner neuen Wirkſamkeit, dem die rüſtigſte Kraft ſeiner männlichen Jahre gewidmet war. Es war kein freudiger Eintritt; wenige Monate darauf wurde ihm ſein Lieblingsſöhnchen durch den Tod entriſſen. Schmerz und Troſt ſpricht ſein Gedicht „Trockne deines Jammers Thränen" in erhebender Weiſe aus. Seine Wohnung war ſchlecht, ſeine Einnahme gering. Da indeß die Regierung ſich bereitwillig zeigte, ſein Gehalt zu erhöhen, und ein beſſeres Haus für ihn kaufte, ſo ſchlug er die Berufungen an die Univerſität Halle und an die Domſchule zu Halberſtadt aus. „Ich denke," ſchreibt er 1783, „daß Eutin wohl der Ort meines Bleibens ſein wird. Ich habe viel Arbeit, aber doch Brod und Achtung, und Freiheit in der Schule zu machen, was mir gefällt." Den Titel eines Conſiſtorialaſſeſſors ſchlug er aus; drei Jahre ſpäter wurde er zum Hofrath ernannt. Bald darauf erhielt er eine Erleichterung ſeines mühſamen Amts, indem ihm die Nachmittagsſtunden durch einen Gehülfen abgenommen wurden.

Auf Voß' Wirkſamkeit als Schulmann haben wir nicht weiter einzugehen. Er hatte nur einen kleinen Schülerkreis zu bilden und griff nicht organiſirend in das norddeutſche Gymnaſialweſen ein. In ſeinem praktiſchen Wirken ſtand er nicht auf dem Platz, der ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen zukam. Seine beſte geiſtige Kraft wandte er daher auf ſeine literariſchen Arbeiten und fuhr fort, was ihm als der Reiz des Daſeins erſchien, in Idyllen zu malen, oder was ſein Inneres bewegte, in Liedern und Oden auszuſprechen. Die liebliche Eutiner Gegend mit ihren waldumkränzten Seen gab dem Maler der Natur neue An-

regungen zu idylliſchen Genrebildern. Nachdem er in Otterndorf die Kirſchenpflückerin und den ſiebzigſten Geburtstag (in der erſten einfacheren Geſtalt) gedichtet hatte, folgten in Eutin die erſten Bruchſtücke der Luiſe, welche 1783 und 1784 im Muſenalmanach und im Merkur bekannt gemacht wurden. In Eutins Umgebung, an die Ufer des reizenden Kellerſees, führt uns das Feſt im Walde, unſtreitig die Krone der Voſſiſchen Idyllen. Dann vergingen Jahre, ehe er wieder Hand anlegte; kaum daß er der Luiſe im Geſpräche noch gedachte. Für den Muſenalmanach, den er ſeit 1788 bis zu dem letzten auf das Jahr 1800 allein herausgab, wurde manches Lied geſungen, und an ſeinem Klaviere entzückten ihn die Compoſitionen ſeines Freundes Schulz, „des braven Künſtlers und noch weit braveren Menſchen", durch die mehrere ſeiner Lieder unter das Volk verbreitet wurden; er hielt ſie „für das Ideal aller Liedermelodieen." Das Streben, ein Volksdichter im beſten Sinne des Worts zu ſein, verlor er nicht aus den Augen; auf ſittliche Veredlung und Aufklärung hinarbeitend, gab er ſich immer einſeitiger der moraliſchen Tendenzlyrik hin und gerieth in den Irrthum, durch „moraliſche Menſchenlieder" in die Seele des Volkes dringen und dadurch die Geſangbücher reformiren zu können. Durch die Moraltendenz ward auch ſeine Idyllendichtung mehr und mehr beſchränkt und dadurch eben ſo innerlich unwahr, wie früher durch die arkadiſche Schäferwelt, deren er ſpottet.

Das Homeriſche Epos und Virgils ländliche Gedichte ſind dasjenige Feld ſeiner Thätigkeit, auf welchem er ſich das größte Verdienſt erworben hat, das eben ſo ſehr für die Alterthumskunde wie für deutſche Sprache und Nationalliteratur reiche Früchte getragen hat. Mehrere Jahre beſchäftigte ihn die Ueberſetzung und Auslegung des Vir-

giliſchen Lehrgedichts vom Landbau, welche 1789 erſchien. Mit Heyne in Göttingen war dadurch der Bruch vollſtändig, beſonders durch die polemiſche Schrift: über des Virgiliſchen Lehrgedichts Ton und Auslegung (1791). Das gute Vernehmen mit Klopſtock ward erſchüttert, weil Voß andere Anſichten vom Hexameter hatte, obwohl dieſe in der Vorrede zum Virgil ſo ſchonend gegen Klopſtock wie nur möglich erörtert wurden. Es war ihm ein trauriger Gedanke, „daß ein ſolcher Mann um ſolchen Anlaß mit Groll gegen ihn aus der Welt ſcheiden ſollte.“ Was durch Briefe nicht erreicht war, vermochte Voſſens verſöhnende Ode an Klopſtock (1800), die dem Dichtergreis durch eine Freundin überreicht wurde, worauf er verſicherte, alles Vorgefallene ſei vergeſſen.

Während er noch mit der ſchwierigen Auslegung des Virgil bemüht war, wurde er wieder zum Homer hingezogen. Als Bürger die erſten Proben ſeiner Hexameter-Ueberſetzung der Ilias herausgab und Voß ſie mit der Stolberg'ſchen verglich, ſchienen ihm beide ſehr der Verbeſſerung zu bedürfen. Er machte ſelbſt den Verſuch, und in vierzehn Tagen war der erſte Geſang vollendet. Stolberg ward eine Abſchrift zugeſtellt mit der Aufforderung, ſeine Ilias noch einmal durchzuarbeiten. Dieſer drang darauf, Voß möge eine ganz neue Ueberſetzung verfaſſen. Vom September 1786 bis zum nächſten Mai ward die Ilias vollendet. Doch ließ er ſie noch einige Jahre „nachreifen,“ um ſie mit der umgearbeiteten Odyſſee zuſammen herauszugeben. Nachdem auch dieſe Arbeit nach den ſtrengeren Maximen, die er ſeitdem in der Ueberſetzungskunſt und in der Hexameterform aufgeſtellt hatte, beendigt und auch ein Theil der Ilias von neuem umgeſchmolzen war, erſchienen 1793 Homer's Werke in vier Bänden.

In Verbindung mit den Homeriſchen Studien ſtehen ſeine Forſchungen über die geographiſchen Vorſtellungen der Alten und die mythologiſchen Briefe, welche 1794 in zwei Theilen erſchienen. Gegen die ſymboliſchen Deutungsverſuche der Heyne'ſchen Schule gerichtet, haben ſie ihr Verdienſtliches hauptſächlich in der ſichtenden, negativen Kritik. Die Behandlung des Mythus bei Homer giebt ihm den Maßſtab, und die religiöſen Ideen gelten als ſpätere Prieſtererfindung. Man erkennt daraus den Zuſammenhang dieſer Forſchungen mit der immer entſchiedener und polemiſcher hervortretenden rationaliſtiſchen Religionsanſicht, für welche Voß bis ans Ende ſeiner Tage ein rüſtiger Kämpfer war.

Der alte Gleim, welcher Voſſens Leben und Wirken mit der freudigſten Theilnahme begleitete, forderte ihn auf, die Idyllen der Luiſe wieder vorzunehmen und das Ganze, was vollendet war, zuſammen drucken zu laſſen. Die erſte Ausgabe erſchien 1795; ſpäter kam noch eine zweite Abtheilung der dritten Idylle hinzu. Beabſichtigt ward auch noch eine andere Idylle: „die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schloſſe, die feierliche Einſegnung des jungen Paares in der Kirche mit einem Schlußliede, die Hochzeitsgeſchenke von allen Dorfbewohnern, reichen und armen, und die Trennung von Eltern, Geſpielen und Allem, was ihren Jugendgefühlen Reiz gegeben."

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu lauſchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach!"

Dieſe Xenie ſpricht das Urtheil der Beſten im Volke aus. Die Einwirkung der Luiſe wie des deutſchen Homer war für die Entwickelung unſerer Literatur von großer Bedeutung. Goethe liebte die Voſſiſche Luiſe ſeit dem erſten Erſcheinen der Bruchſtücke nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe

„leidenſchaftlich.“ „Hermann und Dorothea“ iſt die herrliche Frucht dieſer Liebe. Voß war zu einſeitig in ſeiner engen Sphäre befangen, als daß er den höheren Werth des Goethe'ſchen Epos hätte würdigen können. Was Voß ſelbſt darüber an Gleim ſchreibt, iſt die Stimme des geſammten Voſſiſchen Freundekreiſes: „Ich werde mich herzlich freuen, wenn Griechenlands Geiſt uns Deutſchen ein vollendetes Kunſtwerk gewährt und nicht engherzig nach meiner Luiſe mich umſehn. Aber eben ſo ehrlich denk' ich für mich und ſage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem ſie wolle; Luiſe iſt ſie nicht.“ Der Gedanke konnte ihn ſehr angenehm beſchäftigen, denſelben Gegenſtand epiſch zu behandeln, „wie ja auch die Alten auf dieſe Art mit einander gewetteifert hätten.“

Von großem Nachtheil war es für Voſſens Geiſtesleben, daß er in Eutin faſt ganz auf ſich und ſein Haus beſchränkt war und keinen geiſtig ebenbürtigen Freund zur Seite hatte, mit dem ein belebender und bildender Gedankenaustauſch ſtattfinden konnte. Stolberg hatte ſchon 1783 Eutin verlaſſen. Als er 1791 als Regierungspräſident wieder nach Eutin verſetzt wurde, freuten ſich beide der Wiedervereinigung, wenn auch Voß nicht ohne einige trübe Vorahnung, und ſetzten ein freundſchaftliches Zuſammenleben fort. Allein es wäre für beide Theile beſſer geweſen, wenn ihr Lebensweg ſie nicht wieder zuſammengeführt hätte. Ihre Ueberzeugungen und Richtungen, im Grunde von vornherein divergirend, waren in den letzten Jahren noch weiter auseinander gegangen, ſo daß eine innere Harmonie nicht herzuſtellen war. Ein Bruch mußte erfolgen und riß um ſo tiefer, je länger ſie die Täuſchung der Freundſchaft noch zu unterhalten geſucht hatten. Stolberg hatte ſich in Folge der franzöſiſchen Revolution von ſeinen Freiheitsideen bekehrt

und ſah überall durch politiſche Zerrüttung und Irreligioſität die Bande der Geſellſchaft ſich lockern. Voß hielt an dem Glauben feſt, daß aus der ſcheinbaren Verwirrung „der Geiſt der Menſchheit neue Belebung erringe.“ Stolberg ſuchte einen inneren Halt in den Dogmen und Myſterien des poſitiven Chriſtenthums. Voß hegte zwar in unerſchütterlicher Feſtigkeit den Glauben an Gott und Unſterblichkeit, voll Ergebung und Vertrauen auf die Vorſehung, und ſprach für Menſchenliebe und „die That verklärter Menſchlichkeit;“ aber gegen poſitive Dogmen und kirchliche Formen war er gleichgültig, ja feindlich, indem ſie ihm als Verfinſterung und Pfaffentrug erſchienen: hier war an keine Vereinigung zu denken. Das erkannte Miller 1792, als er nach einem Beſuche Stolberg's in Ulm gegen Voß klagt: „O wie ſchmerzt es mich, daß gerade Ihr, zween der Erſten und Beſten aus der großen Maſſe der Menſchheit, einander mißverſteht! Denn anders iſt es doch wahrlich nichts. Ich habe in Stolberg noch ganz den alten treuen Bundesbruder gefunden; auch fand ich ihn voll Liebe für dich. Nur das Einzige klagte er mir, daß du gegen poſitive Religion und Offenbarung eine Art von Bitterkeit äußerſt. Das machte dich vielleicht zuweilen etwas intolerant oder doch hart im Ausdruck.“ Im Laufe der nächſten Jahre gab es bei fortgeſetztem Umgange immer wieder neue Erörterungen der großen religiöſen Fragen, die nie zum Frieden führten, wenn ſie ſich auch ſtets wieder die Hand zur Verſöhnung reichten; es kamen Stunden, in denen die alte Herzlichkeit ſich herzuſtellen ſchien, aber auch nur ſchien; im Innern war Abneigung und Bitterkeit. Schon 1794 ſchrieb Voß ſeiner Frau kurz vor der Rückkehr von einer Reiſe: „Wäre Stolberg noch der Alte! Er verkümmert immer mehr in ſeinen Armſeligkeiten, und

mein Gefühl iſt — Mitleid. Wir müſſen die weiteſte Entfernung beobachten, die wir können.“ Stolberg ſuchte aber ſtets wieder ein herzliches Einverſtändniß herzuſtellen, und noch gab es auch ferner zwiſchen ihnen manche Stunde freundſchaftlichen Geſprächs. Der unheilbare Riß entſtand, als Stolberg 1798 durch ſeine Frau an Voß ſchreiben ließ: „wegen der Grundſätze, die Voß lehre, deren Gift durch die Liebe ſeiner Söhne zu Voß nur noch gefährlicher werde, könne er dieſelben nicht länger in der Schule laſſen.“ Voß war tief erſchüttert; Mitleid und Bitterkeit miſchten ſich in ſeiner Seele. Stolberg's öffentlicher Uebertritt zur katholiſchen Kirche im Jahre 1800 erſchien ihm als die tiefſte Entwürdigung ſeines einſt ſo hochverehrten Freundes, als der Abfall von allem Edlen und Schönen, das ſein früheres Leben geſchmückt hatte. „Es war an einem Sonntage,“ erzählt Erneſtine Voß, „als Stolberg Eutin verließ. Lebendig iſt mir noch der Eindruck geblieben, welchen das Geläute der Glocken auf Voß machte. Ich fand ihn weinend, als ich ihm ſein zweites Frühſtück brachte. Er ſagte: An Stolberg muß ich mit ganz anderen Gefühlen denken, als an meinen Schulz, der im Grabe ruht. Indem er in langſamen Zügen ein Glas Wein trank, fügte er hinzu: Gott laſſe es ihm wohlergehn! Möge er die Ruhe finden, nach der er ſich ſo lange vergeblich geſehnt, und einen Freund, der es ſo treu mit ihm meint, als ich mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben!“ Ihm war der Schritt ein ſo unerhörter, daß „der Gedanke der Möglichkeit, daß Stolberg bei ruhiger Beſinnung noch einmal umkehren könne, bei ihm vorherrſchend blieb.“ Tags darauf dichtete er das Begräbnißlied: „bei dieſem Liede dachte ich an meinen Schulz und erheiterte durch die wehmüthige Beſchäftigung den Tag, da ein anderer viel-

jähriger Freund mich verließ.“ Wäre nur damit der Zwiespalt für immer begraben worden!

Voſſens literariſche Thätigkeit war ſeit dem Homer faſt ganz den römiſchen Dichtern zugewandt. Er überſetzte den Virgil vollſtändig, verfaßte die ausführliche Erklärung der Hirtengedichte und erweiterte die Auslegung des Gedichts vom Landbau; darauf begann er die Ueberſetzung des Horaz und übertrug die ſchönſten Erzählungen der Ovidiſchen Verwandlungen, unter denen ihn die Idylle Philemon und Baucis ſchon früher zu einer freieren Nachbildung angeregt hatte. Endlich folgte die Ueberarbeitung der Idyllen (1800), eine verbeſſerte Ausgabe ſeines Homer und die Reviſion ſeiner ſämmtlichen Gedichte, woran ſich die Abhandlung „Zeitmeſſung der deutſchen Sprache“ als das Reſultat ſeiner grammatiſch-metriſchen Erfahrungen und Forſchungen anſchloß (1802). Voß Voeſte war damit eigentlich zum Abſchluß gekommen. Mehr und mehr trat der Dichter hinter dem Philologen zurück. Hatte man ſchon beim Homer geklagt, daß die Ueberſetzung ungelenk und undeutſch ſei und an lebendigem Fluß der Sprache der erſten Bearbeitung der Odyſſee nachſtehe, ſo wurde die ſteife Manier, der der Geiſt des Originals unter den Händen entſchlüpfte und nur das mechaniſche Wortgerüſt übrig blieb, bei den nachfolgenden Ueberſetzungen, beſonders der Aeneis, noch mehr vorherrſchend. Eine Rückwirkung auf die deutſche Literatur, wie ſie der deutſche Homer hatte, war von dieſen Ueberſetzungen nicht zu erwarten.

In das gleichmäßige häuslich-literariſche Leben brachten Ausflüge zu den Freunden in Meldorf, Kiel und Hamburg manche heitere Unterbrechung. Auch zu einigen größeren Reiſen fehlten die Mittel nicht. Gleim in Halberſtadt öffnete ihm mehrmals ſein gaſtliches Haus und war

noch als Greis der liebevolle liebebegehrende Wirth, wie in rüſtigern Jahren. In Bezug auf literariſche Verbindungen bietet Voſſens Reiſe nach Halle und Weimar im Jahre 1794 ein beſonderes Intereſſe. Er lernte zu Halle den Meiſter der philologiſchen Kritik, Friedrich Auguſt Wolf, kennen, mit dem er ſchon einige Briefe gewechſelt hatte. Sie trafen in ihren Homeriſchen und mythologiſchen Forſchungen vielfach zuſammen, wenngleich Voß die Wolfiſche Anſicht von der Entſtehung der Homeriſchen Gedichte nicht zu der ſeinigen machen konnte. Auch die Oppoſition gegen Heyne verband ſie. Mehrere Jahre ſpäter verfaßten ſie gemeinſchaftlich die ſtrengverurtheilende Recenſion der Heyne'ſchen Ausgabe der Ilias.

In Weimar trat Voß in den Kreis der dichteriſchen Größen Deutſchlands und fand die wärmſte Aufnahme. Er hatte mehrmals die Vertheidigung ſeines deutſchen Homer und ſeiner metriſchen Grundſätze zu führen. Sein Vorleſen rechtfertigte ſeinen Hexameter. Unſtreitig fand er bei keinem ein ſo aufmerkſames Ohr wie bei Goethe. Nach der Vorleſung eines Abſchnitts aus der Odyſſee kam Goethe auf ihn zu, drückte ihm die Hand und dankte für einen ſolchen Homer. Ihm waren die Homeriſchen Geſänge lange Zeit der Mittelpunct ſeiner poetiſchen Studien. Auf Voſſens geiſtige Eigenthümlichkeit hatte dieſe Berührung keine Einwirkung; er ſcheint in jener geiſtbelebten Umgebung kaum empfunden zu haben, wie viel er in ſeinem einſamen Eutin entbehre.

Nicht der Wunſch, ſeine ländliche Iſolirung mit einer geiſtigeren Umgebung zu vertauſchen, ward die Veranlaſſung, daß er ſeinen bei mehreren Gelegenheiten geäußerten Vorſatz, in Eutin, wo er ſchon die Stellen für ſeine und der Seinigen Gruft gewählt hatte, ſeine Tage zu beſchließen,

aufgab. Als er sein funfzigstes Lebensjahr beschloß, fühlte er eine große Abnahme seiner Kräfte. Er war sehr niedergeschlagen und reizbar; die Lehrstunden erschöpften ihn, und wenn er in Momenten sich der lebhafteren Erregung überließ, so blieb nur eine um so größere Nervenschwäche zurück. Er überzeugte sich mehr und mehr von der Nothwendigkeit einer Veränderung seines Wohnorts und seiner Lebensweise. Er wandte sich daher an den Minister von Holmer und auf dessen Anrathen an den Herzog selbst mit dem Gesuch, ihm seine Entlassung mit einer Pension zu gewähren, so wie die Vergünstigung, nach einer seiner Gesundheit zuträglicheren südlicheren Stadt ziehen zu dürfen. Der Herzog bewilligte ihm unter den ehrenvollsten Versicherungen seines dauernden Wohlwollens, welche Voß später zu der dankbaren Widmung der Luise veranlaßten, eine Pension von 600 Thalern. Bredow, schon seit 1796 sein Gehülfe und Studiengenosse im Gebiete der alten Geographie, wurde sein Nachfolger im Rectorat. Es war ein wehmüthiger Abschied, als Voß und seine Frau sich von der altgewohnten Umgebung losreißen mußten. In dem letzten Sommer vor ihrer Abreise feierten sie noch in Meldorf im Boie'schen Hause ihre silberne Hochzeit in dem dankbaren Bewußtsein, Freud' und Leid in innigster Liebe genossen und getragen zu haben.

Im Herbst 1802 verließ Voß sein geliebtes Eutin und wandte sich über Halberstadt, wo er den erblindeten Gleim zum letztenmal sah, nach Jena, wo seine beiden ältesten Söhne studirten. Er fand dort die herzlichste Aufnahme, zunächst in dem durch den Aufenthalt seiner Söhne ihm schon befreundeten Griesbach'schen Hause. Goethe bewies sich gegen Voß und seine Familie überaus freundlich und

zuvorkommend. Er hatte die Absicht, Voß für die durch viele Verluste geschwächte Universität Jena und für die neuzubegründende Jenaische Literaturzeitung zu gewinnen. Voß kam auf seine Einladung mehrmals nach Weimar und trat auch mit Schiller in näheren Verkehr, dessen liebenswürdige Persönlichkeit auf ihn einen wohlthuenden Eindruck machte. Zu dem Dichter hatte Voß eigentlich gar kein Verhältniß; das ideale Pathos der Schiller'schen Dichtung war ihm unleidlich, seine Dramen fand er kaum genießbar. Auf Goethe's Veranlassung machte man Voß den Antrag, die Directorstelle am weimarischen Gymnasium oder die Oberaufsicht der Landesschulen zu übernehmen; man versorgte seinen ältesten Sohn Heinrich nach ebenbeendigten Studien mit einer Anstellung am Gymnasium zu Weimar, und Goethe nahm sich desselben mit väterlicher Liebe an. Allein Voß lehnte alle ihm gemachten Anerbietungen ab, indem er klagte, daß das thüringische Klima seiner Gesundheit noch weniger zuträglich sei als das holsteinische. Eben so wenig Reiz hatte für ihn die Berufung nach Würzburg als Vorsteher des philologischen Seminars; ihm mißfiel der neue bayerische Studienplan; er sah Papismus und jesuitische Verfinsterung dahinterstecken und hatte nicht Lust mit den gehaßten Gegnern in tagtäglichem Aerger eine Lanze zu brechen. Daß er dessenungeachtet auf der Warte sitze und man ihn bei der nächsten Gelegenheit auf dem Kampfplatze finden werde, sprechen die Aeußerungen in einem Briefe an Miller schon prophetisch aus: „Wenn die Protestanten nicht aus dem Schlummer aufwachen, so werden sie unfehlbar von den listigen und thätigen Papisten berückt. Allenthalben sind ihnen die Edlen von Geburt gewogen; denn sie wissen zu gut, daß ihre Ansprüche auf Ehre und Gut von der Meinung des Volkes abhangen, und daß diese

Meinung kein Licht verträgt. Allenthalben arbeitet man die Säugamme der Reformation zu vergiften durch Vorläufer der Jeſuiten, die ſchon näher aus ihrem Verhau ſich wagen. Gelingt es ihnen, die gelehrten Schulen zu verwüſten, ſo müſſen die Gelehrten Mann für Mann durch beſondere Anſtrengung entgegenwirken. Sie ſollen und werden geſchlagen werden, und wenn die Welt voll Teufel wäre!" Der Dichter und Philologe ward jetzt auch der Vorkämpfer für proteſtantiſche Denkfreiheit.

1804 machte Voß eine Reiſe nach Schwaben und dem Oberrhein, verlebte die glücklichſten Tage bei dem alten Bundesbruder Miller zu Ulm, mit dem er die herzlichen Bundestage der Jugend erneuerte, und beſuchte dann Carlsruhe und Heidelberg. Eine Folge der neuerworbenen Bekanntſchaften war, daß ihm im nächſten Jahre das Anerbieten gemacht wurde, gegen ein Jahrgehalt von 1000 Gulden ſeinen Aufenthalt in Heidelberg zu nehmen, ohne deßhalb durch Verpflichtungen als Univerſitätslehrer belaſtet zu ſein. Nichts konnte für Voſſens Wünſche befriedigender ſein. Hatte Goethe ſich noch kurz zuvor ſehr erfreut gezeigt, als die Würzburger Unterhandlungen ſich zerſchlugen, ſo hielt er ſeinen Unmuth über Voſſens Weggang nach Heidelberg kaum zurück. Er war kalt beim Abſchied, und ein herzliches Verhältniß, das überdies bei der großen Verſchiedenheit der beiden Perſönlichkeiten nicht von Dauer ſein konnte, ward nicht wieder hergeſtellt, wenngleich Goethe ſich nicht abhalten ließ, bei ſeinen Beſuchen in Heidelberg in den Jahren 1814 und 1815 auch im Voſſiſchen Hauſe einige Stunden zuzubringen, ſowie auch ſein Sohn während ſeiner Studienzeit in Heidelberg in Voſſens Hauſe die freundlichſte Aufnahme fand. Der Grund ſeiner Mißſtimmung enthüllt ſich klar in der Aeußerung gegen Heinrich Voß,

bald nach Schiller's Tode: „Schiller's Verluſt mußte ich ertragen, denn das Schickſal hat ihn mir gebracht; aber die Verſetzung nach Heidelberg — das fällt dem Schickſal nicht zur Laſt, das haben Menſchen vollbracht."

Ueber Voſſens Leben in Heidelberg können wir kürzer hinweggehen, zumal da dieſer Zeitabſchnitt jenſeits der Grenze unſerer Darſtellungen liegt. Es iſt das Stillleben des Alters und, wenn auch in rüſtiger Kraft, ein Fortgehen in dem altgewohnten Gleiſe der Studien, das Voß auch in der veränderten Umgebung nicht verließ. Der Entwickelung der nationalen Literatur ſeit dem Beginn des neuen Jahrhunderts ſtand er nur noch polemiſch gegenüber. Hatte ihm ſchon Schiller's Ueberſchwänglichkeit nicht gefallen wollen, ſo entbrannte ſein Zorn noch heftiger gegen die romantiſche Schule, welche ihn ſeit Schlegel's Recenſion der Homerüberſetzung vielfach perſönlich gereizt hatte. Die neuen romantiſchen Formen dünkten ihm eitle Wortſpielerei; das Sonett verfolgte er als die ärgſte Ausartung der Klingklangpoeſie, wofür ihm, gleich wie ſeinem Freunde Baggeſen, dem Herausgeber des Klingklingel-Almanachs, die ganze Neuromantik galt. Dennoch ließ er ſich noch im Alter in einen Wettſtreit mit Schlegel ein, als er in Gemeinſchaft mit ſeinen Söhnen Heinrich und Abraham ſich an die Verdeutſchung Shakſpeare's wagte. Bei allem Verdienſtlichen in der Ueberwindung einzelner Schwierigkeiten konnte dieſe Ueberſetzung doch nur ein kleines Publicum finden, da die der Sprache aufgedrungenen Härten keinen poetiſchen Genuß zuließen. Durch tieferes Verſtändniß des Dichters war Heinrich zu dieſem Werke befähigter, als der Vater.

Der Kreis, zu dem ſich Voſſens Thätigkeit am liebſten und am folgenreichſten wandte, waren die Dichter des Al-

terthums. Er vollendete die ſchon in Eutin angefangenen Ueberſetzungen des Horaz (1806), des Heſiod und der Argonautica des Orpheus (1806), übertrug die griechiſchen Idyllendichter und die römiſchen Elegiker, das aſtronomiſche Lehrgedicht des Aratos und die für mythologiſche Forſchungen wichtige Hymne an Demeter, überarbeitete ſeine Ueberſetzung des Homer, die er 1821 zum fünften Mal „ſtark verbeſſert" herausgab und machte den ſchwierigen Verſuch, uns einen deutſchen Ariſtophanes zu ſchenken, auch hier auf fremdartigem Gebiet wie beim Shakſpeare ſcheiternd. Bei dieſer Ueberſetzung war ihm noch ſein Sohn Heinrich zur Seite, von dem die erläuternden Anmerkungen hinzugefügt wurden. Ein Jahr darauf hatte er den Tod ſeines geliebten Sohnes und treuen Genoſſen ſeiner Alterthumsſtudien zu betrauern. Der Wunſch, mit dem er ſich von dem Sterbebette ſeines Heinrich erhob, war, die Ueberſetzung des Aeſchylos, welcher der in dem kräftigſten Mannsalter Dahingeſchiedene ſiebzehn Jahre die heiterſten Stunden ſeines Lebens gewidmet hatte, als ein Denkmal ſeines Fleißes der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Vater legte an ſie noch die letzte Hand, deren einige Partieen noch zu bedürfen ſchienen, und bereitete die Herausgabe vor, die auch er nicht mehr erleben ſollte.

Wir haben ſchon angedeutet, daß Voß in den neueren Richtungen der Wiſſenſchaft und Poeſie, in den Organiſationen des Kirchen- und Unterrichtsweſens das tückiſche Geſpenſt hierarchiſcher und myſtiſcher Verfinſterung ſchleichen ſah und darauf unverwandt das Auge gerichtet hielt. In dieſer Anſicht beſtärkte ihn ſein Freund Paulus in Heidelberg, in welchem er einen Geſinnungs- und Kampfgenoſſen fand. Voß holte nochmals in glühendem Zorn zu einem gewaltigen Schlage gegen die Römlinge und Verfinſterer

aus, als er 1819 die Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? als einen chemiſchen Zerlegungsproceß des im Verborgenen ſchleichenden Giftes bekannt machte. Neben dem Verdammungsrufe der Gegner mußte auch das Bedauern der Freunde laut werden, daß die Geheimniſſe einer jahrelangen Jugendfreundſchaft mit der gehäſſigſten Bitterkeit ans Licht gezogen wurden; nur ſo viel ließ ſich zur Entſchuldigung ſagen, daß es in dem Glauben geſchah, für Wahrheit und Recht in offenen Kampf zu gehen. In gleicher Abſicht eröffnete er in der Antiſymbolik die Fehde gegen Creuzer, deſſen mythologiſche Deutungsverſuche ihm die verfinſternde Myſtik auch in die Wiſſenſchaft des Alterthums einzuſchwärzen ſchienen. Der mythologiſche Streit hatte noch viele neue literariſche Pläne in ihm angeregt; trotz der Höhe ſeiner Jahre fühlte er ſich im Beſitz ſeiner vollen Geiſteskraft und zu der regſten Thätigkeit befähigt.

Seinen 75. Geburtstag beging er mit jugendlicher Heiterkeit. Am Morgen dieſes Tages ſchloß er ſeine Frau in die Arme mit den Worten: du biſt mir heute noch eine Braut, und fügte hinzu, er fühle ſich kräftig an Geiſt und Leib, noch Manches auszuführen, wenn ſie nur bei ihm bleibe. Wenige Tage darauf befiel ihn eine Ohnmacht, welche er und die Seinigen noch nicht als den Vorboten naher Gefahr erkannten. Er erholte ſich ſo ſchnell, daß er bald zu ſeinen gewohnten Beſchäftigungen zurückkehren konnte. Doch ſtellten ſich häufig Bruſtbeklemmungen ein; das Sprechen machte ihm Beſchwerde, er war oft unluſtig und verſtimmt. Das Oſterfeſt verſetzte ihn in eine ſehr weiche Stimmung; am Rande des Grabes umſchwebten ihn gleich Engelschören die Erinnerungen an die inbrünſtige Andacht, mit der am Charfreitag der Geſang der Gemeinde in

der Kirche zu Penzlin ſein Herz erfüllt hatte. Am erſten Oſtertage, als die Glocken läuteten, ſprach er mit Lebhaftigkeit von der herzerhebenden gottesdienſtlichen Feier in Penzlin; er ließ ſich ſein altes Geſangbuch geben, ſchlug das Lied auf, das man gewöhnlich geſungen, und ließ es ſich von ſeiner Frau vorleſen. Da die Sonne als freundliche Frühlingsverkündigerin in ſein Zimmer ſchien, mußte man das Fenſter öffnen; er freute ſich der ſchwellenden Blüthenknospen und ſagte: Wenn wir nur erſt wieder mit einander herumgehen könnten! Die nächſten Tage jedoch nahm die Mattigkeit ſchnell zu, und die Ohnmachten kehrten häufiger wieder. Am 29. März nahm ihn ein leichter Tod hinweg. Mitten unter Freundesgeſprächen griff er mit einem plötzlichen Ach! nach dem Herzen und lag wie ein ſanft Schlafender da.

„Voß hat ſein Leben hindurch Geiſt und Wiſſenſchaft, ſo viel ihm ward, für Wahrheit, Recht und Veredlung angewandt. Sein Glaube war: kein Dichter, kein Gelehrter kann tüchtig ſein, wenn er nicht gut iſt als Menſch. Gut zu ſein und Guten zu gefallen, trachtete er von Kindheit auf. Gekämpft hat er gegen Unrecht und Verleumdung und keine Perſönlichkeit erwidert.“ Mit dieſen Worten ſchloß Voß einen im Jahre 1818 verfaßten kurzen Abriß ſeines Lebens. Mit dem ruhigen Bewußtſein einer unter allen Verhältniſſen bewährten ſittlichen Geſinnung weiſt er hin auf ſein uneigennütziges Streben nach Selbſtveredlung und Beförderung der höchſten Zwecke der Menſchheit. Der Kampf gegen Armuth und äußeren Druck hatte ſeine Energie geſtärkt und ſeiner Individualität ein ſcharfes, entſchiedenes Gepräge gegeben. Daher mußte bei dem einſamen Gange ſeines Lebens ſein perſönlicher Charakter eine um ſo größere Abgeſchloſſenheit und Unfügſamkeit erhalten,

welche unter besonderen Anlässen Derbheit und Härte ward. Von seiner Reizbarkeit hatten manchmal auch die Vertrautesten und Geliebtesten in seiner nächsten Umgebung zu leiden; in den schonenden Schilderungen seiner Gattin läßt sich zwischen den Zeilen von manchem häuslichen Kummer lesen. Doch war sein Herz liebevoll und hegte warme Freundschaft gegen die, deren Gesinnung und Streben seine Achtung gewonnen hatte. Offenheit und Biederkeit, einfache, redliche Sitte galt ihm über Alles. Diese Tugenden fand er in den schönsten Dichtungen des Alterthums in Verbindung mit einem klaren, praktischen Verstande, der die gegebenen Verhältnisse nie aus den Augen verliert. Von dieser Seite betrachtet, war ihm das hellenische Alterthum der Inbegriff des Schönen, Guten und Wahren, die Schule der edlen Menschlichkeit, der Kalokagathie.

Wie wir in der Auffassung der antiken Weltanschauung Voß überall sich in der Sphäre einer scharfbegrenzten Subjectivität bewegen sehen, so ist auch seine Religionsansicht ein subjectiver Rationalismus, den er im Fortgang des Lebens um so höher hielt, je mehr dieser sich an ihm selbst bewährte; in seinem Glauben fand er eine ungetrübte Seelenruhe und Trost in manchen Leiden; die Hoffnung auf unsterbliche Fortdauer war ihm eine Erquickung im Angesichte des Todes. Was über jene Grenzen hinausging, verwarf er als Wahnglauben und mystischen Trug; gegen die Intoleranz der Anhänger positiver Bekenntnisse konnte er selbst wieder intolerant werden. Als er daher durch Romantik, mystische Philosophie und Dogmatik die geistige Freiheit, die herrlichen Errungenschaften der Wissenschaft und deutscher Geistesbildung bedroht sah, kämpfte er für die Aufklärung mit allem Aufgebote seiner Kraft. Die Heftigkeit, mit der er hierbei verfuhr, entschuldigt Goethe

in der Recenſion der Voſſiſchen Gedichte mit den treffenden Worten: „Sollte man denn aber ſolche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß er jenem heiteren Lichte, das ſich ſeit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen Andern das eigentliche Glück ſeines Daſeins ſchuldig ſei? Sollte man zu jener ſcheinbar gerechten, aber parteiſüchtig grundfalſchen Maxime ſtimmen, welche dreiſt genug fordert, wahre Toleranz müſſe auch gegen Intoleranz tolerant ſein? Keineswegs! Intoleranz iſt immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken geſteuert werden.“

Voß' Religioſität würde man verkennen, wenn man ſie, wie Gelzer, bloß als „eine dürftige Verſtandesabſtraction“ anſähe; ſie beruhte auf einem warmen religiöſen Gefühl. Den Kern ſeiner Glaubensüberzeugung bezeichnen uns die Worte in der Antiſymbolik: „Was iſt es, wohin jeder Edlere ringt mit angeſchaffenem Sehnſuchtsdrange, was jeder Edlere für ſich oder mit Geiſtesgenoſſen in tiefahnenden Weiheſtunden aus der innerſten Herzensoffenbarung ſich erſtreben muß, bis finſterer Zweifelmuth hindurchdringt zu tagendem Vertrauen, zu erfreuendem Morgenſchimmer des ewigen Lichtes, des Abglanzes vom Urlichte? Es iſt das hochhehre, das unausforſchliche Geheimniß *Gott und Unſterblichkeit*.“ Aehnliches ſpricht er in vielen Stellen ſeiner Gedichte aus und weiſt auf das Guthandeln als die höchſte Religion hin. Zur Ergänzung erwähnen wir des Zeugniſſes, das ſein Freund Tiedemann an ſeinem Grabe ausſprach: „Nennt Ihr Religion den unbedingten und befangenen Glauben an Lehrſätze, wie ſie Menſchenſatzungen über Gott und die Offenbarung des Göttlichen aufgeſtellt haben,

so war er kein religiöser Mann. Denn er hegte die Ueberzeugung, Gott sei so erhaben, daß die vollkommene Erforschung und Erkenntniß des Göttlichen durch des Menschen Geist nie abgeschlossen sein werde. Er hielt sich ferner für überzeugt, die Idee von Gott, Unsterblichkeit und Tugend, als die Grundlage des Christenthums, werde um so reiner und veredelter in dem Menschengeschlechte hervortreten, je mehr sich dieses selbst in seiner Cultur der geistigen Veredlung nähere..... Nennt Ihr aber Religion und Frömmigkeit den festen und unerschütterlichen Glauben an Gott, an eine göttliche Weltordnung, an Wahrheit und Tugend, den sicheren Hinblick auf Unsterblichkeit und das redlichste Bestreben und Ringen nach Tugend und geistiger Veredlung, dann war Voß von einer Religiosität und Frömmigkeit durchdrungen, wie vielleicht nur wenige unter uns."

Die sittliche Strenge, der Ernst des Strebens begleiteten Voß auch im wissenschaftlichen Forschen. Sein Ziel war die Wahrheit, und für sie war ihm keine Untersuchung zu kleinlich oder zu mühsam. Gelehrtes Scheinwesen und eitle Ruhmsucht waren ihm verhaßt; wer auf Schleichwegen von ihm betroffen wurde, den traf seine Entrüstung mit unerbittlicher Schärfe. Die ganze Herbheit und Reizbarkeit seiner Natur trat hervor, wenn er berechtigt zu sein glaubte, nicht nur des Gegners Irrthümer zu widerlegen, sondern auch seine sittlichen Schwächen bloßzustellen. In manchen Fällen vertrat er auch hier nur die Beschränktheit seiner Subjectivität, die dem Standpuncte des Andern nicht gerecht werden konnte. Wenn der Historiker Schlosser behauptet: „wo Lessing und Luther genannt werden, da wird stets auch sein Name genannt sein," so trifft dieser Vergleich nur zu in Hinsicht auf sein unerschütterliches Streben für das, war er als wahr und recht erkannt hatte; aber an Tiefe

des Geiſtes, ſelbſt an ſittlicher Freiheit hat er beide nicht erreicht, und wie weit bleibt er unter der lichten Höhe, von der Leſſing's Genius das Reich des Gedankens überſchaut!

Da Voß' dichteriſche Arbeiten bei der Darſtellung ſeines Lebens beſprochen worden ſind, ſo können wir uns ſchließlich auf einige allgemeine Bemerkungen beſchränken. Unter ihnen nehmen die Ueberſetzungen, vor allen die der Homeriſchen Odyſſee, die erſte Stelle ein. Die Verdienſte, welche ſich Voß auf dieſem Gebiete um deutſche Sprachbildung und Metrik erworben hat, wird kein unparteiiſcher Beurtheiler ſchmälern wollen. Seine eigenen Dichtungen ſind ihrem idealen Theile nach ein Abdruck ſeines edlen Wollens, ſeiner treuherzigen Geſinnung, ſeines warmen Gefühls für reine Sitte und fortſchreitende Veredlung der Menſchheit. Indem die Abſtraction des Verſtandes hierin überwiegt, ſo neigt ſich ſeine Lyrik zur Lehr- und Tendenzdichtung, und durch die Kunſt der metriſchen Formen wird ſie nur noch ſchwerfälliger. Der leichte Ton des Volksliedes, wonach er ſtrebte, war ihm unerreichbar; nur das Neujahrslied „des Jahres letzte Stunde" macht eine Ausnahme.

Weit näher liegt ihm das poetiſche Erfaſſen des realen Lebens, jener beſchränkten Welt, in der er von Kindheit auf das ſchönſte Glück des Daſeins empfand. Wie er mit liebevollem Blicke ſtets auf dem Reiz der ländlichen Natur, bei der Sitte des unverdorbenen Landvolks verweilt und an den kleinſten Verhältniſſen nicht geringſchätzig vorübergeht, ſo liebt auch ſeine Poeſie die Malerei idylliſcher Scenen und beachtet die verwandte Kunſt Homeriſcher und Theokritiſcher Poeſie. Freilich hat die moraliſirende und philanthropiſche Tendenz auch in mehreren ſeiner Idyllen die echte Naivetät nicht aufkommen laſſen; allein in den

eieren idyllischen Schöpfungen herrscht eine so frische, rzliche Freude an Natur und Unschuld, ein so sinniges ersenken in die veilchenartigen Genüsse einer beschränkten phäre des Daseins und Wirkens, daß etwas prosaisches eiwerk uns nicht abhalten soll, den siebzigsten Geurtstag und die Idyllen der Luise unter die Zierden serer classischen Dichtung zu zählen. Voß bewegt sich in l seinem Thun und Dichten in einem engen Kreise, aber – wie viel man auch gegen ihn sagen mag — in diesem eibt er groß.

---

### 4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Wenn man zwei so heterogene Naturen, wie Voß id Stolberg, neben einander darzustellen hat, Männer, die if nahverwandten Gebieten des Geistes sich in ganz verhiedener Richtung bewegen und, je weiter sie sich vom usgangspuncte entfernen, desto mehr von einander abweien, so ist es schwer, beiden gerecht zu sein und sich n vorurtheilsfreien Blick des Historikers zu bewahren. terarhistorische Charaktere, die aus der Befangenheit ihrer ubjectivität nicht herauskommen, unterliegen am meisten r einseitigen Parteinahme des subjectiven Urtheils; wo r Eine Licht erblickt, sieht der Andere Schatten, was den inen anzieht, stößt den Andern zurück. Versuchen wir n der Hand des psychologischen Entwicklungsganges eine bjective Auffassung des eben so sehr geschmähten wie gerierten Stolberg.

Die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu tolberg waren die Söhne des Grafen Christian Günher zu Stolberg. Verwandtschaftliche Beziehungen zu dem änischen Königshause, zugleich von Seiten seiner Gemahlin,

einer Gräfin von Caſtell-Remlingen aus Franken, hatten ihn veranlaßt, in den däniſchen Staatsdienſt zu treten. Er ward Obervorſteher einer königlichen Amtmannſchaft in Holſtein. Auf ſeinem Rittergute Bramſtädt wurde ſein jüngerer Sohn Friedrich Leopold am 7. November 1750 geboren; Chriſtian war um zwei Jahre älter. Im Jahre 1756 wurde der Vater zum Geheimen Rath und Oberſthofmeiſter der Königin Sophie Magdalene ernannt und zog mit ſeiner Familie nach Kopenhagen; den Sommer pflegte ſie auf einem der königlichen Luſtſchlöſſer zuzubringen.

Es herrſchte im Stolberg'ſchen Hauſe eine edle, ſittliche Geſinnung, welche, wenn auch in bewußter ariſtokratiſcher Haltung, dem helleren Geiſte des Jahrhunderts ſich nicht verſchloß. Der Graf gab auf ſeinen Gütern das erſte Beiſpiel, den auf dem Bauerſtande laſtenden Lehnsdruck zu erleichtern. Höhere Geiſtesbildung ward hochgeſchätzt; man liebte nicht das franzöſiſche Weſen, ſondern hielt, wie auch der däniſche Hof damals den deutſchen Fürſten ein anerkennenswerthes Vorbild gab, den Ernſt und die Tiefe deutſcher Literatur in Ehren. Klopſtock und Cramer ſowie ihr edler Beſchützer, der Miniſter Bernſtorff, waren Freunde des Hauſes. Mit dieſen begegnete man ſich auch in altproteſtantiſcher Frömmigkeit, welche zum Herrnhutismus und Pietismus, denen die Klopſtockiſche Gefühlsreligion verwandt war, hinneigte.

Dies war die geiſtig-ſittliche Atmoſphäre, in der die beiden talentvollen Söhne heranwuchſen. Ihr Hofmeiſter war in der frommen Zucht der Schule zu Kloſterbergen und des halliſchen Pädagogiums gebildet. Schon die Knabenjahre ließen erwarten, daß der feurige, leicht erregte Friedrich den älteren Bruder überragen werde. Deutſche Dichter waren ſeine Lieblingslectüre; des Entzückens über Lichtwer's

Fabeln und Gleim's Kriegslieder gedenkt er noch in ſpäteren Jahren. Milton lernte er zuerſt in Bodmer's Ueberſetzung kennen, und auf Klopſtock's Dichtungen ruhte ſeine Seele mit ganzer Hingebung.

Nach dem frühen Tode des Vaters (1765) lebte die Mutter mit ihren Kindern in ſtiller Zurückgezogenheit auf einem kleinen Gute am Sunde. Im Frühling 1770 traten die Söhne zum erſtenmal in die Welt. Auf der Univerſität Halle ſuchten ſie eine weitere geiſtige Ausbildung; doch fanden ſie in den Hörſälen wenig Befriedigung; das Studium der ſchönen Literatur konnte allein ſie auf die Dauer feſſeln. Die Mutter zog indeß nach Bernſtorff's Sturz nach Altona, wo ihre Söhne nach zwei Jahren der Trennung wieder mit ihr zuſammentrafen. In Hamburg ſahen ſie auch ihren gefeierten Klopſtock wieder, und mit neuer Dichterweihe ausgerüſtet, begaben ſie ſich im Herbſt 1772 zur Fortſetzung ihrer Studien nach Göttingen.

Durch Boie wurden ſie dem Dichterbunde zugeführt und auf ihren Wunſch förmlich als Mitglieder aufgenommen. Friedrich Stolberg bezauberte Alle, die ihm nahe traten, durch ſeine anziehende Perſönlichkeit, ſeine edle hochſtrebende Geſinnung, ſein warmes deutſches Gemüth. Der Adelsſtolz ſchien verſchwunden zu ſein vor ſeinem Enthuſiasmus für Deutſchthum und Freiheit, der ſelbſt den patriotiſchen Voß eiferſüchtig machte, als hätte er zu ſolcher Höhe ſich noch nicht emporſchwingen können. Voß und Hahn ſchloſſen ſich in ihrer vaterländiſchen Geſinnung am engſten an ihn an; man fühlte noch nicht, welchen Antheil die flüchtige Hitze einer phantaſtiſchen Jugendſchwärmerei daran hatte. Auf dieſe läßt uns eine Erzählung von Voß einen Blick werfen: „Wir drei gingen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und ſprachen von Deutſch-

land, Klopstock, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machten unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären." An Hahn richtete Stolberg seine pathetisch überwallende Freiheitsode, in der Tell, Hermann, Klopstock, Brutus und Timoleon als die hehren Namen, die von der Freiheitsharfe hallen, genannt werden. Der Abschied der Stolberge von Göttingen war eine Nacht der schmerzlichsten Wehmuth für die Jünglinge, welche mit den herberen Schmerzen des Lebens noch unbekannt waren; die Gefühle jener Stunden klingen in vielen ihrer Dichtungen wieder. Als man Miller's Abschiedslied „Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines" sang, strömten die Thränen reichlich, und die Stimmen blieben zuletzt aus. Es entstand ein lautes Weinen, und unter Umarmungen schwur man sich ewige Freundschaft. Um drei Uhr trennte man sich. „Es war," schrieb Voß damals, „die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe!"

Die Stolberge trafen darauf mit ihrer Mutter wieder zusammen und reisten mit ihr nach Kopenhagen, wo die politischen Verhältnisse sich inzwischen geändert hatten. Sie wurden zu Kammerjunkern ernannt. Nicht lange darauf ward ihnen die geliebte Mutter durch den Tod entrissen.

Die Lyrik Friedrich Stolberg's, der ein ungleich bedeutenderes dichterisches Talent besaß, als der ältere Bruder, fand in den Jahren der jugendlichen Frische und frei dahinströmenden Begeisterung ihre lebendigsten Weisen. Während er mit Klopstockischem Schwunge das deutsche Vaterland sang, stolz ein Deutscher, ein Enkel Hermanns

zu ſein, trat ſeine Eigenthümlichkeit noch mehr in dem bald jugendmuthigen, bald elegiſchen Liede hervor, das den Ton der volksthümlichen Romanze zum erſtenmal mit Glück anſchlug; das Lied eines ſchwäbiſchen Ritters an ſeinen Sohn, Eliſe von Mansfeld und die „Romanze" vom Ritter Rudolf fallen in dieſe Zeit. Ein zärtliches Verhältniß knüpfte der junge Dichter mit einer ſchönen Engländerin an, die ſeine Ode „Stimme der Liebe" Selinde nennt. Da es nothwendig ſchien, dies durch die Entfernung aufzulöſen, ſo machte er 1775 mit ſeinem Bruder eine Reiſe in die Rhein- und Alpengegenden. In Frankfurt machten ſie die perſönliche Bekanntſchaft Goethe's, der mit den Mitgliedern des Göttinger Dichtervereins längſt im Geiſte verbunden war und nicht nur mit Friedrich Stolberg, ſondern auch mit deſſen Schweſter Auguſte in freundſchaftlichem Briefwechſel ſtand. Der Verfaſſer des freiheitsſchwärmenden Götz und des liebekranken Werther, der ein hinſterbendes Liebesglück beklagende Verlobte Lili's, hatte mit dem damaligen Friedrich Stolberg, der zwiſchen melancholiſcher Weichheit und phantaſtiſcher Naturwüchſigkeit getheilt war, eine ſo innige Seelenverwandtſchaft, daß wir die Stunden ihrer Jugendfreundſchaft nicht nach der kühlen ironiſch lächelnden Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" beurtheilen dürfen, wenn wir auch zugeben mögen, daß er in die Phraſen von Freiheitskämpfen und Tyrannenblut nicht einſtimmte oder von einzelnen Excentricitäten und von den etwas anmaßlich ſich aufdrängenden Liebesklagen ſich beläſtigt fühlte.

Außer ihm ſchloß ſich den Stolbergen als Gefährte für die Schweizerreiſe von Haugwitz an, der von Paris kam und in Frankfurt mit ihnen zuſammentraf. In Darmſtadt lernten ſie Merck kennen, der für ſeinen jungen

Freund von der Verbindung mit Friedrich Stolberg nichts Gutes erwartete. „Dein Beſtreben," ſagte er zu Goethe, „deine unablenkbare Richtung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben; die Andern ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug." Eine ſolche Differenz vermochte Goethe noch nicht zu fühlen. Für ſie ſchmückte ſich die Jugendfreundſchaft und das Leben in einer herrlichen, großen Natur mit allen Reizen der Poeſie. In Zürich fanden ſie Bodmer und Lavater, den enthuſiaſtiſchen Freund der jungen Dichter, deren Schilderung er in ſeiner Phyſiognomik mit der Extravaganz des kraftgenialen Colorits entworfen hat. In der Zeichnung Friedrich Stolberg's iſt indeß der richtige Blick des ſcharfen Beobachters nicht zu verkennen: „Zu lebendig, um zu ruhen, zu locker, um feſtzuſtehen, zu ſchwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes alſo, das die Erde nicht berührt. — Kein feſter, forſchender Tiefſinn, keine langſame Ueberlegung oder kluge Bedächtigkeit. — Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker. — Immer halbtrunkener Dichter, der ſieht, was er ſehen will." Lavater hatte geglaubt, einen Kraftmenſchen kennen zu lernen, fand aber, es gebe kaum einen zarteren, weicheren und beſtimmbareren. Mit ihm wurden mehrere Ausflüge in das Schweizergebirge gemacht. Goethe konnte nur kürzere Zeit in der Schweiz verweilen und kehrte im Juli nach Frankfurt zurück. Die Stolberge mietheten auf einige Wochen ein ſchöngelegenes Landhaus in der Nähe von Zürich. Im Spätſommer dehnten ſie ihre Reiſe weiter nach dem Süden aus. Ueber den Gotthard wandten ſie ſich nach Graubünden, nahmen von der venetianiſchen Grenze den Weg durch die Lombardei und Piemont bis zum Fuß des Montblanc und verweilten einige

Zeit am Genfer See, wo ſie am Feſte der Weinleſe theilnehmen konnten. Ein Beſuch wurde bei Voltaire in dem benachbarten Ferney gemacht. Ueber Zürich wurde die Rückreiſe nach Deutſchland angetreten.

Unter Stolberg's Gedichten ſtehen mehrere als Denkſteine der Schweizerreiſe. Homer, der ſein beſtändiger Begleiter war, ſchon in Göttingen ſein Liebling, ſo daß er bereits den Plan einer Ueberſetzung gefaßt hatte, wird in der „Vater Bodmer" gewidmeten enthuſiaſtiſchen Hymne gefeiert. Mitten unter den freiheitsſtolzen Schweizern, die dem republicaniſch-ſchwärmenden Idealiſten damals noch als das Muſter politiſcher Tugend erſchienen, entſtand der überſchwängliche „Freiheitsgeſang aus dem zwanzigſten Jahrhundert" und die lyriſchen Herzensergüſſe bei Tell's Geburtsſtätte, bei Betrachtung des Rüſthauſes zu Bern und der Trümmer der Zwingburg. Von all dieſen etwas prätentiöſen Dichtungen wenden wir uns am liebſten zu der zarteſten Blüthe der Stolberg'ſchen Lyrik: „Süße heilige Natur! Laß mich gehn auf deiner Spur!" Es war die Sprache des tiefſinnigen Gefühls, das nach der Betrachtung des Rheinfalls in ſeiner Seele nachklang.

Ihren Weg nach dem Norden nahmen die Brüder über Weimar, wo Goethe einige Wochen vorher als Gaſt des Herzogs eingetroffen war. Mit ihm erneuerten ſie die Tage der Freundſchaft, und es ward ihnen bei Maskeraden, Schlittenpartieen und Eisfahrten „recht wohl." Auch Wieland blieb in der Herzlichkeit nicht zurück. Ueber Hamburg kehrten ſie nach Kopenhagen zurück. Goethe, der ſich von dem weimariſchen Hofe für die Dauer gefeſſelt fühlte, wünſchte ſeinen Freund in ſeine Nähe zu ziehen. Friedrich Stolberg ward zum herzoglich-weimariſchen Kammerherrn ernannt und nahm im Frühjahr 1776 den Antrag des

Herzogs an, indem er nur die Bedingung ſtellte, den Sommer noch bei ſeinen Geſchwiſtern zubringen zu dürfen. Inzwiſchen hatte Klopſtock, dem man übertriebene Schilderungen von der extravaganten Genialität des Weimarer Hoflebens zugetragen hatte, ſich mit ſeinen Abmahnungen dazwiſchen geſtellt und die Sache mit Erfolg hintertrieben. Stolberg nahm ſein Wort zurück und trat in die Dienſte des Fürſtbiſchofs von Lübeck, Herzogs von Oldenburg, von dem er zum Geſandten am däniſchen Hofe ernannt wurde.

Um dieſe Zeit vollendete er die Ueberſetzung der Ilias in Hexametern; er machte ſie ſeinem Freunde Voß zum Geſchenk, der 1778 die Herausgabe beſorgte. Sie war für ihre Zeit verdienſtlich, wenn ſie auch ſpäter, wie Stolberg ſelbſt eingeſtand, von der Voſſiſchen übertroffen und in Schatten geſtellt wurde; mit der von Voß eingeführten ſtrengeren Form war er nicht vertraut. Seine Hexameter gleichen noch den Klopſtockiſchen, welche (nach Voß' Ausdruck) oft nur das Auge täuſchen. Zugleich entſtanden in dieſen Jahren mehrere ſeiner ſchönſten Gedichte, die idylliſche Schilderung des ſeeländiſchen Hellebeck, die Ballade „die Büßende," die Hymnen an die Sonne und an die Erde, das Badelied, das Lied „an das Meer" und das Winterlied. Die erſte Sammlung der Gedichte der beiden Brüder wurde von Boie beſorgt; ſie erſchien 1779 mit dem ſtolzen und zugleich charakteriſtiſchen, dem von ihnen ſeit der Göttinger Zeit gebrauchten Siegel entſprechenden Motto aus Virgil's Aeneis:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri.

(Wie von dem luftigen Haupt des Gebirgs zween hohe Centauren, Söhne der Wolk', abſteigen. — Nach Voß.)

Dieſe Sammlung enthält das Beſte, was Friedrich Stolberg's Muſe zu geben vermocht hat — Jugendgedichte. eiden ſie gleich an den Auswüchſen der jugendlichen eberſchwänglichkeit, welche die Odenſprache Klopſtock's co- irt und in den Freiheitshymnen an den Wortſchwall der ardengeſänge erinnert, ſo bleibt doch auch manches tief- npfundene und ſchöngeformte Gedicht; beſonders verdienen ine Lieder Anerkennung, die in einfachen Weiſen ein in- ges, zartes Gefühl ausſprechen und zum Theil Volks- eder wurden.

Im Jahre 1781 wurde Friedrich Stolberg zum Ober- enk in Eutin ernannt. Hatte er ſich gefreut, in Folge eſer Verſetzung ſeinem geliebten Bruder, der ſeit 1777 s Amtmann in dem holſteiniſchen Tremsbüttel lebte, näher ſein, ſo ward ihm noch eine andere ungehoffte Gunſt des eſchicks zu Theil, indem er in Eutin die Lebensgefährtin nd, in deren Beſitz ihm ſeine ſchönſten dichteriſchen Liebes- äume verwirklicht wurden. Agnes von Witzleben, e als Hofdame ſich in Eutin aufhielt, vereinigte mit n Reizen jugendlicher Schönheit die edelſten Tugenden ner zarten weiblichen Seele. Auf dem Lande geboren und zogen, hing ſie nicht an dem Glanz des Standes noch n Genüſſen der großen Welt. Natur und Unſchuld waren r Schmuck; ihre ganze Seele war Hingebung an den eliebten, der ſie noch lange nach ihrem Scheiden von der rde als „einen Engel in weiblicher Geſtalt" verehrte. n Mai 1782 verband er ſich mit ihr, und ein Jahr dar- f ſang er für ſie als glücklichſter Gatte das „Wiegen- d." Was Stolberg für ſie empfand, ſprechen viele an gerichtete Gedichte aus, denen niemand die wahrſte und ſſte Empfindung abſprechen wird.

Da ihm eine andere amtliche Stellung im Herzogthum

Oldenburg bestimmt war, so verließ er Eutin und lebte in glücklicher Zurückgezogenheit zu Vorstel, einem Landgute seines Schwagers, des Grafen von Bernstorff, und bei seinem Bruder zu Tremsbüttel. Von dort schrieb er unterm 1. December 1783: „Wie still und glücklich uns in der ländlichen Hütte die Stunden verstreichen, würden wenige Städter mir glauben. Mein Bruder und ich, unsere Frauen, unsere Nichte und der Kleine sind die ganze Gesellschaft. Ich rechne noch dazu die Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzosen und unsre lieben Landsleute. Ich fürchte mich schon auf die Zeit, da mein lieber Plutarch wird ausgelesen sein, welchem ich die Frühstunden widme. Diese langen Abende habe ich mit Cook die Welt umsegelt, auch hat mein lieber Tibullus mich zum Dritten aufgenommen, wenn er mit seiner Neära glücklich war. Mit Agnes lese ich den Thomson, mit Luisen täglich eine Stunde im Virgil. Mit beiden lese ich die Lebensläufe [von Hippel] wieder. Mein Bruder hat jetzt die Elektra des Sophokles übersetzt, und nur zwei Stücke noch übrig. Ich habe kleine Gedichte gemacht, aber wenige. Wenn ich recht im Schwelgen der Lectüre bin, so dichte ich wenig."

Im Jahre 1784 machten die Brüder mit ihrer Familie eine Reise nach dem Süden. Sie besuchten die Harzgegenden, die eigentliche Heimat ihres Geschlechts, und darauf Thüringen. In Weimar fanden sie bei Goethe die alte Freundschaft wieder; er spricht seine Freude aus, daß er „noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden." Nachdem sie darauf einige Zeit in Dresden verweilt und mehrere Ausflüge in die schönsten Gegenden des Erzgebirges gemacht hatten, begaben sie sich ins Karlsbad. Nach seiner Rückkehr stand Friedrich Stolberg im Begriff, das Amt eines Landdrosten im Her-

zogthum Oldenburg anzutreten, als er mit einer Miſſion an den ruſſiſchen Hof beauftragt ward, um die Botſchaft von dem Tode ſeines Fürſten Friedrich Auguſt, des erſten Herzogs von Oldenburg, der Kaiſerin Catharina II. zu überbringen. Er wurde in Petersburg mit beſonderen Gunſtbezeugungen, die auch dem Dichter galten, aufgenommen und mit dem Annenkreuz ausgezeichnet. In den letzten Tagen des Jahres 1785 kehrte er zurück, um endlich die ihm angetragene Stelle zu Neuenburg im Herzogthum Oldenburg anzutreten.

Während der Muße der letzten Jahre entſtanden das Trauerſpiel Timoleon „mit Chören" und die Jamben (1784), eine Reihe ſatiriſcher Zeitbilder. Freilich in der Form etwas breit und zerfloſſen, athmen ſie doch den Geiſt der Freiheit und ſind von einem energiſchen ſittlichen Gefühl durchdrungen, das ſich noch nicht in den Dienſt miſanthropiſcher Weltverachtung und bornirten Pfaffenthums begeben hat.

In Neuenburg theilte Stolberg mit ſeiner Frau ſein Leben zwiſchen den einfachen Genüſſen der Natur und den Beſchäftigungen mit anziehender Lectüre, ohne in die große Welt ſehnſüchtig hinauszuſchauen. Der von eigner Hand gepflegte Garten, die Frühlingslandſchaft, die ſie mit einander durchwanderten, und das trauliche Haus, deſſen Kinderkreis ſich ſchnell mehrte, boten ihnen eine Fülle von Freuden. „Ruhe, Freude und herzliches Willkommen der Freunde, Einfalt und Freiheit ſind immer hier" — äußerte Stolberg um jene Zeit. — „Auf ſolche Mitgäſte kann man nur Freunde einladen, aber dieſe auch von Herzen." In ähnlicher Weiſe ſpricht ſich die poetiſche Einladung an Lavater aus, der ſich damals in Bremen aufhielt, wo man ihn für eine Pfarrſtelle zu gewinnen geſucht hatte.

„Geliebter, soll in süßer Ruh'
Ich Dich, wie vor elf Jahren sehen,
So höre Deines Stolberg's Flehen,
So eile meiner Hütte zu,
Wo in der Laube kühlem Wehen
Nur stille Freuden sich ergehen;
Wo Freiheit in der Einfalt Schooß
Ein Liedchen singt auf weichem Moos;
Wo keusche Lieb' ihr Nestchen bauet
Und sich dem Schatten anvertrauet;
Wo nicht ein Störer uns erschauet,
Vor welchem meiner Seele grauet.

Literarische Arbeiten füllten vorzugsweise die einsamen Stunden aus. Mehrere Jahre hindurch beschäftigte ihn schon die Uebersetzung des Aeschylus, während sein Bruder die Tragödien des Sophokles metrisch übertrug. Das Studium der griechischen Tragödie ermunterte sie zu eigenen dramatischen Arbeiten, um den Versuch zu machen, die dramatische Behandlung und den Chor der Griechen nachzuahmen. Nachdem Friedrich Stolberg mit dem Timoleon die erste Probe gegeben hatte, folgten gleichzeitig mit der Uebersetzung des Sophokles die „Schauspiele mit Chören von den Brüdern Chr. und F. L. Grafen zu Stolberg" (1787). Friedrich Stolberg ist der Verfasser des Theseus und des Servius Tullius. An der Wahl der Stoffe erkennt man die Tendenz. Es sind Darstellungen völkerbeglückender Könige und republicanischen Staatslebens: daher schloß sich auch der Entwurf eines Wilhelm Tell an, zu dessen Ausführung ihm seine Kräfte nicht auszureichen schienen; nur einige Chöre sind erhalten. Ungeachtet des historischen Hintergrundes und der idealen politischen Tendenz waren diese dramatischen Dichtungen doch leer an Handlung und ohne inneres Leben, ähnlich wie die verwandten Klopstockischen Dramen; sie enthalten mehr Er-

zählung, Ausmalung der Situation und dialogiſirte lyriſche Empfindung, als dramatiſche Darſtellung, ſo daß ſie ohne Einfluß auf die Entwickelung unſerer dramatiſchen Literatur geblieben ſind. Die Chorgeſänge ſind Oden in Alcäiſchen und choriambiſchen Maßen.

In dem Roman die Inſel, welcher 1788 erſchien, übertrug er die Glückſeligkeit ſeines idylliſchen Lebens auf die politiſche Welt. Auf einer anmuthigen Inſel ſieht ſich der weiſe Sophron von einem Kreiſe edler Jünglinge umgeben; ihnen ſchildert er das Glück eines friedlichen, fern vom Geräuſch der Welt dahinfließenden Daſeins und erweitert das Gemälde zu einer idealen Republik, in der reine Sitten, Freiheit und Gleichheit, Weisheit und Thätigkeit ohne Gewinnſucht herrſchen. Es iſt ein Denkmal des idealiſtiſchen Republicanismus, in welchem man vor der franzöſiſchen Revolution ſich ſo bequem zu betten wußte. Einige idylliſche Dichtungen in Hexametern ſind angehängt.

Er ahnte damals nicht, daß ſeine friedliche Inſel, die ihm als ein glückliches Aſyl erſchienen war, ſo ſchnell zerſtört werden würde. Am 15. November 1788 war nach einer kurzen, unbedeutend ſcheinenden Krankheit ſeine Agnes ſanft entſchlummert; der Tod nahte ihr ſo unerwartet, daß ſie den Abſchied von ihrem Stolberg und ihren vier Kindern nicht gefühlt hatte. In Begleitung ſeines Bruders, der ſchnell herübergekommen war, verließ Stolberg gramerfüllt den Ort, wo er ſeine glücklichſten Jahre genoſſen hatte, und ſuchte Troſt im Kreiſe der Verwandten und Freunde in Holſtein. Nach Neuenburg und in ſein bisheriges Amt wünſchte er nicht wieder zurückzukehren. „Der ſtille Bach meines Lebens," ſchrieb er am 23. März 1789, „auf welchem ich überſelig im kleinen Nachen umherfuhr, iſt

verſiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage. — Eutin rief mir tauſend ſelige Erinnerungen bräutlicher und ehelicher Seligkeit zurück, und in dem Hauſe, in welchem ich ſie heimholte, hat Voß Jonathansthränen mit mir geweint.“ Die Oden „die Bitte,“ „die Warnung,“ „die Sehnſucht“ drücken das Nachgefühl ſeines Glücks und ſein Verlangen nach Troſt in ergreifender Weiſe aus.

„Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab,
Freudeweinend begrüßt den ſtillen Abend,
Eh' ihr ſanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr ſchlummert.
Schauet mich an! denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler ſich träumt, ein Kaiſer mißbraucht,
War wie ſchlechte, fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten.
Denn du warſt mein, du Süße! mein, du Traute!
Du Holdſelige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollſte der liebevollen
Weiblichen Herzen!

Wider Erwarten zogen ihn die politiſchen Verhältniſſe aus der Zurückgezogenheit, in der er Troſt geſucht hatte. Dänemark wurde während des ſchwediſch-ruſſiſchen Krieges von Preußen mit Feindſeligkeiten bedroht. Um dieſe abzuwenden, erbat ſich der damalige Regent, Kronprinz Friedrich von Dänemark, Stolberg vom Herzog von Oldenburg als Abgeſandten an den preußiſchen Hof. Stolberg nahm den Auftrag an, der ihn zwei Jahre in Berlin feſſelte. Er machte hier die Bekanntſchaft der Gräfin Sophie von Redern, welche bei ihrer Schweſter, der Gemahlin des ſardiniſchen Geſandten, ſich der Erziehung der Töchter des Hauſes widmete, und verband ſich mit ihr am 15. Febr. 1790. Einen Erſatz für ſeine Agnes hoffte er nicht zu

finden. In welcher Stimmung er den neuen Bund ſchloß, drücken wenige Worte aus einem Briefe an ſeinen Freund von Halem zur Genüge aus. „Werden Sie Ihren armen Freund begreifen," ſchreibt er am 4. Januar 1790, „der es wieder wagen mag und wagen kann, nach dem Tode der Geliebteſten eine zweite Verbindung einzugehen? Ich kann des ſüßen weiblichen Umgangs nicht entbehren. Die geſtürzte Fackel des freundlichen Genius wäre mir lieber geweſen, als die Fackel des Hymen; aber jene darf ich nicht ſtürzen, ſo lange ſie lodern ſoll. Und ſo viel Ruhe und Freude mir nach Agnes' Tode noch zu Theil werden kann, wird mir in den Armen meiner geiſt- und liebevollen Sophie zu Theil werden. Es iſt ein ſehr edles liebes Mädchen. Sie ehret meinen Schmerz, den ſie lindern, nicht ſtören kann, auch nicht ſtören will."

Mit der Berliner Geſandtſchaftsreiſe und der zweiten Vermählung ſind wir zu einem Wendepuncte in Stolberg's innerem Leben gelangt, der ſich in den letzten Jahren ſchon vorbereitet hatte. Der Freiheitsſänger, der den großen Völkerſabbath auf den Trümmern der Zwingburgen in prophetiſchem Dithyrambenton gefeiert hatte, als der Strom des politiſchen Lebens noch langſam zwiſchen ſeinen Ufern floß, und die franzöſiſchen Verfaſſungsreformen in ihrem erſten Beginn, wo ſie die Sphäre der Theorieen noch nicht verlaſſen hatten, mit Klopſtockiſchem Jubel begrüßte, wurde an dem revolutionsfeindlichen Berliner Hofe ſchnell von ſeinem abſtracten Enthuſiasmus geheilt. Schon unterm 20. Januar 1791 ſchrieb er an Halem: „Ich war ſo enthuſiasmirt für Frankreichs Revolution, als man es ſein kann. Aber ich geſtehe Ihnen, daß ich weder zufrieden mit der Nationalverſammlung bin, welche geſetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet (alſo Deſpotie iſt), noch auch dem Nationalgeiſte Frankreichs viel zutrauen

kann. . . . . Ich ſehe den großen Strom heranrauſchen, welcher alle Deſpotieen ſtürzen wird. . . . . Ich ehre, ich liebe — Sie wiſſen wie ſehr! — die Freiheit! Aber eben deßwegen glaube ich, daß ſie ſich auf Tugend gründen müſſe. Und dieſen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte ſeiner Immoralität und Irreligion getränkt hat.“

Die Klage über Immoralität und Irreligion hört man von Stolberg hier nicht zum erſtenmal. Schon einige Jahre vorher hatte ihn Heinſe's Ardinghello, die in glänzendem Colorit ausgeführte Verherrlichung der Sinnlichkeit, in einen maßloſen Zorn verſetzt, der ſich faſt in den Ausdrücken eines inquiſitoriſchen Bannſpruchs äußert, wenn er an Halem ſchreibt: „O ihr Männer von Oldenburg! verbrennet das böſe Büchlein, wenn euch an der Tugend eurer Weiber, Schweſtern und Kinder etwas gelegen iſt. Was ſollen ſie mit einem Buche, welches durch ſehr höhniſche Seitenblicke die Religion verdächtig machen und mit mehr als Epikuräiſcher Sophiſterei jede Tugend aus dem Wege räſonniren will, mit einem Roman, deſſen Held ein Erzböſewicht iſt, welcher jede blutige That, jede Stillung ſchändlicher Triebe beſchöniget.“ Nicht lange darauf verhängte er öffentlich ein ähnliches kritiſches Gericht über Schiller's „Götter Griechenlands.“ Er hätte mit dem Urtheil äſthetiſcher Kritik einzelne Mängel und Auswüchſe des Gedichts bezeichnen mögen; dieſe hat auch der Dichter nicht verkannt, der nachmals bedeutende Veränderungen vornahm. Stolberg jedoch, obſchon ſelbſt der ſchwärmeriſche Lobpreiſer der griechiſchen Poeſie, legte an die freie Schöpfung lyriſcher Phantaſie den chriſtlich-dogmatiſchen Maßſtab. „Poeſie“ — ſo lautet es in den „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht ꝛc.“ — welche die

Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunſt bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poeſie gedacht, um ſie für Tauſendkünſtelei zu halten, um zu glauben, daß ſie nach einer Bewunderung ſtreben könne, zu welcher ſich Verachtung und Abſcheu geſellen..... Wie ſollen wir Dichter nennen, welche, wie Schiller, des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es ſo anwenden?" In der Sache hat daher der bittere Ausſpruch der Xenien Recht:

Als du die griechiſchen Götter geſchmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnaſſe; dafür gehſt du ins Himmelreich ein.

Der Dichter Stolberg, der Sänger des Liebesglücks und der Naturfreuden, der Bewunderer der Schweizerthaten und der freien „götterähnlichen" Griechen tritt in den Hintergrund und erinnert nur dann und wann durch einige leiſe Anklänge an die Ideale ſeiner Jugend. Der revolutionsfeindliche Graf Stolberg, der „bei ſeiner Mutter Aſche" nicht dulden will, daß man die Franzoſen Weſtfranken nenne, da für ſie ſich nur der Name Weſthunnen gezieme, der Zögling herrnhutiſcher und katholiſcher Coterieen, der in engherziger Dogmatik zuſammenſinkt und die großartigſten Fortſchritte des wiſſenſchaftlichen Denkens als das Gift des Jahrhunderts ſchmäht und verdammt, ſteht von jetzt an vor uns. Sollen wir mit ſeinen Gegnern behaupten, erſt jetzt habe ſich der wahre Stolberg enthüllt; alles Andere ſei nur eine Maske geweſen? Das ſei fern! Stolberg, nach dem Tode ſeiner Agnes aus ſeinem Frieden herausgeriſſen und zu ſchwach, um mit klarem Geiſte und ſtarkem ſittlichen Bewußtſein ſich eine innere Welt wieder zu erbauen, ſchwankend und leicht beſtimmbar durch die Einwirkungen ſeiner Umgebung, dabei zurückgeſchreckt und fieberhaft erregt von der Verwirrung ſeines Zeitalters, in welchem ihm alle ſittliche Ordnung aus den Fugen gelöſt

zu ſein ſchien, fand die Ruhe der Seele nicht wieder, als bis er ſein Denken unter das Dogma der katholiſchen Kirche beugte. Schrittweiſe ſieht man ihn ſeit 1790 ſich dieſem Ziele nähern. Für Stolberg als Menſchen mögen ſeine Verehrer das Recht in Anſpruch nehmen, daß es ein jeder mit Gott allein auszumachen habe, in welchem Glauben er Troſt und Hoffnung finde. Die Literaturgeſchichte hat jedoch eben ſo ſehr auf ihrem Standpuncte das Recht zu behaupten, daß jeder Schritt, mit dem er ſeinem Uebertritte näher kam, eine zunehmende geiſtige Ermattung, eine immer größere Beſchränktheit verräth. Unter ſolchen Umſtänden konnte auch die langerſehnte Reiſe nach Italien ihm nicht den Gewinn bringen, den ſie früher, als er noch freien Blicks in die Welt ſchaute, hätte haben können; jetzt wirkte ſie mehr erſchlaffend als ſtärkend.

Stolberg hatte gehofft, in Berlin die Ernennung zum Geſandten in Neapel zu erhalten. Dieſe Erwartung ſchlug fehl. Er erhielt 1791 die Ernennung zum Präſidenten der Regierung in Eutin mit der Bewilligung eines anderthalbjährigen Urlaubs, den er zur Ausführung ſeines Reiſeprojects, auf welches er ſich ſeit längerer Zeit durch wiſſenſchaftliche Studien vorbereitet hatte, anwenden wollte. Nachdem er im Juni d. J. in ſein neues Amt eingeführt worden war, trat er im nächſten Monate in Begleitung ſeiner Frau, ſeines älteſten Sohnes und des Hofmeiſters deſſelben, Nicolovius, die Reiſe nach dem Süden an. Er nahm den Weg nach den Rheingegenden über Münſter, wo er die verhängnißvolle Bekanntſchaft mit der ſeit einigen Jahren glaubenseifrigen Fürſtin Gallitzin und deren Freundekreiſe machte, hier fand er den Freiherrn von Fürſtenberg, einen feingebildeten katholiſchen Prälaten, dem das Münſterland viel verdankte, und Overberg, den

vertrauten Beichtvater der Fürstin. Es knüpften sich Bande, die bald mehr und mehr sich befestigten. In Düsseldorf traf Stolberg mit seinem Freunde, dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, zusammen, besuchte in bedächtig-langsamer Weiterreise die Hauptstädte des Rheinlandes und fand manchen Freund früherer Jahre wieder. Ueber Stuttgart nach Ulm sich wendend, suchte er seinen Bundesbruder Miller auf und fand bei ihm sowie in Zürich bei Lavater, Pfenninger und Heß die alte Liebe und treue Erinnerung schöner Zeiten wieder. Bei dem Anblick der Denkmale der Schweizerthaten wirkte noch die Macht der Jugendgefühle nach, das letzte Aufflammen der Begeisterung für republicanische Freiheit. Im Herbst durchreiste er das nördliche Italien und genoß als gewissenhafter Reisender die Kunstschätze der Hauptstädte; doch war sein Blick schon getrübt, und seine Kunsturtheile haben wenig Werth. Am Vorabend des Weihnachtsfestes langte er in Rom an.

Der Aufenthalt in der „ewig einzigen" Stadt, in der seine Liebe zum Alterthum die reichste Nahrung fand, in der nicht nur Kunst und Geschichte zu seiner Seele sprach, sondern auch der Pomp der Kirchenfeste seine reizbare Phantasie gefangen nahm, sagte ihm dermaßen zu, daß er äußerte, er würde vielleicht, wenn er sein Leben außerhalb seines Vaterlandes zubringen und dabei verdammt sein sollte, in einer großen Stadt zu leben, keine Stadt Rom vorziehen. Der Papst Pius VI. imponirte ihm durch seine schöne Persönlichkeit, sowohl da er ihn am Weihnachtsfeste das Hochamt halten sah, als da er von ihm zu einer Audienz geladen war. Das christlich-gläubige Rom trug in seiner Phantasie den Sieg über das Rom des Alterthums davon. Für die Schönheit der antiken Bildnerkunst war sein Sinn nicht mehr offen und empfänglich genug. Bei Betrachtung

der Göttergeſtalten konnte er den engherzigen Ausſpruch thun, den ihm die Xenien nicht vergeſſen haben: „Ein gewiſſer Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzet, bezeichnet die meiſten Köpfe der alten Statuen, ſowohl der Götter als der Menſchen, ſowohl des männlichen Geſchlechts als des weiblichen. — Es ſchwebet ſelbſt auf den Geſichtszügen der ewigen Götterjugend, wie eine ſchwarze Wolke, der Gedanke des Todes.“ „Manche Aeußerungen ſeines Gemüths — ſo erzählt uns ſein Biograph Nicolovius, der Bewunderer des frömmelnden, den Armen der katholiſchen Kirche entgegeneilenden Stolberg — ließen ſeine Reiſegefährten nicht den Widerſchein eines heitern Himmels, ſondern ein Treiben kämpfender Kräfte erwarten, und ſie ſahen nicht, wie das gewaltig erregte, in einer eigenen Bewegung immer aufbrauſende Innere des oft heiteren, oft traurigen, aber ſtets geiſtvollen Stolberg wieder Gleichgewicht finden werde.“

Seinen Unmuth vermochten auch die Reize des lachenden Neapel, wohin er im Februar 1792 gelangte, nicht ganz aufzuheitern. Daher ſagt derſelbe Biograph: „Die Freude ſeines Lebens ſchien bisweilen verwelkt und der Garten ſeines Daſeins verheert. Lebensunmuth verſcheuchte häufig die Heiterkeit ſeiner Seele, welcher nicht ſelten die Veränderung des Ortes Labung bringen mußte. Wähnte er aber in dem Leben, welches ihm mitunter eine Wüſte erſchien, zu verſchmachten, ſo fehlte es ihm gleichwohl nicht an Manna in derſelben, indem in ſeinem Herzen ein heiliges Freudenbächlein rauſchte, welches ſeine Freunde zu der Hoffnung berechtigte, daß er an der Quelle, welche ihm Kraft, Muth und Freudigkeit gab, auch ſeinen Geiſt immer mehr nähren werde.“ Eine ſolche Erquickung reichten ihm die Münſterſchen Freiherrn Adolf und Caspar von Droſte

zu Vischering, die, auf einer Reise durch Italien begriffen, von der Fürstin Gallitzin an ihn empfohlen wurden. Sie waren Eiferer für die katholische Kirche und Mitarbeiter an dem Bekehrungswerk, das von Münster aus geleitet ward.

Stolberg begab sich von Neapel nach den apulischen Küstengegenden; von dort erblickte er die Gebirge Griechenlands, dessen Boden zu betreten ihn die Furcht vor der Pest und den Unannehmlichkeiten der Quarantäne abhielt. Nachdem er Calabrien durchreist, traf er gegen Ende Mai in Sicilien wieder mit seinen Münsterschen Freunden zusammen, in deren Gesellschaft er alle Theile der Insel mit antiquarischem Fleiße betrachtete. Seine Hinneigung zum Katholicismus erkennt man am deutlichsten aus der Apologie der unwissenden sicilianischen Klostergeistlichkeit, der er in seiner Reisebeschreibung eine lebhafte Apostrophe widmet. Während er noch in seinen „Jamben" Mönch und Pfaff und „jedes stolze Afterpäpstlein" mit eben so freiem als frommem Sinne geißelt, wehrt er jetzt von den Mönchen den Namen „Pfaff" ab; ihm gilt nur der noch als ein Pfaff, der sich von der Kirche nährt und gegen ihre Grundsätze lebt und redet.

Die Sommermonate brachte Stolberg größtentheils im Thale von Sorrent und auf der Insel Ischia zu. Eine heitere poetische Stimmung kehrte zurück; er dichtete die idyllischen Gemälde, welche er Hesperiden benannte und an seinen Freund Ebert richtete. Allein den glücklichen Tagen folgte bald die Trauer nach; auf Ischia starb sein jüngstes Töchterchen Sibylla, das ihm im Frühjahr in Neapel geschenkt worden war. Im September trat er die Rückreise nach Deutschland an. Von Rom nahm er den Weg über Venedig, das er am 26. October verließ. Nachdem er auf der Weiterreise einige Wochen in Wien und Prag ver-

weilt hatte, kehrte er zeitig genug nach Holstein zurück, um mit dem Beginn des Jahres 1793 sein Amt in Eutin antreten zu können.

Stolberg und seine Frau brachten ihren protestantischen Glauben nicht nach Deutschland zurück; im Stillen gehörten sie schon der katholischen Kirche an. Mit dem Münsterschen Kreise standen sie fortwährend in enger Verbindung, und von dort ward nichts unterlassen, um das Werk der Bekehrung zu vollenden. Schon im nächsten August kamen die Fürstin Gallitzin und Overberg nach Eutin, um dem angehenden Proselyten „behülflich zu sein," im nächsten Jahre Clemens August und Franz von Droste zu Vischering, worauf Stolberg 1795 den Besuch bei seinen Freunden in Münster erwiderte. Mit welchen Gesinnungen er von dannen zog, lehrt uns seine Ode Cassandra, wo er dem deutschen Volke die „Verräther" kennzeichnet,

„Die euch mit gleißendem Zauber täuschen!
Die euch verriethen lang' und verkauften lang',
Die aus dem Sonnenscheine des Himmels euch
Ins Labyrinth der Lehrgebäude
Führen bei wankender Fackeln Glanze."

Kein Wunder, daß er, wie in heiliger Zornesgluth, Goethe's Wilhelm Meister verbrannte und nur das sechste Buch, die Bekenntnisse einer schönen Seele, bewahrte. Wenn er gleichwohl in jenen Jahren eine Uebersetzung des Plato unternahm, so zog ihn nicht die aufrichtige Verehrung für das griechische Alterthum zu ihm hin, sondern er betrachtete die Platonische Idealphilosophie nur als eine Vorstufe für die christliche Mystik. Welchen Platz er der griechischen Philosophie neben dem christlichen Glauben anweisen möchte, erörtert er ausführlich in einem Briefe an Jacobi, dessen Resultat auf die Worte hinausläuft: „Immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen [den Heiden]

rd, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, ſondern Natur und der Gnade nach unterſchieden von der biſchen, wie — der Himmel über der Erde iſt.“ Auf ſen Abſtand weiſt er in der Vorrede zu der Ueberſetzung Plato und in den Anmerkungen zu den einzelnen Dia- en in einem ſo hochmüthigen Tone hin, daß Schiller pört ausruft: „Die Stolberg'ſche Vorrede iſt wieder as Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anßungsvolle Impotenz und die geſuchte, offenbar nur gehte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato um Chriſtum zu loben!“

Nach dem Beſuche der Fürſtin und Overberg's im Jahre 97 ſtand bei Stolberg der Entſchluß unſtreitig ſchon , ſeine bisherige Stellung aufzugeben und den katholien Glauben nun auch öffentlich zu bekennen. Es war r ein Blendwerk, wenn er 1798 in dem „Schreiben es holſteiniſchen Kirchſpielvogts über die neue Kirchen- nde“ noch einmal für den Buchſtaben der augsburgien Confeſſion riferte. Im December 1799 hielt er noch ähnlichem Sinne eine Rede bei der Einführung eines ngeliſchen Superintendenten zu Eutin. Am 1. Juni 00 legte Stolberg und ſeine Frau, die an dem Uebertt großen Antheil hatte und eine eifrige Katholikin ward, der Hauskapelle der Fürſtin Gallitzin das katholiſche laubensbekenntniß in die Hände Overberg's ab. ch Eutin zurückgekehrt, bekannte er am 22. Auguſt entlich ſeine Glaubensänderung und legte ſein Amt nie- . Die Kinder folgten nach einiger Zeit dem Vorgange Eltern, mit Ausnahme der älteſten Tochter Agnes, die t ihrem Vetter, dem Grafen von Stolberg-Wernigerode, lobt war. Sein Bruder Chriſtian, der den Schritt nes Bruders nicht billigte, gab um dieſe Zeit ebenfalls

sein Amt auf und lebte seitdem auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde.

Stolberg's Religionswechsel machte in Deutschland ein ungemeines Aufsehen. Nicht bloß Männer von rationalistischer Denkungsart, wie Voß, waren über diesen „Abfall von dem freien Geiste" empört, auch die, welche in ihren religiösen Ansichten der Mystik Stolberg's näher gestanden hatten, selbst Jacobi und Lavater, wollten doch keineswegs, wie Stolberg, biblisches Christenthum und katholischen Kirchenglauben für Eins gelten lassen und ließen sich nicht einreden, daß Stolberg's Behauptung wahr sei, er habe Jahre lang geprüft und sich endlich vollkommen überzeugt. „Nein" — so ruft Jacobi in edler Entrüstung ihm zu — „es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der Euch befallen hat; ein Gemische von Leidenschaften, die Ihr wohlgefällig in Eurem Herzen hegtet und pflegtet, hat allein Euch die Verrückung möglich gemacht, in der Ihr Euch in diesem Augenblicke so wohl befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über Eure fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar erschallen, und Ihr werdet Eure eigenen Ohren nicht davor verstopfen können." Die Stimmen der Zeit redeten laut genug, doch von ihm nicht mehr verstanden und kaum noch beachtet.

Am 28. September verließ Stolberg Eutin und begab sich nach Münster, das für ihn längst eine magnetische Anziehungskraft besaß. Daß es in jenem Kreise auf ein planmäßiges Entgegenwirken gegen den Protestantismus und ein Werben für die Sache der katholischen Kirche abgesehen war — das, worauf Voß nachmals seine Anklage gegen Stolberg gründete —, verschweigt selbst Katerkamp, der Lobredner der Fürstin Gallitzin, nicht: „Für die Fürstin, welche in jener verhängnißvollen Zeit alle Edlen, die mit

ihr in Berührung kamen, gern aufforderte, ſich an einander zu ſchließen und durch vereinigte geiſtige Beſtrebungen der wilden Kraft, die Alles, was ehrwürdig und heilig iſt, zu zerſtören drohte, entgegenzuwirken, war es ein erfreuliches Ereigniß, ihre Verbindung mit Fürſtenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes verſtärkt zu ſehen, deſſen Geiſt eine ſo nahe Verwandtſchaft mit dem ihrigen hatte.“ Dieſen aſcetiſchen und proſelytiſchen Zwecken widmete er von jetzt an vorzugsweiſe ſeine literariſche Thätigkeit, die ſich daher unſerer Betrachtung mehr und mehr entzieht. Er überſetzte einige Erbauungsſchriften des Auguſtinus und begann auf den Rath des Freiherrn Clemens Auguſt von Droſte zu Viſchering das Hauptwerk ſeiner letzten Lebensperiode, die Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti, welche er im Jahre 1819 mit dem funfzehnten Bande, worin die Erzählung bis 430 gelangt iſt, ſchloß; ſie iſt eine Verherrlichung der katholiſchen Kirche und eine Apologie ſeines Uebertritts. Beiträge zur poetiſchen Literatur ſind noch die Ueberſetzungen des Aeſchylus (1802), der größtentheils ſchon früher von ihm übertragen war, und des Macpherſon'ſchen Oſſian (1806). Das Leben Alfreds des Großen (1815) iſt zu ſehr Tendenzſchrift, um auf bedeutenden hiſtoriſchen Werth Anſpruch machen zu können.

Da Stolberg als bekannter Franzoſenfeind während der Napoleoniſchen Uebermacht in Münſter ſtreng überwacht ward, ſo entzog er ſich dieſer unangenehmen Lage, indem er 1812 das Landgut Tatenhauſen bei Bielefeld ſich zum Wohnſitze wählte. Die Befreiung Deutſchlands erfüllte ihn mit freudigem Hochgefühle. Noch einmal erſtand der Freiheitsſänger Friedrich Stolberg aus ſeiner Gruft und feierte den Sturz des Unterdrückers in den ſtolzen Alcäen der Vaterländiſchen Geſänge. Drei ſeiner Söhne, die in

der preußiſchen Armee mit gefochten hatten, kehrten in der Schaar der Sieger heim. Der eine von ihnen ſtarb 1815 den Heldentod in der Schlacht bei Ligny.

1816 miethete Stolberg das hannoverſche Domänengut Sondermühlen, drei Meilen von Osnabrück, wo er ſeiner Tochter Julia nahe war. Dem Herzen nach war er jedoch ſo ſehr Preuße geworden, daß er ſich auch ferner noch als einen ſolchen betrachtet wiſſen wollte. An dieſem ſeinem letzten, ſtillen Aufenthaltsorte waren ſeine Kirchengeſchichte und aſcetiſche Schriften ſeine anhaltende Beſchäftigung. Nach dem Abſchluſſe ſeines hiſtoriſchen Werks verfaßte er die „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift“ und das „Büchlein der Liebe,“ Erzeugniſſe engherziger Aſcetik; ſeine Lyrik findet ihren Abſchluß in einem Bittliede an die heilige Jungfrau und einem hypermyſtiſchen Schwanengeſange von der ewigen Liebe. Voß' Schrift: Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? gelangte am 14. November 1819 in ſeine Hände. Er war entſchloſſen, in einer kurzen Gegenſchrift ſich zu vertheidigen — „und ſollte es ihm auch das Leben koſten!“ Er konnte ſie nicht mehr herausgeben, ſie erſchien erſt nach ſeinem Tode.

Am 28. November ſtellte ſich ohne vorhergegangene Andeutung ein heftiger Magenſchmerz ein, der bald eine raſche Abnahme ſeiner Kräfte zur Folge hatte, ſo daß er ſich ſeine baldige Auflöſung nicht mehr verhehlte. Seine letzten Stunden waren ganz in dem Geiſte, in welchem er die letzte Periode ſeines Lebens durchlebt hatte. Mehrmals ließ er ſich Abſchnitte aus der Bibel und Lieder von Klopſtock und Claudius vorleſen und ſprach zu den bekümmerten Seinigen Worte herzlicher Liebe. „Kinderchen!“ ſagte er unter Anderm, „laßt es euch wohl ſein! Mir iſt ganz wohl. Ich habe eine ſchöne Zeit gelebt, ſiebzig Jahre, was wollt

ihr mehr? Gott weiß, wie ſehr ich an der Mama und an euch hange, aber doch gehe ich nicht ungern.“ Er empfahl ihnen für ihn zu beten und ermahnte ſie dem Heilande anzugehören. Ueber die mannigfachen Aeußerungen der Liebe und des frommen Seelenfriedens warf auch düſtere Aſcetik mehrmals ihre trüben Schatten. Er klagte, er ſei bange, die Gerichte Gottes ſeien furchtbar. Gott habe ihm ſo viel Gnade erzeigt, er ſei ſo untreu geweſen. „Du weißt nicht,“ äußerte er gegen ſeine Frau, „welch ein großer Sünder ich bin!“ Ein andermal rief er aus: „Ach, das Fegefeuer, das Fegefeuer! Ach, wer iſt rein, rein vor Gott? Meine ſelige Frau war eine ſo reine, unſchuldige Seele, doch betete ich alle Tage, oft mehrmal am Tag für ſie.“ Sanft waren ſeine letzten Augenblicke. Als der Arzt am 5. December, wo ſich ein Fröſteln eingeſtellt hatte, ihm die Nähe des Todes nicht mehr verſchwieg, faßte er deſſen beide Hände mit den Worten: „Danke, danke, recht herzlich danke ich Ihnen! Gelobet ſei Jeſus Chriſtus!“ Mit dieſen Worten ſank ſein Haupt auf die Seite, und nach einigen Athemzügen war er verſchieden.

Die Stimmen der Parteien ſind über ſeinem Grabe nicht verſtummt. Indeß auch vom literarhiſtoriſchen Standpuncte aus mögen wir uns das Wort des jüngeren Voß aneignen: „Friede ſei mit Stolberg! Irdiſche Schwächen und Irrthümer wird er nun erkennen. — Stolberg's beſſeres Sein lebe in treuer Erinnerung fort!“

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.